



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

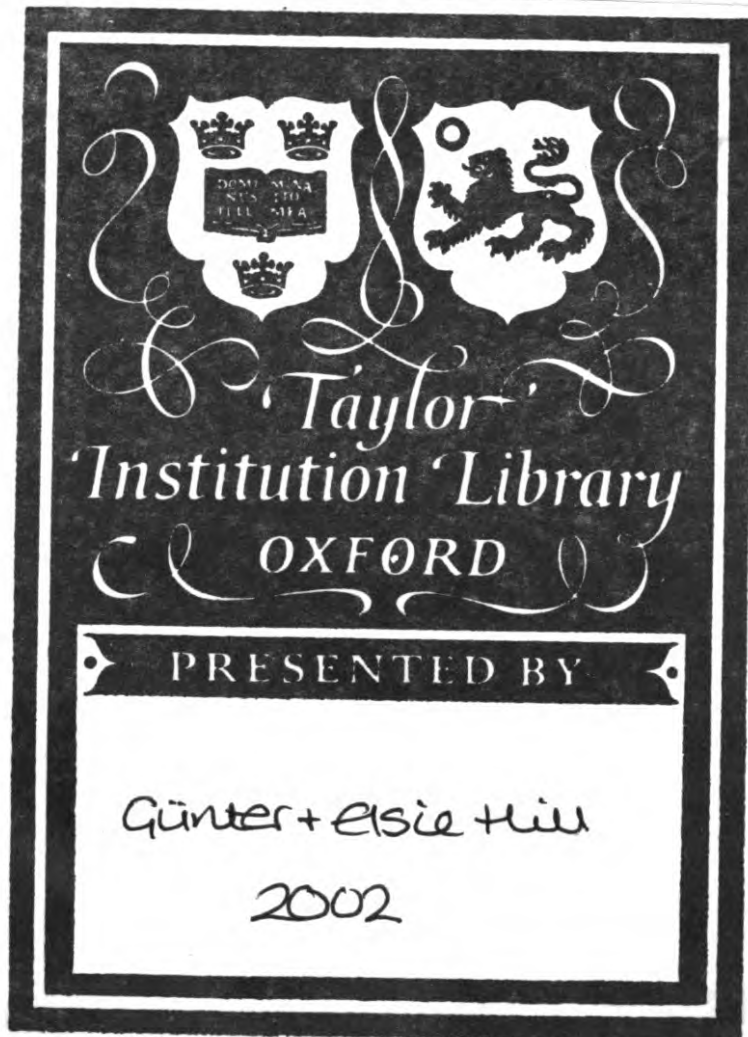
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

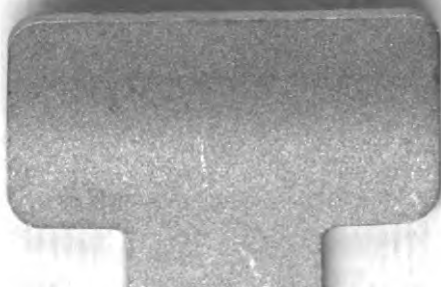




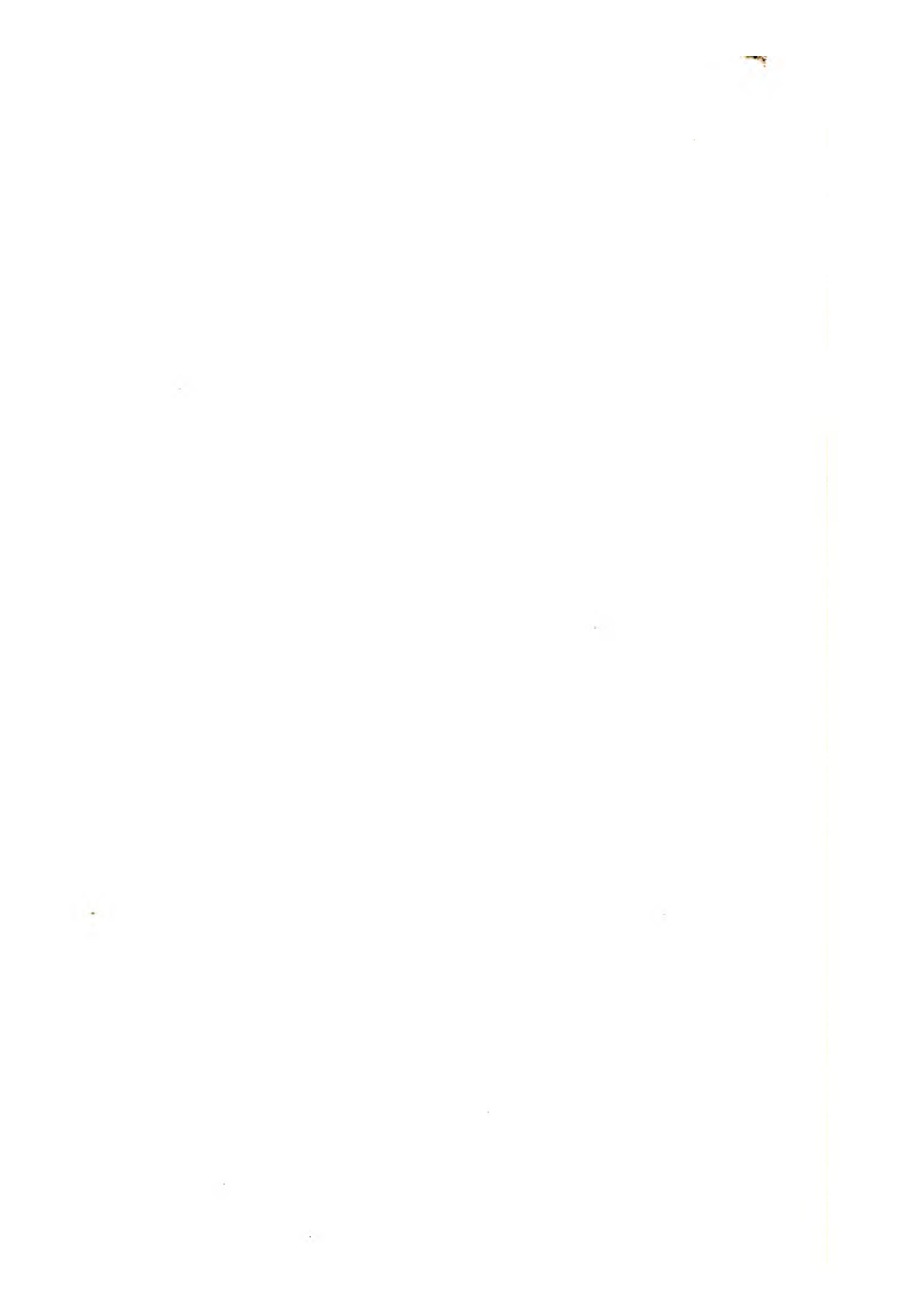
PRESENTED BY

Günter + Elsie Hui

2002



TNR 11232



J u g e n d e r i n n e r u n g e n

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9

Jugenderinnerungen

Kindheit, Knabenalter
und Jünglingsjahre

Von

L. N. Tolstoj



Bei Bruno Cassirer Berlin

Deutsch von Maria Einstein

Vorwort

A n d i e L e s e r

Ich zolle der allgemeinen Autorenschwäche meinen Tribut — und wende mich an den Leser.

Man tut dies meistens, um sich die Gunst und das Wohlwollen des Lesers zu sichern. Ich möchte einige Worte an dich richten, mein Leser. Aber zu welchem Zwecke? Ich weiß es wirklich nicht, urteile selber.

Jeder Autor — im weitesten Sinne dieses Wortes — versucht, was er auch schreiben mag, unbedingt sich vorzustellen: Wie das Geschriebene wirken wird? Um mir einen Begriff von dem Eindruck zu verschaffen, den mein Werk machen wird, muß ich eine gewisse Art von Lesern im Auge haben.

Wie kann ich wissen, ob mein Werk gefallen wird oder nicht, wenn ich nicht eine gewisse Art von Lesern im Auge habe? Eine Stelle kann dem einen gefallen, eine andere einem anderen; sogar das, was einem selber gefällt, kann dem anderen mißfallen. Jeder aufrichtig ausgesprochene Gedanke, so kompliziert er auch sein mag, jedes mit Deutlichkeit wiedergegebene Phantasieprodukt, so sinnlos es auch sein mag, muß Widerhall in irgendeinem Herzen finden. Wenn es in einem Kopfe entstehen konnte, so muß es unbedingt auch einen zweiten geben, der es verstehen wird. Darum muß jedes Werk gefallen, aber nicht in seinem ganzen Umfange und nicht bloß einem Menschen.

Wenn ein Werk einem Menschen in seinem ganzen Umfange gefällt, so muß es meiner Meinung nach ein in seiner Art vollendetes Werk sein. Ich sehe nur ein Mittel, um diese Vollkommenheit zu erreichen: Jeder Autor strebt nach Vollkommenheit; der Autor muß sich nun eine klare Vorstellung von dem Verstand, den seelischen Eigenschaften und der Richtung seines mutmaßlichen Lesers bilden.

Ich beginne darum meine Ansprache an dich, mein Leser, indem ich dich beschreibe. Wenn du finden solltest, daß du dem Leser, den ich beschreibe, nicht ähnlich bist, dann lese lieber mein Werk nicht. Du wirst andere Werke finden, die deinem Charakter entsprechen. Wenn du jedoch genau so bist, wie ich dies annehme, dann wirst du mich, ich bin fest davon überzeugt, mit Vergnügen lesen, um so mehr als ein Gedanke, der mich bei jeder guten Stelle inspirierte und vor Dummheiten, die ich hätte niederschreiben können, bewahrte, dir Freude machen wird.

Um dich zur Zahl meiner auserwählten Leser zu rechnen, verlange ich nicht viel: du mußt feinfühlig sein, d. h. du mußt jemand von Herzen bedauern, ja sogar bei der Erinnerung an eine Person, die du von Herzen lieb gewonnen hast, Tränen vergießen können; du mußt dich ihretwegen freuen können, ohne dich dessen zu schämen; du mußt deine eigenen Erinnerungen lieben; du mußt ein religiöser Mensch sein; du mußt beim Lesen meines Buches die Stellen auffuchen, die dein Herz rühren, nicht aber die, die dich zum Lachen reizen; du darfst nicht aus Neid die gute Gesellschaft verachten, auch wenn du nicht zu ihr gehörst; betrachte sie ruhig und unvoreingenommen, und ich werde dich der Zahl der Auserwählten zurechnen. Hauptsächlich aber mußt du ein Mensch mit Verstandnis sein, einer jener Menschen, denen man es, wenn man sie kennen lernt, gleich ansteht, daß man ihnen seine Gefühle und seinen Standpunkt nicht erst lange auseinanderzusetzen braucht, da sie einen verstehen und da jeder Laut unseres Herzens bei ihnen Widerhall findet. Es ist schwer, ja es scheint mir sogar unmöglich, die Menschen in Kluge und Dumme, in Gute und Böse einzu-

teilen; das ist für mich eine scharfe Grenze, die ich unwillkürlich zwischen allen Menschen, die ich kenne, ziehe. Das Hauptmerkmal der Menschen mit Verständnis ist dies, daß der Umgang mit ihnen einem angenehm ist; man braucht ihnen nichts auseinander zu setzen, nichts zu erklären; man kann ihnen mit voller Sicherheit die unklarsten Gedanken übermitteln. Es gibt feine, ungreifbare Beziehungen des Gefühls, für die es keinen deutlichen Ausdruck gibt, die man aber doch deutlich erfassen kann. Diese Gefühle und Beziehungen kann man ihnen ruhig andeuten; man kann in gewissen Ausdrücken mit ihnen sprechen. Meine Hauptforderung ist also Verständnis. Jetzt wende ich mich an dich, mein Leser, und bitte dich, mich wegen der Grobheit und Unausgeglichenheit, die mein Stil an manchen Stellen hat, zu entschuldigen; ich bin im voraus sicher, daß du es mir nicht verübeln wirst, wenn ich dir die Gründe dafür auseinandersetze. Es gibt zwei Arten zu singen: mit Kopfstimme und mit Bruststimme. Nicht wahr, die Kopfstöne sind viel modulationsfähiger als die Brusttöne, dafür aber wirken sie nicht auf das Gemüt. Die Bruststimme dagegen ist zwar gröber, wirkt aber lebendiger. Was mich betrifft, so kommen mir unwillkürlich Tränen in die Augen, wenn ich in der einfachsten Melodie Töne vernehme, die aus voller Brust kommen. Dasselbe gilt auch für die Literatur: das, was man schreibt, kann aus dem Kopfe kommen oder aus dem Herzen. Wenn das, was man schreibt, aus dem Kopfe kommt, fließen einem die Worte leicht zu und reihen sich glatt aneinander; wenn man jedoch mit dem Herzen schreibt, sammeln sich so viele Gedanken im Kopf, so viele Bilder in der Phantasie, so viele Erinnerungen im Herzen, daß die Ausdrücke ungenau, unbestimmt, ungefügig und grob werden. Vielleicht irre ich mich, aber ich war stets bestrebt, sobald ich merkte, daß ich mit dem Kopfe schrieb, innezuhalten, und bemühte mich, ausschließlich mit dem Herzen zu schreiben.

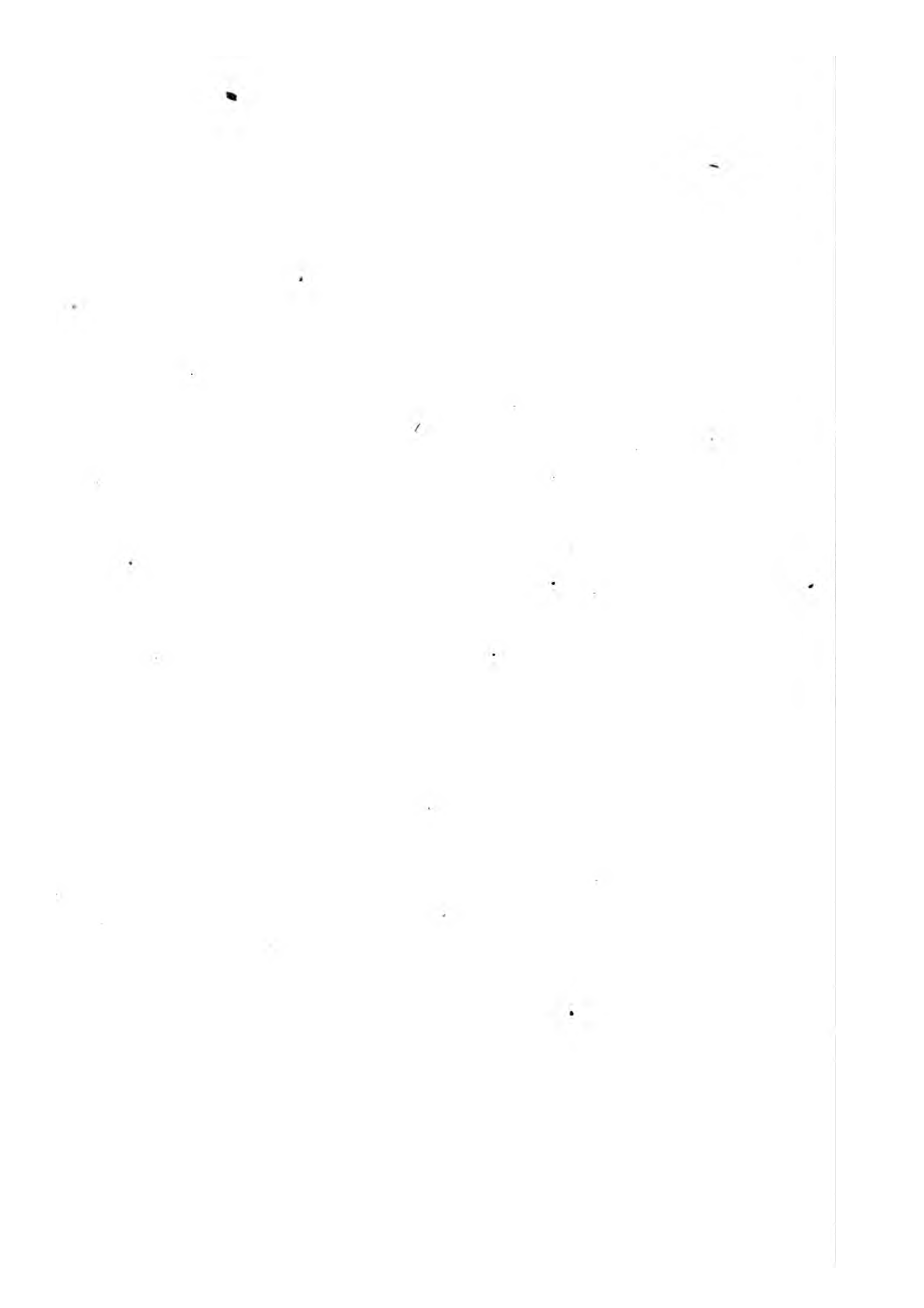
Ich muß dir noch das Geständnis von einem seltsamen Vorurteil machen, das ich habe.

Meiner Meinung nach ist die Person des Autors und Schrift-

stellers oder Dichters beinahe eine poetische Person: da ich meinem Werk die Form einer Autobiographie gab und die Absicht hatte, dich möglichst stark für meinen Helden zu interessieren, wollte ich nicht, daß man hinter dem Werk den Autor verspüre, und vermied darum alle Autorenkunstgriffe, alle gelehrten Ausdrücke und langwierige Perioden.



Kindheit



Der Hauslehrer Karl Iwanowitsch

Am 12. August 18 . . . , genau drei Tage nach meinem Geburtstag, an dem ich zehn Jahre alt geworden war und so herrliche Geschenke erhalten hatte, weckte mich Karl Iwanowitsch morgens um sieben Uhr, indem er mit einer Fliegenklappe — einem Stück Backpapier, das an einem Stock befestigt war — dicht über meinem Kopfe nach einer Fliege schlug. Er machte das so ungeschickt, daß er das an der eichenen Rückwand meines Bettes hängende Bild meines Schutzheiligen berührte und die getötete Fliege mir gerade auf den Kopf fiel. Ich streckte die Nase unter der Decke hervor, hielt mit der Hand das noch immer schaukelnde Bildchen fest, warf die getötete Fliege auf den Boden und blickte Karl Iwanowitsch mit zwar noch schlaftrunkenen, aber bösen Augen an. Jedoch Karl Iwanowitsch in seinem bunten wattierten Morgenrock, den ein Gürtel aus demselben Stoff zusammenhielt, in seinem roten gestrickten Käppchen mit einer Troddel, und in seinen weichen ziegenledernen Stiefeln, zielte und schlug an allen Wänden nach Fliegen.

„Ich bin wohl klein,“ dachte ich, „warum aber stört er mich? Warum schlägt er nicht neben Wolodjas Bett nach Fliegen? Dort sind ja so viele!! Nein, Wolodja ist älter als ich, ich bin der kleinste von allen, darum quält er mich. Sein Leben lang denkt er nur daran“, flüsterte ich, „mir Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er sieht wohl, daß er mich geweckt und erschreckt hat, tut aber so, als merke er es nicht . . . Ein abscheulicher Mensch! Wie abscheulich ist sein Morgenrock, sein Käppchen, und die Troddel!“

Während ich so in Gedanken meinen Ärger über Karl Iwanowitsch ausließ, ging er an sein Bett, blickte auf die Uhr, die in einem perlengestickten Pantoffel darüber hing, hängte die Fliegenklappe an einen Nagel und wandte sich dann in anscheinend allerbesten Laune an uns.

„Auf, Kinder, auf! . . 's ist Zeit. Die Mutter ist schon im Saal,“ rief er mit seiner gutmütigen deutschen Stimme, näherte sich mir, setzte sich auf das Fußende meines Bettes und zog die Tabakdose aus der Tasche. Ich tat, als schlief ich. Karl Iwanowitsch nahm zuerst eine Prise, wischte sich die Nase, schnippte mit den Fingern und wandte sich dann mir zu. Lächelnd begann er mir die Fußsohlen zu kitzeln. „Nun, nun, du Faulenzer!“ sagte er.

So sehr ich das Kitzeln auch fürchtete, sprang ich doch nicht aus dem Bett und antwortete ihm nicht, sondern versteckte den Kopf noch tiefer in die Kissen, schlug aus aller Kraft mit den Beinen um mich und gab mir die äußerste Mühe, das Lachen zu verhalten.

„Wie gut er doch ist und wie er uns liebt! Ich aber konnte so schlecht von ihm denken!“

Ich ärgerte mich über mich selbst und über Karl Iwanowitsch, wollte lachen und zugleich weinen: meine Nerven waren überspannt.

„Ach, lassen Sie, Karl Iwanowitsch!“, schrie ich mit Tränen in den Augen und streckte den Kopf aus den Kissen hervor.

Karl Iwanowitsch stutzte, ließ meine Fußsohlen in Ruhe und begann mich besorgt auszufragen: worüber ich weine, ob ich etwas Schlimmes geträumt hätte? . . Sein gutes deutsches Gesicht, die Teilnahme, mit der er nach der Ursache meiner Tränen forschte, ließen diese noch reichlicher fließen: ich hatte Gewissensbisse, ich begriff nicht, wie ich noch vor einer Minute Karl Iwanowitsch nicht lieben und seinen Morgenrock, sein Käppchen mit der Troddel abscheulich finden konnte; jetzt erschien mir alles an ihm ungewöhnlich nett, sogar die Troddel schien mir ein schlagender Beweis seiner Güte zu sein. Ich sagte ihm, daß ich weine, weil ich einen bösen Traum gehabt hätte: maman wäre tot und würde zu Grabe getragen. Das

alles hatte ich mir ausgedacht, denn ich konnte mich gar nicht besinnen, was ich diese Nacht geträumt hatte; als dann Karl Iwanowitsch, gerührt durch meine Erzählung, mich zu trösten und zu beruhigen begann, schien es mir, als hätte ich den schrecklichen Traum wirklich gehabt, und meine Tränen flossen nun aus einem ganz anderen Grunde.

Als Karl Iwanowitsch mich verließ, und ich, im Bette sitzend, die Strümpfe über meine kleinen Beine zog, ließen die Tränen etwas nach, doch die düsteren Gedanken über den erfundenen Traum wollten nicht weichen. Unser Diener Nikolaj trat herein, ein kleines, sauberes Männchen, das immer ernst, korrekt, höflich und ein großer Freund von Karl Iwanowitsch war. Er brachte unsere Kleider und Schuhe: für Wolodja Stiefel, für mich vorläufig noch die abscheulichen Schuhe mit Schleifen. Vor ihm schämte ich mich zu weinen; außerdem schien die Morgensonne heiter ins Fenster, und Wolodja, der, am Waschtisch stehend, Marja Iwanowna (die Gouvernante unserer Schwester) nachäffte, lachte so lustig und laut, daß selbst der ernste Nikolaj, das Handtuch über der Schulter, ein Stück Seife in der einen und einen Wasserkrug in der anderen Hand, lächelnd sagte: „Genug, Wladimir Petrowitsch, waschen Sie sich gefälligst!“

Ich war wieder guter Laune.

„Sind Sie bald fertig?“ rief Karl Iwanowitsch aus dem Studierzimmer.

Seine Stimme klang streng und hatte nicht mehr den Ausdruck von Güte, der mich bis zu Tränen gerührt hatte. Im Studierzimmer war Karl Iwanowitsch ein ganz anderer Mensch: da war er der Lehrer. Ich zog mich schnell an, wusch mich und folgte seinem Rufe, während ich noch mit der Bürste in der Hand meine nassen Haare glättete.

Mit der Brille auf der Nase und dem Buch in der Hand saß Karl Iwanowitsch auf seinem gewohnten Platz zwischen Thür und Fenster da. Links von der Thür befanden sich kleine Bücherregale: eins für uns Kinder, ein anderes für Karl Iwanowitsch, das sein Eigentum war. In unserem befanden sich Bücher aller Art, Lehr-

bücher und andere Bücher; die einen standen, die anderen lagen auf den Brettern. Nur zwei große Bände, „Histoire des voyages“, in roten Einbänden, lehnten würdig und korrekt an der Wand, dann folgten längliche und dicke, große und kleine Bücher: Deckel ohne Bücher und Bücher ohne Deckel; dort wurde alles hineingezwängt und untergebracht, wenn es vor der Pause hieß, die „Bibliothek,“ wie Karl Iwanowitsch dieses Regal hochtrabend nannte, in Ordnung zu bringen. Wenn auch die Büchersammlung auf seinem eigenen Bücherbrett nicht so groß war, so war sie dafür bunter zusammengesetzt. Ich erinnere mich noch an drei Werke: an eine deutsche Schrift über die Düngung von Kohlgärten, ohne Einband, an einen Band: Geschichte des Siebenjährigen Krieges, in einem an einer Ecke angebrannten Pergamenteinband, und an ein vollständiges Lehrbuch der Hydrostatik. Karl Iwanowitsch brachte seine meiste Zeit mit Lesen zu, er hatte sich sogar dadurch die Augen verdorben; doch las er niemals etwas anderes als diese drei Bücher und die „Nordische Biene“.

Unter den Gegenständen, die sich auf dem Regal Karl Iwanowitschs befanden, gab es einen, der mich ganz besonders an ihn erinnert. Das war eine runde, an einem Holzfuß befestigte Pappscheibe, die mit Hilfe von Stiften bewegt werden konnte. Auf die Scheibe war ein Bildchen aufgeklebt, das die Karikatur einer Dame und ihres Friseurs darstellte. Karl Iwanowitsch verstand sich vortrefflich aufs Kleben; die Pappscheibe hatte er selbst erfunden und angefertigt, um seine schwachen Augen gegen das grelle Licht zu schützen.

Als ob es heute gewesen wäre, sehe ich seine lange Gestalt im wattierten Schlafrock und in der roten Mütze, aus der spärliche graue Haare hervorguckten, vor mir. Er sitzt vor einem Tischchen, auf dem die Pappscheibe mit dem Friseur steht; sie wirft einen Schatten auf sein Gesicht; in der einen Hand hält er ein Buch, die andere ruht auf der Sessellehne; neben ihm liegt eine Uhr, auf deren Zifferblatt ein Jäger aufgemalt ist, ein kariertes Taschentuch, eine schwarze runde Tabakdose, ein grünes Futteral für die Brille, eine

Lichtputzschere. Alle diese Dinge liegen so korrekt und säuberlich auf ihren Plätzen, daß man aus der schönen Ordnung, die hier herrscht, allein schließen kann, wie rein das Gewissen und wie friedlich die Seele Karl Iwanowitschs sind.

Zuweilen, wenn ich vom Toben unten im Saal genug hatte, schlich ich auf den Zehenspitzen nach oben und blickte ins Studierzimmer hinein: Karl Iwanowitsch saß ganz allein in seinem Sessel und las mit majestätisch ruhigem Ausdruck in einem seiner Lieblingsbücher. Manchmal traf ich ihn in Augenblicken an, in denen er nicht las: seine Brille saß tief auf der großen Adlernase; in den hellblauen, halbgeschlossenen Augen lag ein besonderer Ausdruck, und die Lippen lächelten wehmütig. Es war still im Zimmer; man hörte nur seinen gleichmäßigen Atem und das Ticken der Uhr mit dem Jäger.

Manchmal bemerkte er nichts von meiner Anwesenheit, ich aber stand an der Türe und dachte: „Armer, armer alter Mann! Unserer sind viele, wir spielen, wir sind lustig, er aber ist mutterseelenallein, niemand ist zärtlich zu ihm. Er hat recht, wenn er sich als Waise bezeichnet. Seine Lebensgeschichte ist so furchtbar! Ich weiß noch, wie er sie Nikolaj erzählte; wie schrecklich ist es, in seiner Lage zu sein!“ So leid tat er einem, daß man zuweilen zu ihm gehen, seine Hand ergreifen und sagen mußte: „Lieber Karl Iwanowitsch!“ Er hatte es gerne, wenn ich so zu ihm sprach; stets liebte er mich dann und war sichtlich gerührt.

An der anderen Wand hingen Landkarten; fast alle waren zerissen, jedoch von Karl Iwanowitsch geschickt wieder zusammengeklebt. An der einen Seite der dritten Wand, in deren Mitte sich die Türe befand, die nach unten führte, hingen zwei Lineale, ein ganz zerkerbtes, das uns gehörte, und ein ganz neues, das seine, das mehr zu unserer Anspornung, als zum Linieren diente; an der anderen Seite der Wand war eine schwarze Tafel angebracht, an der unsere Vergehen verzeichnet waren, die großen — durch Kreise, die kleinen durch Kreuze. Links von der Tafel war die Ecke, in der man uns niederknien ließ.

Wie ist mir diese Ecke in Erinnerung geblieben! Ich entsinne

mich noch der Ofentüre mit der Luftklappe und des Geräusches, das diese verursachte, wenn man sie beiseite schob. Man stand und stand in der Ecke, bis einem die Knie und der Rücken schmerzten, und dachte bei sich: „Karl Iwanowitsch hat mich vergessen: er hat es gut, im weichen Sessel zu sitzen und seine Hydrostatik zu lesen; wie aber ist mir zumute!“ Um sich in Erinnerung zu bringen, begann man die Ofentüre auf- und zuzumachen oder den Stuck von der Wand abzukratzen; wenn dann plötzlich ein allzu großes Stück zu Boden fiel, dann war die Angst noch schlimmer als die Strafe. Man schielte zu Karl Iwanowitsch hinüber, er aber saß mit seinem Buch in der Hand und tat, als hätte er nichts bemerkt.

In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, der mit einem zerrissenen schwarzen Wachstuch bedeckt war, das die an vielen Stellen vom Federmesser zerschnittenen Tischränder sehen ließ. Rund um den Tisch standen einige ungestrichene, jedoch infolge langjährigen Gebrauchs wie neu lackierte Holzschemel. In der letzten Wand waren drei Fenster. Man hatte aus ihnen folgende Aussicht: gerade vor den Fenstern zog sich ein Weg hin, von dem mir jede kleinste Vertiefung, jedes einzelne Steinchen, jede winzige Spur längst vertraut und lieb geworden waren; jenseits der Weges eine Allee schön beschnittener Lindenbäume, die jedoch an manchen Stellen den geflochtenen Zaun durchschimmern ließ; durch die Allee blickte man auf eine Wiese; auf der einen Seite dieser Wiese stand die Tenne, gerade gegenüber begann der Wald, weit in der Ferne war das Wächterhäuschen zu sehen. Aus dem Fenster rechts sah man einen Teil der Terrasse, auf der sich die Erwachsenen vor dem Mittagessen aufzuhalten pflegten. Bisweilen schaute man in diese Richtung, während Karl Iwanowitsch das Diktatheft korrigierte; man sah den kleinen dunklen Kopf der Mutter, den Rücken von irgend jemand; man hörte das Lachen und Sprechen, das verworren von der Terrasse herüberklang; dann wurde einem so ärgerlich zumute, daß man bei sich dachte: „Wann werde ich endlich groß sein, zu lernen aufhören, wann brauche ich nicht mehr über Sprachaufgaben zu sitzen, sondern kann bei denen sein, die ich lieb habe? Der Ärger geht all-

mählich in eine unbestimmte Trauer über, man versinkt in tiefes Nachdenken, daß man gar nicht merkt, wie Karl Iwanowitsch einen wegen der Fehler tadelt.

Karl Iwanowitsch nahm den Morgenrock ab, zog seinen blauen Frack an, der an den Schultern Falten bildete, ordnete vor dem Spiegel seine Krawatte und führte uns hinunter, um die Mutter zu begrüßen.

2

Maman

Die Mutter saß im Salon und schenkte Tee ein; mit der einen Hand hielt sie die Teekanne, mit der anderen den Hahn des Samowars, aus dem das Wasser über den Rand der Teekanne auf das Tablett floß. Trotzdem sie aufmerksam hinschaute, hatte sie das nicht gemerkt, auch nichts davon, daß wir eingetreten waren.

Es tauchen so viele Erinnerungen an das Vergangene auf, wenn man sich bemüht, sich in der Vorstellung die Züge eines geliebten Wesens wieder lebendig zu machen, daß man sie nur verworren wie durch einen Tränennebel hindurch sieht. Das sind Tränen der Einbildungskraft. Wenn ich mich bemühe, mir die Mutter so vorzustellen, wie sie um diese Zeit aussah, sehe ich nur ihre braunen Augen, in denen stets die gleiche Güte und Liebe leuchtete, ein Muttermal am Halse, ein wenig unter der Stelle, wo die kleinen Härchen sich kräuseln, einen gestickten weißen Kragen, eine zärtliche, magere Hand, die mich so oft liebte und die ich so oft küßte; der Gesamtausdruck aber ist mir entschwunden.

Links vom Sofa stand ein altes englisches Klavier; vor ihm saß mein schwarzbraunes Schwesterchen Ljubotschka und übte mit seinen rosigen, eben mit kaltem Wasser gewaschenen Fingerchen mit sichtlicher Anstrengung die Etuden von Clementi. Sie war elf Jahre alt; sie trug ein kurzes Leinenkleidchen, weiße mit Spitzen besetzte Höschen und konnte die Oktaven nur „arpeggiert“ nehmen. Halb

zu ihr gewandt, neben ihr, saß Marja Iwanowna in einer Haube mit Rosabändern, in einer hellblauen Jacke und mit einem roten, bösen Gesicht, das einen noch strengeren Ausdruck bekam, wenn Karl Iwanowitsch ins Zimmer trat. Sie blickte ihn drohend an und fuhr, ohne seinen Gruß zu erwidern, fort, noch lauter und noch gebieterischer als zuvor, mit dem Fuße den Takt schlagend, zu zählen: un, deux, trois, un, deux trois.

Karl Iwanowitsch beachtete sie, wie es seine Gewohnheit war, in keiner Weise, und ging mit einem deutschen Gruß auf die Mutter zu, um ihr die Hand zu küssen.

Sie fuhr aus ihren Gedanken auf, schüttelte den kleinen Kopf, als wollte sie die traurigen Gedanken von sich weisen, reichte Karl Iwanowitsch die Hand und küßte seine runzlige Schläfe, während er ihre Hand küßte.

„Ich danke, lieber Karl Iwanowitsch,“ und sie fragte, indem sie in deutscher Sprache fortfuhr:

„Haben die Kinder gut geschlafen?“

Karl Iwanowitsch war auf einem Ohr taub, jetzt konnte er aber dank dem Lärm am Klavier überhaupt nichts verstehen. Er beugte sich näher zum Sofa nieder, stützte sich mit der einen Hand auf den Tisch, während er auf einem Fuße stand, hob mit einem Lächeln, das mir damals als der Gipfel der Feinheit vorkam, seine Mütze vom Kopf und sagte:

„Sie werden mich entschuldigen, Natalja Nikolajewna?“

Um seinen Kopf nicht zu erkälten, nahm Karl Iwanowitsch niemals seine rote Mütze ab, jedesmal aber, wenn er in den Salon trat, bat er um die Erlaubnis, sie aufbehalten zu dürfen.

„Sehen Sie nur die Mütze auf, Karl Iwanowitsch . . . Ich frage Sie, ob die Kinder gut geschlafen haben?“, sagte maman ziemlich laut und indem sie näher an ihn heranrückte.

Er hatte aber noch immer nicht verstanden, bedeckte seine Glaze mit der roten Mütze und lächelte noch freundlicher.

„Einen Augenblick, Mimi“, wandte sich maman lächelnd an Marja Iwanowna, „man kann nichts verstehen.“

Wenn die Mutter lächelte, wurde ihr Gesicht, so schön es auch sonst war, noch unvergleichlich viel schöner, und alles um sie schien heiterer zu werden. Hätte ich in den schweren Augenblicken meines Lebens dieses Lächeln auch nur flüchtig sehen können, ich wüßte wohl kaum, was Kummer bedeutet.

Ich glaube, im Lächeln allein liegt das, was man die Schönheit eines Gesichtes nennt; wenn das Lächeln den Reiz eines Gesichtes steigert, ist das Gesicht schön; wenn es das Gesicht nicht verändert, ist es mittelmäßig; wenn es dem Eindruck des Gesichtes Eintrag tut, ist es häßlich.

Nachdem maman mich begrüßt hatte, nahm sie mich mit beiden Händen beim Kopf, beugte ihn zurück, blickte mich dann aufmerksam an und sagte:

„Hast du heute geweint?“

Ich antwortete nicht. Sie küßte meine Augen und fragte auf deutsch:

„Weshalb hat er geweint?“

Wenn sie sich freundlich mit uns unterhielt, gebrauchte sie stets die deutsche Sprache, die sie vollkommen beherrschte.

„Ich habe nur im Schlaf geweint, maman“, sagte ich, während ich mich in allen Einzelheiten an den eingebildeten Traum erinnerte und bei dieser Erinnerung unwillkürlich schaudern mußte.

Karl Iwanowitsch bestätigte meine Worte, verschwieg aber den Inhalt des Traumes. Nachdem maman sich noch ein wenig über das Wetter mit uns unterhalten hatte, wobei auch Mimi an dem Gespräch teilnahm, legte sie sechs Stück Zucker für einige der besseren Dienstboten auf das Tablett, erhob sich und ging an den Stickerahmen, der am Fenster stand.

„Nun, geht jetzt zu Papa, Kinder, und sagt ihm, er soll unbedingt bei mir vorbeikommen, bevor er zur Tenne geht.“

Die Musik, das Taktzählen, die strengen Blicke begannen von neuem, und wir begaben uns zu Papa. Wenn wir das Zimmer durchschritten hatten, das noch von Großvaters Zeiten her den Namen der Offiziantenstube trug, gelangten wir ins Arbeitszimmer.

Papa

Er stand am Schreibtisch, und indem er auf irgendwelche Kuverts, Schriftstücke und Geldrollen hinwies, sprach er lebhaft und aufgeregt auf den Verwalter Jakob Michailow ein, der, die Hände hinten auf dem Rücken, auf seinem gewöhnlichen Platz zwischen Tür und Barometer stand und seine Finger sehr schnell nach allen Richtungen bewegte.

Je lebhafter Papa sprach, um so schneller bewegten sich die Finger, und umgekehrt: wenn Papa schwieg, blieben die Finger ruhig; wenn aber Jakob selbst zu sprechen begann, gerieten sie in äußerste Unruhe und hüpfen verzweifelt nach allen Richtungen hin und her. Die Fingerbewegung verriet, wie mir scheint, Jakobs heimliche Gedanken: sein Gesicht blieb immer ruhig, es drückte neben dem Bewußtsein seiner Würde auch das seiner Unterwürfigkeit aus; es schien zu sagen: Ich habe zwar recht, doch, ganz wie Sie befehlen!

Als Papa uns sah, sagte er:

„Wartet einen Augenblick.“

Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Türe, damit jemand von uns sie schließen sollte.

„Ach du mein lieber Gott! Was ist denn mit dir heute los, Jakob?“ fuhr er, zum Verwalter gewandt fort, wobei er mit einer Schulter zuckte (das war seine ständige Gewohnheit). „Dieses Kuvert mit den einliegenden 800 Rubel . . .“

Jakob griff nach der Rechenmaschine, verzeichnete darauf die 800 Rubel, und richtete in Erwartung des Kommenden seinen Blick auf einen unbestimmten Punkt.

„ . . . Für die Ausgaben in der Wirtschaft während meiner Abwesenheit. Begreifst du? Für die Mühle hast du 1000 Rubel zu bekommen . . . Stimmt's? Von der Regierung wirst du 8000 Rubel Pfandgelder zurückerhalten. Für das Heu, von dem wir nach deinen eigenen Angaben 7000 Pud zu 45 Kopeken verkaufen können,

wirst du 3000 bekommen; also, wieviel Geld wirst du im ganzen haben? 12000 . . . Ist es so oder nicht?"

„Das stimmt“, sagte Jakob.

Aus der Schnelligkeit seiner Fingerbewegungen ersah ich jedoch, daß er etwas erwidern wollte; doch Papa unterbrach ihn:

„Von diesem Geld wirst du also 10000 an die Hypothekenverwaltung für Petrowskoje einzahlen . . . Du wirst das Geld, das sich jetzt im Gutskontor befindet,“ fuhr Papa fort (Jakob mischte die 12000 von vorhin auf der Rechenmaschine durcheinander und merkte 21000 an), „mir bringen, trag es unter dem heutigen Datum als Ausgabe ein. (Jakob brachte die Zahlen durcheinander und drehte die Rechenmaschine um, wie um zu zeigen, daß nun auch der Betrag von 21000 dahin sei.) Dieses Ruvert mit Geld übergibst du in meinem Namen dem Adressaten.“

Ich stand nahe am Tisch und sah mir die Aufschrift an. Sie lautete: „An Karl Iwanowitsch Mauer.“

Papa mußte wohl gemerkt haben, daß ich gelesen hatte, was ich nicht wissen sollte, denn er legte mir seine Hand auf die Schulter und deutete mir mit einer leichten Bewegung an, vom Tisch wegzugehen. Ich begriff nicht, ob das eine Liebkosung oder ein Verweis sein sollte, küßte aber auf jeden Fall die große, sehnige Hand, die auf meiner Schulter lag.

„Jawohl“, sagte Jakob. „Was befehlen Sie betreffs des Geldes von Chabarowka?“

Chabarowka war das Gut meiner Mutter.

„Dieses Geld soll in der Kasse des Gutskontors verbleiben und darf ohne meinen Befehl nicht ausgegeben werden.“

Jakob schwieg einige Sekunden lang; dann begannen plötzlich seine Finger sich mit gesteigerter Schnelligkeit zu bewegen; er rückte die Rechenmaschine an sich heran und begann zu sprechen, während sein Gesicht statt des Ausdrucks gehorsamen Stumpfsinns, mit dem er die herrschaftlichen Befehle anhörte, den ihm üblichen Ausdruck gerissener Intelligenz annahm:

„Erlauben Sie, Ihnen zu melden, Peter Alexandrytsch: wie Sie

auch zu befehlen belieben, aber das Geld für die Hypothekenverwaltung kann nicht zum Termin bezahlt werden. Sie belieben zu sagen", fuhr er langsam fort, „daß die Pfandgelder und das Geld für die Mühle und das Heu einkommen müsse . . . (um diese Beträge zusammenzurechnen, notierte er sie auf der Rechenmaschine). Ich fürchte aber, wir können mit unseren Berechnungen fehl gehen", fügte er hinzu, nachdem er eine Weile geschwiegen und Papa tiefsinnig angeblickt hatte.

„Wieso?"

„Sehen Sie, was die Mühle betrifft, so war der Müller schon zweimal bei mir; er bat um eine Stundung und schwur bei Gott, daß er kein Geld hätte; auch jetzt ist er gerade hier; belieben Sie mit ihm selbst zu sprechen?"

„Was sagt er denn?" fragte Papa und deutete mit einer Kopfbewegung an, daß er nicht mit dem Müller verhandeln wolle.

„Man kennt das ja! Er sagt, es hätte nichts zum Mahlen gegeben, und daß er das ganze Geld, das er hatte, in das Wehr hineinstecken mußte. Wenn wir ihm aber kündigen, gnädiger Herr, bleibt es doch noch eine Frage, ob wir auf unsere Rechnung kommen! In betreff dessen jedoch, was Sie über die Hypotheken zu äußern beliebten, so habe ich Ihnen, wie mir scheint, bereits gemeldet, daß unser Geld dort festliegt und wir es nicht so bald erhalten können. Ich habe dieser Tage eigens wegen dieser Sache Iwan Afanasjewitsch nach der Stadt eine Fuhrre Mehl und einen Brief übersandt. Er antwortete aber: So gerne ich mich auch für Peter Alexandrytsch verwenden würde, so liegt doch die Sache nicht in meiner Hand, und Ihre Quittung wird allem Anschein nach kaum eher als in zwei Monaten ankommen . . . Und was sie vom Heu zu sagen liebten . . ., nehmen wir an, wir verkaufen es für 3000."

Er notierte 3000 auf der Rechenmaschine und schwieg eine Weile, indem er abwechselnd auf die Rechenmaschine und Papa in die Augen blickte, als wollte er sagen:

„Sie sehen selber, wie wenig das ist! Auch mit dem Heu werden wir hereinfallen; bieten wir es jetzt zum Verkauf an, Sie wissen ja selbst . . ."

Er schien noch einen großen Vorrat an Argumenten zu haben; wohl aus diesem Grunde unterbrach ihn Papa:

„Ich werde meine Anordnungen nicht ändern,“ sagte er, „wenn aber die Ankunft dieses Geldes sich wirklich verzögern sollte, so ist nichts weiter zu machen, du wirst, so viel als nötig, von dem Chabarowker Geld nehmen.“

„Zu Befehl!“

Jakobs Gesichtsausdruck und Fingerbewegungen zeigten, daß dieser Befehl ihm sehr angenehm war.

Jakob war Leibeigener und ein sehr eifriger und ergebener Mensch. Wie alle guten Verwalter war er im Interesse seines Herrn sehr geizig und hatte von dem, was den herrschaftlichen Vorteil ausmacht, die merkwürdigste Vorstellung. Er war stets darauf bedacht, den Besitz des Herrn auf Kosten des Besitzes der Herrin zu vermehren, indem er sich zu beweisen bemühte, daß alle Einkünfte von Mamas Gütern für Petrowskoje (das Gut, auf dem wir lebten) verwandt werden mußten. Gegenwärtig fühlte er sich als Sieger, war ihm dieses doch vollkommen gelungen.

Nachdem er uns begrüßt hatte, sagte Papa, wir hätten nun auf dem Lande genug müßig herumgefressen, hätten aufgehört, kleine Kinder zu sein, und müßten jetzt ernsthaft zu lernen anfangen.

„Ich glaube, ihr wißt schon, daß ich diese Nacht nach Moskau fahre und euch mitnehme“, sagte er. „Ihr werdet bei Großmutter wohnen, und maman wird allein mit den Mädchen hier bleiben. Und ihr wißt auch, der einzige Trost wird für sie sein, zu hören, daß ihr gut lernt und daß man mit euch zufrieden ist.“

Obwohl die Vorbereitungen, die wir schon seit Tagen beobachtet hatten, uns auf etwas Außergewöhnliches gefaßt machten, wirkte die Neuigkeit doch erschütternd auf uns. Mit rotem Gesicht und bebender Stimme richtete Wolodja den Auftrag der Mutter aus.

„Also dies hat mir mein Traum prophezeit!“ dachte ich. „Bewahre uns Gott vor etwas noch Schlimmerem.“

Meine Mutter tat mir sehr leid, zugleich jedoch freute mich der Gedanke, daß wir nun groß geworden wären.

Wenn wir heute reisen, gibt es sicherlich keinen Unterricht: das ist fein! dachte ich. Doch ist es schade um Karl Iwanowitsch. Er wird jetzt sicher entlassen werden, sonst hätte man nicht das Ruvert mit dem Gelde für ihn bereit gehalten . . . Dann wäre es schon besser, weiter zu lernen, nicht wegzufahren, sich nicht von Mama zu trennen und den armen Karl Iwanowitsch nicht zu kränken. Er ist auch so unglücklich genug!"

Solche Gedanken gingen mir durch den Sinn; ich rührte mich nicht vom Fleck und blickte aufmerksam auf die schwarzen Bänder meiner Schuhe.

Papa wechselte noch einige Worte mit Karl Iwanowitsch über das Fallen des Barometers, befahl Jakob, die Hunde nicht zu füttern, da er zum Abschied nach dem Mittagessen noch die jungen Jagdhunde ausprobieren wolle und gebot uns doch gegen mein Erwarten lernen zu gehen, wobei er uns allerdings zum Trost versprach, uns auf die Jagd mitzunehmen.

Auf dem Wege nach dem oberen Stock lief ich auf die Terrasse hinaus. An der Türe lag Papas Lieblingswindhund Milka mit zusammengekniffenen Augen in der Sonne.

„Milotschka," sagte ich, indem ich ihn streichelte und auf die Schnauze küßte, „heute fahren wir weg; lebe wohl! wir werden uns niemals mehr sehen!"

Ich ließ meinen Gefühlen freien Lauf und begann zu weinen.

4

Der Unterricht

Karl Iwanowitsch war sehr schlechter Laune. Man merkte das an seinen zusammengezogenen Augenbrauen und an der Art, wie er seinen Rock in die Kommode schmiß, wie er seinen Gürtel ärgerlich fester zusammenzog, und wie er kräftig mit dem Nagel die Stelle im Lehrbuch für Sprachübungen anmerkte, bis zu der wir die Dialoge auswendig lernen mußten. Wolodja lernte ganz ordentlich, ich aber war dermaßen aufgereggt, daß ich gar nichts konnte.

Lange starrte ich zerstreut in das Übungsbuch, doch die Tränen, die beim Gedanken an die bevorstehende Trennung meine Augen füllten, hinderten mich am Lesen. Als ich das Gelesene Karl Iwanowitsch hersagen mußte, der mich mit zusammengekniffenen Augen anhörte (das war ein schlimmes Zeichen), konnte ich gerade an der Stelle, wo der eine sagt: „Wo kommen Sie her?“ und der andere antwortet: „Ich komme aus dem Kaffeehause“, die Tränen nicht mehr zurückhalten und vor Schluchzen nicht mehr sagen: „Haben Sie die Zeitung gelesen?“ Als es zum Schönschreiben kam, machte ich infolge der Tränen, die auf das Papier fielen, solche Kleckse, als wenn ich mit Wasser auf Packpapier geschrieben hätte.

Karl Iwanowitsch wurde böse, ließ mich niederknien, behauptete, es sei Eigensinn, eine Puppenkomödie (das war sein Lieblingswort), drohte mit dem Lineal und verlangte, ich solle um Verzeihung bitten, während ich vor Weinen kein Wort hervorbringen konnte; schließlich aber sah er wohl seine Ungerechtigkeit ein, ging in Nikolajs Zimmer und schlug die Türe hinter sich zu.

Im Studierzimmer konnte ich sein Gespräch mit Nikolaj hören.

„Hast du gehört, Nikolaj, daß die Kinder nach Moskau fahren?“ sagte Karl Iwanowitsch, als er ins Zimmer trat.

„Gewiß! Ich habe davon gehört!“

Wahrscheinlich wollte Nikolaj sich erheben, denn Karl Iwanowitsch sagte: „Bleib sitzen, Nikolaj!“ und schloß darauf die Türe. Ich verließ meine Ecke und ging zur Türe, um zu horchen.

„So viel Gutes man den Leuten auch erweist, so anhänglich man auch ist, auf Dankbarkeit darf man nicht rechnen, Nikolaj,“ sagte Karl Iwanowitsch mit Gefühl.

Nikolaj, der am Fenster bei einer Schusterarbeit saß, nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Ich bin zwölf Jahre in diesem Hause und kann vor Gott bezeugen, Nikolaj,“ fuhr Karl Iwanowitsch fort, indem er seine Tabakdose und die Augen zur Stubendecke erhob, „daß ich sie geliebt und mich mehr mit ihnen beschäftigte, als wenn es meine eigenen Kinder wären. Erinnerst du dich noch, Nikolaj, als Wolodja das hitzige

Fieber hatte, weißt du noch, wie ich neun Tage, ohne ein Auge zu schließen, an seinem Bette zubrachte. Ja, damals war ich der gute, liebe Karl Iwanowitsch, damals brauchte man mich; und jetzt", fuhr er ironisch lächelnd fort, „jetzt sind die Kinder groß geworden, jetzt sollen sie ernstlich zu lernen anfangen. Als ob sie hier nichts lernen, Nikolaj!"

„Wie sollen sie denn anders lernen?", sagte Nikolaj, indem er die Schusterahle beiseite legte und mit beiden Händen am Pechdraht zog.

„Ja, jetzt bin ich überflüssig geworden, und man muß mich davonjagen; wo bleiben aber die Versprechungen? Wo bleibt die Dankbarkeit? Ich liebe und achte Natalja Nikolajewna, Nikolaj", sagte er, indem er die Hand aufs Herz legte, „aber was vermag sie? . . . Ihr Wille gilt in diesem Hause nicht mehr als das da." Und er warf mit einer ausdrucksvollen Bewegung ein Lederschnitzel auf den Boden. „Ich weiß wohl, wessen Machenschaften das sind, und weshalb ich überflüssig geworden bin: weil ich nicht schmeichle und nicht zu allem ja sage, wie gewisse Leute. Ich bin gewohnt, überall und vor aller Welt die Wahrheit zu sagen", sagte er stolz. „Gott stehe ihnen bei. Sie werden dadurch, daß sie mich los werden, nicht reicher, ich aber werde, so Gott will, noch ein Stück Brot für mich finden . . . Ist es nicht so, Nikolaj?"

Nikolaj erhob den Kopf und blickte Karl Iwanowitsch so an, als wolle er sich vergewissern, ob er noch ein Stück Brot finden könnte, sagte aber nichts.

Karl Iwanowitsch sprach noch lange und viel darüber: daß man bei einem General, bei dem er früher gewohnt hatte, seine Verdienste besser zu würdigen gewußt hätte (es tat mir weh, das zu hören), er sprach von Sachsen, von seinen Eltern, von seinem Freunde, dem Schneider Schönheit usw. usw.

Ich fühlte ihm seinen Schmerz nach, und es tat mir weh, daß mein Vater und Karl Iwanowitsch, die ich fast gleich sehr liebte, einander nicht verstanden; ich begab mich wieder in meine Ecke, kauerte mich nieder und sann darüber nach, wie man wohl zwischen den beiden ein Einvernehmen herstellen könne.

Als Karl Iwanowitsch ins Studierzimmer zurückgekehrt war, befohl er mir, aufzustehen und das Diktatheft vorzunehmen. Als alles fertig war, ließ er sich majestätisch in seinen Sessel fallen und begann mit einer Stimme, die aus geheimnisvoller Tiefe zu dringen schien, folgendes zu diktieren: „Von al-len Lei-den=schaf=ten die grau=sam=ste ist . . . Haben Sie geschrieben?“ Hier hielt er inne, nahm langsam eine Brise und fuhr dann mit neuer Kraft fort: „die grausamste ist die Undankbarkeit . . . Ein großes U“. In Erwartung des weiteren blickte ich ihn an, während ich das letzte Wort niederschrieb.

„Punktum“, sagte er mit einem kaum merklichen Lächeln und gab uns ein Zeichen, ihm die Hefte vorzulegen.

Mit verschiedener Betonung und dem Ausdruck größter Genugtuung las er mehrere Male diesen Satz, der sein innigstes Gefühl ausdrückte, vor: dann gab er uns eine Aufgabe aus der Geschichte und setzte sich ans Fenster. Sein Gesicht war nicht mehr düster, wie vorhin; es verriet die Genugtuung eines Menschen, der sich für eine ihm zugefügte Kränkung in würdiger Weise gerächt hatte.

Es war dreiviertel auf eins; Karl Iwanowitsch jedoch schien gar nicht daran zu denken, uns zu entlassen: er gab uns immerzu neue Aufgaben. Langeweile und Hunger nahmen in gleicher Weise zu. Mit großer Ungeduld verfolgte ich alle Anzeichen des herannahenden Mittagessens. Da ging die Hofmagd mit dem Scheuerbast, um die Teller abzuwaschen; da hörte man, wie im Eßzimmer mit dem Geschirr geklappert wurde, wie der Tisch ausgezogen und die Stühle hin und her gerückt wurden; da kam Mimi mit Ljubotschka und Katjenka (Katjenka war Mimis zwölfjährige Tochter) aus dem Garten; Foka aber war noch nicht zu sehen, der Haushofmeister Foka, der immer kam, um zu melden, daß das Mittagessen angerichtet sei. Dann erst konnte man die Bücher beiseite werfen und hinunterlaufen, ohne auf Karl Iwanowitsch zu achten.

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe; doch es war nicht Foka! Ich hatte mir seinen Gang genau gemerkt und erkannte stets das Anarren seiner Stiefel. Die Türe ging auf, und eine mir ganz fremde Gestalt trat über die Schwelle.

Der Narr

Ins Zimmer trat ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit blassem, pockennarbigem, länglichem Gesicht, langen, grauen Haaren und dünnem, rötlichem Bärtchen. Er war von so hohem Wuchse, daß er, um durch die Tür zu kommen, nicht nur den Kopf, sondern auch den Oberkörper beugen mußte. Er trug einen zerlumpten Anzug, der zugleich an einen Bauernrock und ein Priestergewand erinnerte; in der Hand hielt er einen riesigen Stab. Als er ins Zimmer trat, schlug er aus Leibeskräften mit dem Stab auf den Boden, wobei er die Augenbrauen verzog, den Mund übermäßig weit aufriß und in ein unheimliches, unnatürliches Gelächter ausbrach. Er war auf einem Auge blind; die weiße Pupille dieses Auges rollte unaufhörlich hin und her und gab dem ohnehin häßlichen Gesicht einen noch widerwärtigeren Ausdruck.

„Aha! Da hab ich Sie!“ schrie er, mit kurzen Schritten auf Wolodja zueilend, packte ihn beim Kopfe und begann sorgfältig seinen Scheitel zu betrachten; dann entfernte er sich mit ganz ernstem Gesichtsausdruck von Wolodja, trat an den Tisch und begann unter das Wachstuch zu blasen und das Kreuzeszeichen darüber zu machen. „O Weh! O Schmerz!... Die Lieben, Herzigen!... Fliegen davon!“ sagte er dann mit vor Tränen zitternder Stimme, indem er Wolodja voller Mitleid betrachtete und die dann tatsächlich aus den Augen herabrollenden Tränen mit dem Armel abtrocknete.

Seine Stimme war rauh und heiser, seine Bewegungen hastig und ungleichmäßig, seine Rede ohne Sinn und Zusammenhang (er gebrauchte niemals ein Fürwort), aber die Betonung war so rührend, das gelbliche, mißgestaltete Gesicht nahm manchmal einen so aufrichtig wehmütigen Ausdruck an, daß man, wenn man ihn hörte, ein gewisses Gefühl von Mitleid, Furcht und Trauer nicht loswerden konnte.

Das war der fromme Narr und Pilger Grischa.

Woher stammte er? Wer waren seine Eltern? Was hatte ihn dazu bewogen, das unstete Wanderleben, wie er es führte, zu erwählen? Niemand wußte es. Ich weiß nur, als er fünfzehn Jahre alt war, stellte es sich heraus, daß er ein heiliger Narr wäre, der Winter und Sommer barfuß ging, die Klöster besuchte, den Leuten, die er lieb gewann, kleine Heiligenbilder schenkte, daß er rätselhafte Worte redete, die manche als Prophezeihungen deuteten, daß niemand ihn je anders gesehen hatte, als er jetzt war, daß er manchmal meine Großmutter besuchte, daß die einen von ihm sagten, er wäre ein unglücklicher Sohn reicher Eltern und eine reine Seele, die anderen, er wäre nichts weiter als ein einfacher Bauer und ein Faulenzer.

Endlich erschien der langersehnte, immer pünktliche Foka, und wir gingen hinunter. Grischa folgte uns schluchzend, in seinem unsinnigen Geschwätz fortfahrend, und schlug mit dem Stabe auf die Stufen der Treppe. Arm in Arm gingen Papa und maman im Salon auf und ab und sprachen leise miteinander. Marja Iwanowna saß würdevoll im Sessel, der symmetrisch im rechten Winkel an den Divan stieß, und gab mit strenger, aber gedämpfter Stimme den neben ihr sitzenden Mädchen Verhaltensmaßregeln. Als Karl Iwanowitsch ins Zimmer trat, blickte sie ihn an, wandte sich aber sogleich ab, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, den man so deuten konnte, als wollte sie sagen: „Ich bemerke Sie nicht, Karl Iwanowitsch.“ Den Augen der Mädchen sah man an, daß sie es sehr eilig hatten, uns eine wichtige Mitteilung zu machen; es wäre jedoch ein Verstoß gegen Mimis Grundsätze gewesen, wenn sie von ihrem Platz aufgesprungen und uns entgegengeeilt wären. Zuerst mußten wir zu ihr gehen, „Bon jour, Mimi“ sagen und einen Kratzfuß machen, erst dann durften wir ein Gespräch anfangen.

Was war diese Mimi für eine unausstehliche Person! Bisweilen konnte man in ihrer Gegenwart gar nichts sprechen: sie fand alles unpassend. Außerdem quälte sie uns mit ihrem ewigen: „Parlez donc français“, wenn wir gerade Lust hatten, russisch zu sprechen; oder man kam beim Mittagessen so richtig auf den Geschmack einer Speise

und wünschte, von niemand gestört zu werden, da hörte man schon ihr: „Mangez donc avec du pain“, oder „Comment c'est que vous tenez votre fourchette?“ Was hat sie sich in unsere Angelegenheiten zu mischen? dachte man da. Mag sie doch ihre Mädchen belehren, dazu haben wir doch Karl Iwanowitsch. Ich teilte vollkommen seinen Haß gegen gewisse Leute.

„Bitte doch maman, daß man uns auf die Jagd mitnimmt“, flüsterte mir Katjenta zu, indem sie mich am Rock festhielt, als die Erwachsenen ins Eßzimmer vorangingen.

„Gut, versuchen wir es.“

Grischa nahm auch im Eßzimmer sein Mittagessen ein, saß aber an einem besonderen Tischchen; er erhob die Augen nicht vom Teller, seufzte zuweilen, schnitt furchtbare Grimassen und sprach wie zu sich selbst: „Schade! . . . ist davongeflogen . . . die Taube wird zum Himmel fliegen . . . o, ein Stein liegt auf dem Grabe“ . . . usw.

Maman war schon seit Tagesanbruch sehr aufgeregt; die Gegenwart Grischas, alles was er tat und sagte steigerte ihre Aufregung sichtlich.

„Ach ja, beinahe hätte ich vergessen, dich um etwas zu bitten,“ sagte sie, als sie dem Vater den Teller mit Suppe reichte.

„Was denn?“

„Laß, bitte, deine entsetzlichen Hunde einsperren, fast hätten sie den armen Grischa zu Tode gebissen, als er durch den Hof ging. Sie können eben so gut einmal die Kinder anfallen.“

Als Grischa hörte, daß man von ihm sprach, wandte er sich dem Tisch zu, ließ die zerrissenen Schöße seines Gewandes sehen und sprach, während er fortfuhr zu kauen:

„Wollte, daß totbeißen . . . Gott ließ nicht zu. Sünde, Hunde aufhezen!

Große Sünde! Schlag nicht, Großer!¹⁾ Wozu schlagen? Gott verzeiht . . . Die Zeiten sind nicht danach.“

„Was sagt er?“ fragte Papa, indem er ihn aufmerksam und streng betrachtete. Ich verstehe nichts.“

¹⁾ So nannte er alle Männer ohne Unterscheid.

„Ich dagegen verstehe ihn“, sagte maman, „er erzählte mir, daß irgendein Jäger seine Hunde absichtlich auf ihn losgelassen hatte, er sagte ja auch: (Wollte, daß sie mich totbeißen, Gott ließ es nicht zu) und er bittet dich, ihn dafür nicht zu bestrafen.“

„Ach so!“ sagte Papa. „Woraus entnimmt er nur, daß ich diesen Jäger bestrafen will? Du weißt, ich bin im allgemeinen kein großer Freund von solchen Herren,“ fuhr er französisch fort, „dieser aber mißfällt mir ganz besonders und muß . . .“

„Sage so was nicht, mein Freund“, unterbrach ihn Mama, fast erschrocken. „Wie kannst du wissen?“

„Ich glaube, ich habe Gelegenheit genug gehabt, diese Art Menschen zu studieren; es kommen ihrer ja so viele zu dir, sie sind alle aus dem gleichen Holze geschnitten. Ewig die gleiche Geschichte . . .“

Man sah, daß die Mutter in dieser Sache ganz anderer Meinung war und nicht streiten wollte.

„Bitte, reich mir eine Pastete,“ sagte sie. „Schmecken sie dir heute?“

„Nein, mich bringt es auf,“ fuhr Papa fort, indem er eine Pastete vom Teller nahm, sie jedoch so weit weg hielt, daß maman sie nicht erreichen konnte, „mich bringt es auf, wenn ich sehe, daß kluge und gebildete Menschen sich betrügen lassen.“

Und er schlug mit der Gabel auf den Tisch.

„Ich bat dich, mir eine Pastete zu reichen“, sagte sie und streckte die Hand aus.

„Und man tut gut daran, solche Leute der Polizei zu übergeben“, sagte Papa und zog seine Hand zurück. „Das einzige, was sie fertig bringen, ist, die ohnehin schwachen Nerven gewisser Personen noch mehr zu zerrütten“, fügte er lächelnd hinzu, da er merkte, daß dieses Gespräch Mama unangenehm war, und reichte ihr die Pastete.

„Ich will dir nur eins darauf erwidern: es ist schwer zu glauben, daß ein Mensch, der trotz seiner sechzig Jahre Winter und Sommer barfuß geht, der unter seinen Kleidern, die er nie ablegt, zwei Pud schwere Ketten verborgen trägt, der wiederholt das Anerbieten abgeschlagen hat, ein ruhiges bequemes Leben zu führen und mit allem

versorgt zu sein; es ist schwer zu glauben, daß ein solcher Mensch das alles nur aus Faulheit tut. Was die Weissagungen anbetrifft", fügte sie mit einem Seufzer hinzu, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte: „je suis payée pour y croire"; ich habe dir, glaube ich, erzählt, wie Kirjuscha meinem seligen Vater den Tag und die Stunde seines Todes genau vorhergesagt hat."

„Ach Gott, was hast du angerichtet!" sagte Papa lächelnd, indem er die Hand an der Seite, wo Mimi saß, vor seinen Mund hielt. (Wenn er das tat, horchte ich stets mit gespannter Aufmerksamkeit, weil ich etwas Komisches erwartete.) „Warum hast du mich an seine nackten Füße erinnert? Ich habe hingeschaut und kann jetzt nichts mehr essen."

Das Mittagessen ging zu Ende. Ljubotschka und Katsjenka zwinkerten uns beständig zu, rutschten auf ihren Stühlen hin und her und verrieten überhaupt die größte Unruhe. Dieses Zwinkern bedeutete: „Warum bittet ihr nicht, man solle uns auf die Jagd mitnehmen?" Ich stieß Wolodja mit dem Ellbogen an, Wolodja stieß mich an und faßte endlich Mut, dann erklärte er zuerst mit schüchterner Stimme, dann ziemlich bestimmt: „Da wir heute verreisen, möchten wir, daß die Mädchen mit uns auf die Jagd mitkommen." Nach einer kurzen Beratung zwischen den Erwachsenen wurde die Frage zu unseren Gunsten entschieden und, was das Schönste war, maman sagte, sie würde auch mitkommen.

6

Vorbereitungen zur Jagd

Während man den Nachtsch servierte, wurde Jakob hereingerufen, er erhielt Anordnungen wegen des Jagdwagens, der Hunde und der Reitpferde, alles in größter Ausführlichkeit mit namentlicher Nennung jedes einzelnen Pferdes... Wolodjas Pferd hinkte; Papa befahl, ein Jagdpferd für ihn zu satteln. Dieses Wort „Jagdpferd" klang sehr seltsam für Mamas Ohren: es schien ihr,

daß das unbedingt ein wildes Tier sein müsse, daß es bestimmt durchgehen und Wolodja ums Leben bringen werde. Trotz Papas Zureden und Wolodjas heldenmüthiger Beteuerungen, daß es ihm nichts ausmache, daß er es gerne habe, wenn ein Pferd durchgehe, wiederholte die arme Mama immerfort, sie würde auf der ganzen Fahrt keinen ruhigen Augenblick haben.

Das Essen war zu Ende: die Großen gingen ins Arbeitszimmer, um Kaffee zu trinken; wir aber liefen in den Garten, scharrtten mit den Füßen in dem gelben Laub herum, das die Wege bedeckte, und plauderten miteinander. Wir sprachen davon, daß Wolodja ein Jagdpferd reiten würde, daß Ljubetschka sich schämen müsse, nicht so schnell laufen zu können wie Katja, daß es interessant wäre, Grischas Ketten zu sehen usw.; doch wurde kein Wort von der bevorstehenden Trennung gesprochen. Unser Gespräch wurde von dem Heranrollen des Jagdwagens unterbrochen, an dessen Federn je ein Bauernjunge hing. Hinter dem Wagen ritten die Jäger mit den Hunden; den Jägern folgte Ignaz auf dem für Wolodja bestimmten Pferd und führte meinen uralten Klepper am Zügel. Wir stürzten alle zum Zaun, von dem aus diese interessanten Dinge zu sehen waren, dann stürmten wir mit Geschrei und Gepolter nach oben, um uns anzuziehen, und zwar so, daß wir nach Möglichkeit wirklichen Jägern ähnlich sahen. Das Hauptmittel hierzu war, die Hosen in die Stiefel zu stecken. Wir gingen schleunigst ans Werk, bestrebt, so schnell wie möglich fertig zu werden, um auf die Freitreppe hinaus zu laufen und von da aus den Anblick der Hunde und der Pferde und die Gespräche mit den Jägern zu genießen.

Es war ein heißer Tag. Weiße, seltsam geformte Wölkchen waren schon seit den Morgenstunden am Horizont erschienen; dann hatte sie ein leiser Wind immer enger zusammengetrieben, so daß sie zuweilen die Sonne verhüllten. Doch so zahlreich die dahinziehenden Wolken auch waren, so sehr sie sich auch zusammenzogen, es sollte nicht dazu kommen, daß sie sich zu einem Gewitter verdichteten und unser Abschiedsvergnügen vereitelten. Gegen Abend zerstreuten sie sich wieder, die einen verblaßten, verteilten sich und eilten dem

Horizonte zu; die anderen, die gerade über unseren Köpfen standen, verwandelten sich in kleine weiße, durchsichtige Schuppen; nur eine große, schwarze Wolke blieb im Osten stehen. Karl Iwanowitsch wußte stets im voraus, wohin jede einzelne Wolke ziehen werde; er erklärte, die eine Wolke werde nach Maslowka ziehen und es werde nicht regnen, sondern wunderbares Wetter geben.

Trotz seines vorgerückten Alters lief Foka schnell und gewandt die Treppe hinunter, rief „Vorfahren!“ und stellte sich breitspurig und sicher zwischen Türschwelle und der Stelle, wo der Kutscher mit dem Wagen vorfahren mußte, auf, in der Haltung eines Menschen, den man nicht an seine Pflichten zu erinnern braucht. Die Damen kamen herunter, und nach einem kurzen Streit, an welcher Stelle eine jede sitzen und an wem sie sich festhalten sollte (obwohl man sich, wie es mir schien, gar nicht festzuhalten brauchte), nahmen sie Platz, spannten die Schirme auf und fuhren ab. Während der Wagen sich in Bewegung setzte, fragte maman den Kutscher mit zitternder Stimme, indem sie auf das „Jagdpferd“ hinwies:

„Ist das das Pferd für Wladimir Petrowitsch?“

Als der Kutscher dies bejahte, machte sie eine Handbewegung und wandte sich ab. Ich war äußerst ungeduldig; kletterte auf mein Pferdchen, blickte ihm zwischen die Ohren und führte auf dem Hofe allerlei Evolutionen auf.

„Überreiten Sie die Hunde nicht!“ sagte mir einer der Jäger.

„Beruhige dich; ich reite nicht zum erstenmal“, antwortete ich stolz.

Ungeachtet seiner Charakterfestigkeit, bestieg Wolodja sein „Jagdpferd“ nicht ohne Zaudern und fragte mehrmals, während er es streichelte:

„Ist es auch ruhig?“

Er sah aber auf dem Pferde sehr gut aus, wie ein Erwachsener. Seine Schenkel in den festanliegenden Hosen schmiegteten sich so gut an den Sattel an, daß ich neidisch wurde, besonders da ich, nach meinem Schatten zu urteilen, bei weitem nicht so vorteilhaft aussah.

Jetzt hörte man Papis Schritte auf der Treppe. Der Hundewärter trieb die umherlaufenden Hunde zusammen; die Jäger riefen ihre Windhunde und bestiegen die Pferde, der Leibjäger führte das Reitpferd vor die Freitreppe; die Hunde von Papis Meute, die bisher malerisch sein Pferd umlagert hatten, stürzten ihm entgegen. Mit dem perlengestickten Halsband geschmückt und mit der Eisenschnalle klirrend, kam Milka lustig herbeigelaufen. Beim Herauskommen pflegte sie sich stets mit den anderen Hunden zu begrüßen; mit den einen spielte sie, knurrend beschnüffelte sie sich mit den andern und bei manchen suchte sie nach Flöhen.

Papa stieg auf, und wir ritten los.

7

Die Jagd

Der Biskör, der den Beinamen „der Türke“ hatte, ein Mann in einer Pelzmütze, ritt, ein riesiges Horn über der Schulter und ein Jagdmesser am Gürtel, allen voran auf seinem stahlgrauen, krummschnauzigen Pferde. Aus dem düsteren, wilden Aussehen dieses Menschen hätte man schließen können, er reite nicht zur Jagd, sondern in einen unbarmherzigen Kampf auf Leben und Tod. Neben den Hinterbeinen seines Pferdes liefen in einem wogenden, bunten Knäuel die zusammgekoppelten Jagdhunde einher. Es war traurig, mitanzusehen, welche Behandlung dem unglücklichen Hunde widerfuhr, der sich's einfallen ließ, zurückzubleiben. Er war gezwungen, seine Kameraden mit der größten Anstrengung zu sich herüberzuziehen, und wenn es ihm gelungen war, schlug einer der hinterher reitenden Hundewärter ihn mit der Hetzpeitsche, wobei er schrie: „In die Koppel!“ Als wir aus dem Tore herauskamen, befahl Papa den Jägern und uns, die Landstraße entlang zu fahren, während er selbst ins Roggenfeld einbog.

Die Getreideernte war in vollem Gange. Das unübersehbar weite, glänzende gelbe Feld war nur an einer Seite von dem bläulich

schimmernden Hochwald begrenzt, der mir damals als eine ferne und geheimnisvolle Gegend erschien, hinter der die Welt zu Ende war oder hinter der unbewohnte, fremde Länder lagen. Das ganze Feld war mit Garben und Menschen besät. In dem hohen, dichten Roggen sah man hie und da den gebeugten Rücken einer Schnitterin; man sah, wie die Ähren sich aufrichteten, wenn sie sie mit ihren Fingern aufnahm; man sah eine Frau, die sich im Schatten über eine Kinderwiege beugte, und auf dem mit Kornblumen besäten Stoppelfelde zerstreut herumliegende Garben. Auf der anderen Seite standen, bloß mit Hemd und Hose bekleidete Männer auf den Wagen und luden die Garben auf, wobei sie auf dem heißen, trocknen Felde viel Staub aufwirbelten. Der Aufseher, ein Mann in hohen Stiefeln, den Rock über die Schulter geworfen und mit einem Kerbholz in der Hand, bemerkte schon von weitem Papa, nahm den Filzhut ab, wischte sich den roten Kopf und den Bart mit einem Tuch und spornete die Weiber durch Zurufe zur Arbeit an. Der kleine Fuchs, auf dem Papa saß, lief tänzelnd und leicht dahin, zog bisweilen den Zügel straff, indem er den Kopf bis zur Brust herab neigte, und schlug mit dem dichten Schwanz nach den Fliegen und Bremsen, die sich gierig an ihm festsaugten. Zwei Windhunde mit sichelförmig nach oben gekrümmtem Schwanz folgten dem Pferde, indem sie, grazios die Beine hochhebend, über die Stoppeln sprangen. Milka lief mit gebeugtem Kopf voraus, als warte sie auf etwas. Die Stimmen der Leute, das Getrampel der Pferde und das Gerassel der Wagen, der fröhliche Schlag der Wachteln, das Summen der Insekten, die in dichten Schwärmen unbeweglich in der Luft hingen, der Geruch von Wermut, Stroh und Pferdeschweiß, die tausend verschiedenen Farben und Töne, die die sengende Sonne über das hellgelbe Stoppelfeld, die blaue Ferne des Waldes und die weißlich violetten Wolken ergoß, die silbrigen Sommerfäden, die in der Luft schwebten oder sich über die Stoppeln legten, — das alles sah, hörte, fühlte ich.

Am Kalinowschen Walde angelangt, fanden wir dort bereits den Jagdwagen und unerwarteterweise noch einen andern einspännigen Wagen vor, in dem der Küchenchef saß. Aus dem Heu, das den Wagen

bedeckte, lugten ein Samowar, eine Eismaschine und noch einige verlockende Bündel und Schächtelchen hervor. Ein Irrtum war ausgeschlossen: Uns erwartete ein Tee im Freien mit Eis und Früchten. Beim Anblick des Wagens brachen wir in laute lärmende Freude aus; denn im Walde, auf dem Grase gelagert, oder überhaupt an einem Orte den Tee einzunehmen, an dem noch niemand je Tee getrunken hatte, galt bei uns als ein besonderer Genuß.

Der „Türke“ kam herangeritten, machte halt, hörte mit Aufmerksamkeit Papas Anordnungen an, wie man sich aufstellen und wo man herauskommen solle (er befolgte übrigens diese Anordnungen niemals, sondern tat, was ihm gut schien), koppelte die Hunde los, band bedächtig die Koppeln an den Sattel, stieg auf das Pferd und verschwand pfeifend hinter den jungen Birken. Die losgekoppelten Jagdhunde verrieten ihre Freude vor allem durch ihr Schwanzwedeln, schüttelten und reckten sich und liefen dann in leichtem Trab, schnüffelnd und schweifwedelnd, nach verschiedenen Richtungen auseinander.

„Hast du ein Taschentuch?“ fragte mich Papa.

Ich zog eins aus der Tasche hervor und zeigte es ihm.

„Nun, so binde diesen grauen Hund daran fest.“

„Den Schiran?“ fragte ich mit Kennermiene.

„Ja, und lauf den Weg entlang. Wenn du an die Lichtung kommst, bleib stehen. Und paß auf, daß du mir nicht ohne Hasen wiederkommst!“

Ich band das Tuch um Schirans zottigen Hals und rannte Hals über Kopf nach der bezeichneten Stelle. Papa lachte und rief mir nach: „Schnell, schnell, sonst kommst du zu spät!“

Schiran blieb alle Augenblicke stehen, spitzte die Ohren und horchte auf die Hezrufe der Jäger. Meine Kraft reichte nicht aus, ihn von der Stelle fortzubringen, und ich begann zu schreien: „Faß ihn! Faß ihn!“ Da stürmte Schiran mit einer solchen Schnelligkeit vorwärts, daß ich ihn kaum halten konnte und mehrere Male hinfiel, bevor ich die Stelle erreichte. Nachdem ich am Fuße einer hohen Eiche eine schattige und ebene Stelle ausgesucht hatte, legte ich mich ins Gras, ließ Schiran sich neben mich lagern und wartete. Wie das

immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt, eilte meine Phantasie der Wirklichkeit weit voraus: ich bildete mir ein, daß ich schon den dritten Hasen hetzte, da schlug im Walde der erste Jagdhund an. Die Stimme des „Türken“ hallte immer lauter und erregter im Walde wider, ein Jagdhund schlug mit feiner Stimme an, und ließ sich dann immer öfter vernehmen; dann gesellte sich eine andere, tiefe Hundestimme hinzu, dann eine dritte, eine vierte usw. Manchmal verstummten diese Stimmen ganz, manchmal klangen sie durcheinander. Die Laute wurden allmählich stärker und anhaltender und vereinigten sich schließlich zu einem einzigen, hellen, ununterbrochenen Stimmengewirr. Das Gehölz hallte vom Echo dieser Stimmen wider, die Meute brannte vor Jagdlust.

Als ich das hörte, blieb ich wie erstarrt auf meinem Platz. Die Augen unbeweglich auf den Saum des Waldes gerichtet, lächelte ich sinnlos, die Schweißtropfen rannen mir über das Gesicht, und obwohl sie mich im Herabrollen am Kinn kitzelten, wischte ich sie nicht ab. Es schien mir, daß es keinen wichtigeren Augenblick als diesen geben könne. Dieses überspannte Gefühl war zu unnatürlich, um lange dauern zu können. Man hörte die Jagdhunde bald am Saume des Waldes, bald in weiterer Ferne; kein Hase war zu sehen. Ich blickte mich nach allen Seiten um. Schiran ging es genau so wie mir: erst wollte er losstürmen und winselte, dann streckte er sich neben mich hin, legte seine Schnauze auf meine Knie und beruhigte sich.

Um die bloßgelegten Wurzeln der Eiche, unter der ich saß, auf der grauen, trockenen Erde, zwischen den dürren Eichenblättern und Eicheln, den vertrockneten, bemoosten Reisigstückchen, dem gelblich grünen Moos und den spärlichen grünen Grasshälmchen wimmelte es von Ameisen. Eine hinter der anderen eilten sie auf den von ihnen selbst gebahnten Wegen, die einen Lasten schleppend, die anderen unbeladen dahin. Ich nahm ein dürres Zweiglein und versperrte ihnen den Weg. Man muß es gesehen haben, wie sie, jeder Gefahr trotzend, entweder darunter oder darüber hinweg krochen; einige aber, besonders die, die schwere Lasten trugen, verloren den Kopf und waren ratlos: sie blieben stehen, suchten einen Ausweg, liefen

zurück oder gelangten über den Zweig auf meine Hand und hatten, wie es schien, die Absicht, unter den Armel meines Rockes zu kriechen. Von diesen interessanten Beobachtungen lenkte mich ein Schmetterling mit gelben Flügeln ab, der mich äußerst reizvoll umflatterte. Sobald ich mich ihm zuwandte, flog er zwei Schritte von mir fort, flatterte über einer fast verwelkten, weißen Kleeblüte und setzte sich darauf. Ich weiß nicht, ob er die Wärme der Sonne genoß oder den Saft der Blume einsog, jedenfalls sah man, daß er sich behaglich fühlte. Ab und zu bewegte er seine Flügeln und schmiegte sich an die Blume, endlich rührte er sich gar nicht mehr. Ich stützte meinen Kopf auf beide Hände und betrachtete ihn mit Vergnügen.

Plötzlich heulte Schiran auf und sprang mit solcher Gewalt empor, daß ich fast umgefallen wäre. Ich schaute mich um. Am Waldsaume hüpfte ein Hase, mit einem herabhängenden und einem gespitzten Ohr. Das Blut schoß mir zu Kopf; ich vergaß in diesem Augenblick alles, schrie ungestüm auf, ließ den Hund los und begann zu rennen. Kaum hatte ich dies getan, als ich es schon bereute: der Hase machte Männchen, tat einen Sprung, und ich sah ihn nicht wieder.

Ich wollte vor Scham vergehen, als der „Türke“ hinter den Jagdhunden, die, der Spur des Hasen folgend, laut bellten, aus dem Gebüsch hervortrat. Er hatte meinen Fehler bemerkt (der darin bestand, daß ich mich nicht ruhig verhalten hatte), blickte mich mit Verachtung an und sagte nur: „Et Herr!“ Aber wie er das vorbrachte! Es wäre mir wohler gewesen, wenn er mich als Hasen hinten an seinen Sattel geknüpft hätte.

Lange stand ich in höchster Verzweiflung auf derselben Stelle, rief den Hund nicht zurück und wiederholte in einem fort, indem ich mir auf die Schenkel schlug:

„Mein Gott, was habe ich angerichtet!“

Ich hörte, wie die Hunde weiterjagten, wie sie jenseits des Gehölzes, dem Hasen den Weg versperrend, wieder anschlugen, wie der „Türke“ in das riesenhafte Horn bließ, um sie zurückzurufen, doch rührte ich mich nicht vom Fleck.

Spiele

Die Jagd war zu Ende. Im Schatten der jungen Birken wurde ein Teppich ausgebreitet, auf dem Teppich lagerte sich die ganze Gesellschaft im Kreise. Der Küchenchef Gawrila trat dort, wo er stand, das grüne, saftige Gras nieder, wischte die Teller ab und holte aus einer Schachtel in Blätter eingewickelte Pflaumen und Pfirsiche hervor. Die Sonne schien durch die grünen Zweige der jungen Birken und warf auf das Teppichmuster, meine Füße und sogar auf den kahlen, schweißbedeckten Kopf Gawrilas runde, schwankende Lichtflecke. Der leise Wind, der das Laub der Bäume, mein Haar und mein verschwitztes Gesicht umwehte, erfrischte mich sehr.

Nachdem man uns Eis und Früchte zugeteilt hatte, gab es für uns auf dem Teppich nichts mehr zu tun, und trotz der schrägen, sengenden Sonnenstrahlen erhoben wir uns und gingen spielen.

„Was wollen wir spielen?“ fragte Ljubotschka, die des grellen Lichtes wegen mit den Augen blinzelte, während sie auf dem Rasen herumbüpfte. „Spielen wir Robinson?“

„Nein, das ist langweilig,“ sagte Wolodja, der sich träge ins Gras fallen ließ und an einem Blatt kaute. „Immer diesen Robinson! Wenn ihr schon unbedingt spielen wollt, dann laßt uns lieber eine Laube bauen.“

Wolodja machte sich wichtig: offenbar war er sehr stolz, daß er auf einem Jagdpferd geritten war, und er stellte sich sehr müde. Vielleicht hatte er auch schon zu viel gesunden Menschenverstand und zu wenig Einbildungskraft, um das Robinsonspiel voll genießen zu können. Dieses Spiel bestand in der Darstellung von Szenen aus „Robinson suisse“, den wir vor kurzem gelesen hatten.

„Ach bitte, warum willst du uns nicht die Freude machen?“ drangen die Mädchen in ihn. „Du wirst Charles oder Ernest oder der Vater sein, was du willst,“ sagte Katsjenta, die ihn am Armel faßte und sich bemühte, ihn in die Höhe zu ziehen. „Nein, wirklich,

ich mag nicht," sagte Wolodja, indem er sich streckte und gleichzeitig selbstzufrieden lächelte.

"Da wäre es doch besser, zu Hause zu sitzen, wenn niemand spielen will," sagte Ljubotschka unter Tränen.

Sie war eine echte Heulliese.

"Nun, dann kommt; heule aber bitte nicht, ich kann das nicht aushalten."

Wolodjas herablassende Haltung machte uns wenig Freude; im Gegenteil: sein träges und gelangweiltes Aussehen störte jede Illusion beim Spiel. Als wir uns auf die Erde setzten und in der Einbildung, daß wir auf Fischfang fuhren, aus allen Kräften zu rudern begannen, saß Wolodja mit verschränkten Armen da und in einer Haltung, die keine Ähnlichkeit mit der eines Fischers hatte. Ich machte ihn darauf aufmerksam; er antwortete aber, daß wir durch schnelleres oder langsameres Armschwenken weder gewinnen noch verlieren könnten, da wir doch nicht vom Fleck kämen. Ich mußte ihm unwillkürlich recht geben. Als ich, um einen Jagdausflug darzustellen, mit einem Stock auf der Schulter dem Walde zuschritt, legte sich Wolodja auf den Rücken, verschränkte die Hände unter dem Kopf und sagte, auch er täte, als ginge er zur Jagd.

Ein solches Verhalten und solche Worte wirkten abkühlend auf unsere Spiellust und waren sehr unangenehm, um so mehr, als man innerlich zugeben mußte, daß Wolodja vernünftig handelte.

Ich weiß ja selbst, daß man mit einem Stock nicht schießen und auch keinen Vogel damit töten kann. Es ist eben Spiel. Doch wenn man so will, darf man auch nicht auf Stühlen herumfahren; und doch weiß Wolodja wohl noch recht gut, wie wir an langen Winterabenden einen Lehnstuhl mit einem großen Tuch bedeckten und uns daraus einen Wagen machten; der eine von uns spielte den Kutscher, der andere den Lakaien, die Mädchen saßen in der Mitte, drei Stühle stellten das Dreigespann dar, und los ging die Reise. Und wie mancherlei Abenteuer passierten uns unterwegs, und wie lustig und schnell vergingen die Winterabende!... Wollte man immer so denken wie heute, dann gäbe es kein Spiel. Wenn aber das Spiel aufhört, was bleibt dann noch übrig?

Etwas wie eine erste Liebe

Als Ljubotschka während des Spiels so tat, als ob sie irgendwelche amerikanische Früchte von einem Baum pflückte, riß sie ein Blatt mit einer riesengroßen Raupe ab, schleuderte es entsetzt zu Boden, hob die Hände hoch und tat einen Satz, als fürchte sie, bespritzt zu werden. Das Spiel brach ab; wir hockten uns alle hin, steckten die Köpfe zusammen und betrachteten das Wundertier.

Ich blickte über die Schulter Katsjenkas, die sich bemühte, die Raupe aufzunehmen, indem sie ihr ein Blatt vorhielt.

Ich hatte bemerkt, daß viele Mädchen die Gewohnheit haben, eine Bewegung mit der Schulter zu machen, um dadurch das herabrutschende Kleid mit dem Halsausschnitt in die richtige Lage zu bringen. Ich weiß noch, daß Mimi sich stets über diese Bewegung ärgerte und sagte: „c'est un geste de femme de chambre.“ Als Katsja sich über die Raupe bückte, machte sie dieselbe Bewegung; im selben Augenblick hob der Wind das Busentuch von ihrem weißen Hälschen empor. Während dieser Bewegung befand sich die Schulter zwei Finger weit von meinen Lippen entfernt. Ich sah nicht mehr die Raupe. Ich sah und sah — und küßte schließlich Katsjenkas Schulter. Sie drehte sich nicht um, doch merkte ich, daß ihr Hälschen und ihre Ohren rot wurden. Ohne den Kopf zu heben, sagte Wolodja verächtlich:

„Was sind das für Zärtlichkeiten?“

Mir aber traten die Tränen in die Augen.

Ich wandte meinen Blick nicht von Katsjenka weg. Ich kannte ihr frisches, blondumlocktes Gesichtchen und hatte es von jeher geliebt; jetzt fing ich an, es aufmerksamer zu betrachten und gewann es noch lieber. Als wir zu den Erwachsenen zurückkehrten, erklärte uns Papa zu unserer großen Freude, daß unsere Abreise auf Mamas Bitte bis zum nächsten Morgen verschoben sei.

Wir ritten neben dem Wagen zurück. Wolodja und ich wollten einander im Reiten und an Schneidigkeit überbieten und galoppierten

stolz um den Wagen herum. Mein Schatten war jetzt länger als vorhin; daraus schloß ich, daß ich nunmehr das Aussehen eines stattlichen Reiters haben müsse; aber die Selbstzufriedenheit, die ich darüber empfand, erlitt einen schweren Schlag: In dem Wunsche, alle im Wagen Sitzenden ganz und gar für mich zu gewinnen, blieb ich ein wenig zurück, trieb dann mein Pferdchen mit der Gerte und den Beinen vorwärts, nahm eine ungezwungen graziöse Haltung an und wollte wie ein Wirbelwind an der Seite des Wagens vorbeijagen, wo Katja saß. Ich wußte nur noch nicht, ob ich dabei schweigen oder einen wilden Schrei ausstoßen sollte. Als aber das unausstehliche Pferd die Wagenpferde eingeholt hatte, blieb es all meinen Bemühungen zum Trotz plötzlich stehen, so daß ich vom Sattel auf den Hals des Pferdes fiel und fast heruntergeflogen wäre.

10

Was mein Vater für ein Mann war

Er war ein Mann des vorigen Jahrhunderts; er besaß die Eigenschaften, die der Jugend der damaligen Zeit eigen waren: Ritterlichkeit, Unternehmungslust, Selbstvertrauen, Liebenswürdigkeit und Vergnügungssucht. Auf die Menschen unseres Jahrhunderts blickte er mit Verachtung herab; das hatte seinen Grund sowohl in seinem angeborenen Stolz wie in dem heimlichen Arger darüber, daß er in unserer Zeit weder den Einfluß noch die Erfolge haben konnte, die er zu seiner Zeit gehabt hatte. Seine beiden Hauptleidenschaften waren die Karten und die Frauen; im Laufe seines Lebens hatte er mehrere Millionen gewonnen und Verhältnisse mit unzähligen Frauen aller Stände gehabt.

Ein hoher, stattlicher Wuchs, ein auffallender Gang, wobei er sehr kleine Schritte machte, die Gewohnheit, mit der Schulter zu zucken, kleine, immer lächelnde Augen, eine große Adlernase, unregelmäßige Lippen, die sich ungeschickt, aber in angenehmer Weise schlossen, ein kleiner Sprachfehler — er lispelte — und eine große Glaze,

die sich über den ganzen Kopf hinzog — das war das Äußere meines Vaters, solange ich mich seiner entsinne; mit diesem Äußeren verstand er es, nicht nur ein Mann à bonnes fortunes zu sein und zu heißen, sondern auch allen ohne Ausnahme zu gefallen, Menschen aller Stände und Kreise, ganz besonders aber denen, denen er selbst gefallen wollte.

Mit wem er auch verkehren mochte, stets verstand er es, dabei die Oberhand zu gewinnen. Obwohl er nie den „höchsten Kreisen“ angehört hatte, verkehrte er stets mit Angehörigen dieser Kreise, und zwar in einer solchen Art, daß man ihn achten mußte. Er hatte ein sicheres Gefühl für jenes äußerste Maß von Stolz und Selbstvertrauen, das, ohne die anderen zu verletzen, ihn in den Augen der Welt erhöhte. Er hatte etwas Originelles, aber nicht immer, sondern er wandte diese Originalität nur als ein Mittel an, das in manchen Fällen Weltgewandtheit und Reichtum ersetzte. Nichts in der Welt setzte ihn in Erstaunen; er schien wie geboren für die glänzendste Lebenslage. Er verstand es so vorzüglich, jene Seite des Lebens, die kleinen Argers und Kummers voll ist, vor anderen zu verbergen und von sich fernzuhalten, daß man ihn darum beneiden mußte. Er kannte die Dinge, die Genuß und Bequemlichkeit verschaffen, und verstand, sich diese Dinge nutzbar zu machen. Sein Steckpferd waren die glänzenden Verbindungen, die er teils der Familie meiner Mutter, teils seinen Jugendgefährten verdankte; über die letzteren ärgerte er sich im stillen, weil sie hohe Ränge und Titel errungen hatten, während er für immer Gardeleutnant außer Dienst blieb. Wie alle pensionierten Militärs verstand er es nicht, sich nach der Mode zu kleiden; dafür aber kleidete er sich eigenartig und geschmackvoll; er trug stets weite und leichte Kleider, gediegene Wäsche, große, umgelegte Manschetten und Kragen . . . Ubrigens stand ihm bei seinem hohen Wuchs, kräftigen Körperbau, dem kahlen Kopf und den ruhigen, sicheren Bewegungen alles gut. Er war empfindsam, sogar rührselig; zuweilen, wenn er beim Vorlesen an eine pathetische Stelle kam, begann seine Stimme zu zittern, in den Augen zeigten sich Tränen, und er legte ärgerlich das Buch beiseite. Er liebte die Musik und

ang manchmal, indem er sich selbst auf dem Klavier begleitete, Romanzen seines Freundes A. . . , Zigeunerlieder und einige Opern-melodien; er mochte jedoch die klassische Musik nicht, und ohne auf die allgemeine Meinung zu achten, gestand er offen, daß Beethovens Sonaten ihn langweilten und einschläferten und daß er nichts Schöneres kannte als das „Weckt mich junges Mädchen nicht“, so wie die Semjonowa es vortrug, oder das „Nicht allein,“ wie es die Zigeunerin Tansuscha sang. Er gehörte zu den Naturen, die nur Gutes tun können, wenn sie ein Publikum haben. Und er hielt nur das für gut, was die Allgemeinheit gut nannte. Gott weiß, ob er irgendwelche sittliche Überzeugungen hatte! Sein Leben war so voll von Genüssen und Passionen gewesen, daß ihm keine Zeit übrig blieb, sich Überzeugungen zu bilden; es verlief außerdem so glücklich, daß er ihre Notwendigkeit nicht einsah. Im Alter bildeten sich bei ihm feste Ansichten und unverrückbare Regeln heraus, doch beruhten diese allein auf praktischer Grundlage; die Handlungen und die Lebensweise, die ihm im Leben zum Glück verholfen hatten, hielt er für richtig und fand, daß alle so handeln mußten. Er sprach hinreißend, und diese Fähigkeit steigerte, wie mir scheint, noch die Elastizität seiner Grundsätze. Er war imstande, ein und dieselbe Handlungsweise einmal als einen netten Streich und das andere Mal als eine niedrige Gemeinheit hinzustellen.

11

Beschäftigungen im Arbeitszimmer und im Salon

Es dämmerte schon, als wir nach Hause kamen. Maman setzte sich ans Klavier, wir Kinder brachten Papier, Bleistifte, Farben herbei und setzten uns um den runden Tisch, um zu zeichnen. Ich hatte bloß blaue Farbe; ich nahm mir aber trotzdem vor, die Jagd aufzumalen. Im Nu hatte ich einen blauen Jungen auf blauem Pferd und blaue Hunde hingemalt, befand mich aber im Zweifel, ob man

auch einen blauen Hasen malen könne, und lief zu Papa ins Arbeitszimmer, um mich mit ihm zu beratschlagen. Papa las gerade, und auf meine Frage: „Gibt es blaue Hasen?“, antwortete er, ohne den Kopf zu heben: „Ja, mein Freund, ja.“ Ich kehrte zu dem runden Tisch zurück und malte einen blauen Hasen auf, hielt es aber dann doch für nötig, aus dem blauen Hasen einen Busch zu machen. Der Busch gefiel mir auch nicht, ich machte aus ihm einen Baum, aus dem Baum einen Heuschober, aus dem Heuschober eine Wolke, und schließlich war das Papier so mit blauer Farbe verschmiert, daß ich es ärgerlich zerriß und mich in einen bequemen Lehnstuhl setzte, um zu schlummern.

Mama spielte das zweite Konzert von ihrem Lehrer Field. Ich befand mich in einem Zustand des Halbschlummers, und in meiner Phantasie entsprangen lichte, schwebende und durchsichtige Erinnerungen. Dann spielte sie die „Sonate pathétique“ von Beethoven, und etwas Trauriges, Schweres, Düsteres zog durch meinen Kopf. Maman pflegte diese zwei Stücke oft zu spielen; darum kann ich mich genau der Empfindung entsinnen, die sie in mir erregten. Diese Empfindung glich einer Erinnerung, aber einer Erinnerung woran? Man erinnerte sich gleichsam an etwas, was nie geschehen war.

Mir gegenüber befand sich die Tür zum Arbeitszimmer, und ich sah, wie Jakob und einige härtige Männer in Bauernröcken dort eintraten. Die Tür schloß sich sofort hinter ihnen. „So, nun beginnen die Geschäfte!“ dachte ich. Mir schien, daß es in der ganzen Welt keine wichtigeren Angelegenheiten geben könne als die, die im Arbeitszimmer erledigt wurden. In diesem Gedanken wurde ich noch dadurch bestärkt, daß alle, die sich der Tür des Arbeitszimmers näherten, leise flüsternd auf den Fußspitzen gingen. Von dorthier erklang auch die laute Stimme Papas, und man roch den Duft seiner Zigarre, der für mich, ich weiß nicht warum, etwas ganz besonders Anziehendes hatte. Während ich so im Halbschlaf lag, fiel mir plötzlich das mir so wohlbekannte Stiefelnarren auf. Leise, auf den Zehenspitzen auftretend, doch mit düsterem und entschlossenem Gesicht und mit irgendwelchen Betteln in der Hand, näherte sich Karl Iwanowitsch

der Türe und klopfte leise an. Er wurde hereingelassen, und die Türe schloß sich hinter ihm.

„Daß nur ja kein Unglück geschieht!“ dachte ich. „Karl Iwanowitsch ist aufgebracht; er ist zu allem fähig.“

Ich schlummerte wieder ein.

Es geschah jedoch kein Unglück; nach einer Stunde wurde ich von demselben Stiefelnarren wieder geweckt. Karl Iwanowitsch trat aus der Türe, indem er sich die Tränen, die ich auf seinen Backen bemerkte, mit dem Taschentuch abtrocknete, brummte etwas vor sich hin und ging nach oben. Dann kam auch Papa heraus und trat in den Salon.

„Weißt du, was ich eben beschlossen habe?“ fragte er in heiterem Tone und legte seine Hand Mama auf die Schulter.

„Was denn, mein Freund?“

„Ich nehme Karl Iwanowitsch mit den Kindern mit. Im Reisewagen wird noch Platz sein. Sie sind an ihn gewöhnt, und er scheint sehr an ihnen zu hängen; die siebenhundert Rubel im Jahr fallen nicht ins Gewicht; puis, au fond c'est un bon diable.“

Ich konnte gar nicht begreifen, warum Papa auf Karl Iwanowitsch schimpfte.

„Ich freue mich sehr,“ sagte maman, „um der Kinder und um seinetwillen; er ist ein netter, alter Mann.“

„Du hättest sehen sollen, wie er gerührt war, als ich ihm sagte, er könne die fünfhundert Rubel als Geschenk für sich behalten... Am drolligsten aber ist die Rechnung, die er mir präsentierte. Die ist wert, studiert zu werden,“ fügte er lächelnd hinzu, indem er maman einen von Karl Iwanowitschs Hand beschriebenen Zettel reichte.

„Das ist entzückend!“

Der Zettel hatte folgenden Inhalt:¹⁾

„Zwei Angeln für die Kinder — Rub. 70 Kop.

Buntes Papier, Goldborte, Kleister und eine

Form für die Schachtel zum Geschenk . . 6 „ 55 „

¹⁾ Der Verfasser läßt Karl Iwanowitsch diesen Zettel unorthographisch und in falschem Russisch schreiben. Anm. d. Übers.

Ein Buch und ein Flitzbogen zum Geschenk für die Kinder	8 Rub. 16 Kop.
Ein Bein Kleid für Nikolaj	4 „ — „
Die mir von Peter Alexandrowitsch im Jahre 18.. versprochene goldene Uhr aus Mos- kau	140 „ — „
Im ganzen also hat Karl Mauer außer dem Gehalt noch zu bekommen	159 „ 79 „

Liest man diesen Zettel, auf dem Karl Iwanowitsch alles für Geschenke verausgabte Geld und sogar die Vergütung für ein ihm versprochenes Geschenk forderte, so könnte man ihn leicht für einen ganz gefühllosen und geldgierigen Egoisten halten — und man würde sich täuschen.

Als er, die Zettel in der Hand, die vorbereitete Rede im Kopf, das Arbeitszimmer betrat, hatte er vor, Papa in beredten Worten alle die Ungerechtigkeiten vorzuhalten, die er in unserem Hause erduldet hatte. Als er aber mit der rührenden Stimme und gefühlvollen Betonung, mit der er uns gewöhnlich etwas diktirte, zu sprechen begann, wirkte seine Beredsamkeit am stärksten auf ihn selbst; so daß er, als er an die Stelle kam, wo er sagen wollte: „So schwer es mir auch fallen wird, mich von den Kindern zu trennen,“ den Faden verlor, seine Stimme zu beben begann und er sein kariertes Taschentuch aus der Tasche hervorholen mußte.

„Ja, Peter Alexandrowitsch,“ sagte er unter Tränen (diese Stelle war in der vorbereiteten Rede nicht vorgesehen), „ich habe mich an die Kinder so gewöhnt, daß ich gar nicht weiß, was ich ohne sie anfangen soll. Lieber will ich ohne Gehalt bei Ihnen bleiben,“ fügte er hinzu, indem er sich mit einer Hand die Tränen aus den Augen wischte und mit der anderen die Rechnung überreichte.

Ich kann mit Sicherheit behaupten, daß Karl Iwanowitsch in diesem Augenblick aufrichtig war, denn ich kenne sein gutes Herz; wie sich aber die Rechnung mit diesen Worten vereinbaren ließ, bleibt für mich ein Geheimnis.

„Wenn es Ihnen schwer fällt, fällt es mir um so schwerer, mich

von Ihnen zu trennen", sagte Papa, ihn freundschaftlich auf die Schulter klopfend, „ich habe es mir anders überlegt.“

Kurz vor dem Abendessen trat Grischa ins Zimmer. Von dem Augenblick an, da er unser Haus betrat, hörte er nicht auf mit Seufzen und Weinen; nach der Meinung derer, die an seine Hellsichtigkeit glaubten, konnte man daraus schließen, daß unserem Hause irgendein Unglück drohte. Er nahm Abschied und erklärte, daß er morgen früh weiterwandern werde. Ich winkte Wolodja zu und ging zur Türe hinaus.

„Was gibts?“

„Wenn ihr Grischas Ketten sehen wollt, dann müßt ihr gleich nach oben in die Gesindestube der Männer gehen. Grischa schläft im zweiten Zimmer; in dem Verschlag kann man bequem sitzen, und von da können wir alles sehen.“

„Schön! Warte hier. Ich hole die Mädchen.“

Die Mädchen kamen schnell herausgelaufen, und wir begaben uns nach oben. Nachdem wir uns eine Weile herumgestritten hatten, wer zuerst den dunklen Verschlag betreten solle, setzten wir uns hin und warteten.

12

Grischa

Das Dunkel wirkte etwas unheimlich auf uns alle; wir schmiegeten uns eng aneinander und sprachen kein Wort. Sehr bald nach uns trat Grischa mit leisen Schritten ins Zimmer. In der einen Hand hielt er seinen Stab, in der anderen einen Messingleuchter mit einer Talgkerze. Wir hielten den Atem an.

„Herr Jesus Christus! Heilige Mutter Gottes! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“, wiederholte er, wobei er die Luft tief einatmete und einzelne Worte betonte oder verschluckte, wie es nur Menschen tun, die die Worte oft aussprechen.

Betend stellte er seinen Stab in die Ecke und begann sich zu entkleiden, nachdem er das Bett betrachtet hatte. Er löste den alten,

schwarzen Gurt auf, zog dann langsam den zerrissenen Nankingrock aus, legte ihn sorgfältig zusammen und hängte ihn über die Stuhllehne. Sein Gesicht drückte jetzt nicht wie sonst Hast und Stumpfsinn aus; im Gegenteil, er war ruhig, versonnen und hoheitsvoll. Seine Bewegungen waren langsam und bedächtig.

Als er nur noch mit dem Hemd bekleidet war, ließ er sich langsam auf das Bett nieder, machte nach allen Seiten das Zeichen des Kreuzes darüber und rückte mit merklicher Anstrengung (denn er verzog dabei das Gesicht) seine Ketten zurecht. Er blieb eine Weile sitzen und betrachtete sorgfältig seine an vielen Stellen zerrissene Wäsche, dann erhob er sich und streckte unter Gebet die Kerze bis zur Höhe des Heiligenschreins empor, in dem einige Heiligenbilder standen, bekreuzigte sich vor ihnen und drehte die Kerze um mit der Flamme nach unten. Sie verlösch knisternd.

Durch die nach dem Walde gelegenen Fenster fiel das Licht des Vollmondes ins Zimmer. Die lange, weiße Gestalt des Narren wurde auf einer Seite von den blassen, silbrigen Mondstrahlen beleuchtet, von der anderen Seite her fiel ein schwarzer Schatten auf sie, der zusammen mit dem Schatten des Fensterrahmens über den Fußboden und die Wände bis zur Decke reichte. Auf dem Hofe schlug der Wächter an die Kupferplatte.

Die großen Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf geneigt, unter fortwährendem schweren Aufseufzen stand Grischa schweigend vor den Heiligenbildern, ließ sich dann mühsam auf die Knie nieder und begann zu beten.

Zuerst flüsterte er bekannte Gebete, indem er nur einzelne Worte betonte, dann wiederholte er sie, jedoch lauter und mit stärkerer Inbrunst. Schließlich begann er eigene Worte zu sprechen, wobei er sich merklich bemühte, kirchenslavische Ausdrücke zu gebrauchen. Seine Worte waren unzusammenhängend, hatten jedoch etwas Rührendes. Er betete für alle seine Wohltäter (so nannte er alle, bei denen er Aufnahme gefunden hatte), darunter auch für unsere Mutter und für uns, betete für sich selbst, bat Gott um Verzeihung wegen seiner schweren Sünden und wiederholte oft die Worte: „Gott, vergib

meinen Feinden!" Achzend erhob er sich, sprach immer die gleichen Worte, warf sich immer wieder zu Boden und erhob sich, ungeachtet der schweren Ketten, die beim Aufschlagen auf den Boden ein hartes, scharfes Klirren ertönen ließen.

Wolodja zwickte mich schmerzhaft ins Bein, ich aber schaute mich nicht einmal um; ich rieb mir nur die Stelle mit der Hand und fuhr fort, mit einem Gefühl kindlicher Verwunderung, Mitleid und Ehrfurcht alle Bewegungen und Worte Grischas zu verfolgen.

Statt ausgelassener Fröhlichkeit, auf die ich beim Betreten des Verschlags gerechnet hatte, empfand ich nur eine gewisse Herzbe-klemmung und erbehte unwillkürlich.

Lange noch befand sich Grischa in diesem Zustand religiöser Verzückung, in dem er neue Gebete improvisierte. Bald wiederholte er mehrere Male hintereinander die Worte: „Herr, erbarme dich,“ aber jedesmal mit neuer Kraft und anderer Betonung; bald sagte er: „Vergib mir, Herr! Lehre mich, was ich tun soll . . . Lehre mich, was ich tun soll, o Herr!“ mit einem solchen Ausdruck, als erwartete er eine sofortige Antwort auf seine Worte; bald vernahm man nur sein jammervolles Schluchzen . . . Dann richtete er sich auf den Knien auf, faltete die Hände über der Brust und verstummte.

Ich streckte vorsichtig den Kopf durch die Tür und hielt den Atem an. Grischa rührte sich nicht; schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust; in der trüben Pupille seines blinden Auges, das vom Monde beschienen war, leuchtete eine Träne.

„Dein Wille geschehe!“ rief er plötzlich in unnachahmlichem Tone, schlug mit der Stirne auf den Boden und schluchzte wie ein Kind.

Seitdem hat sich vieles ereignet; viele Erinnerungen an Vergangenes haben für mich ihre Bedeutung verloren und sind zu wirren Traumgebilden geworden; auch der unstete Wanderer Grischa hat schon längst seine letzte Pilgerfahrt beendet, aber der Eindruck, den er auf mich gemacht, das Gefühl, das er in mir geweckt hat, werden niemals aus meinem Gedächtnis verschwinden.

O du großer Christ Grischa! Dein Glaube war so mächtig, daß du die Nähe Gottes spürtest; deine Liebe war so stark, daß die

Worte von selbst deinen Lippen entströmten, du wogst sie nicht mit dem Verstande ab . . . Welch hohes Lob hast du der Größe Gottes dargebracht, als du dich wortlos zu Boden warfst und weintest! . .

Das Gefühl der Rührung, mit dem ich Grischa zuhörte, konnte nicht lange andauern; erstens, weil meine Neugier befriedigt war, und dann, weil mir die Beine vom langen Sitzen eingeschlafen waren und ich mich an dem allgemeinen Flüstern und Balgen hinter mir in dem dunklen Verschlage beteiligen wollte. Irgend jemand ergriff meine Hände und flüsterte: „Wessen Hand ist das?“ Im Verschlag war es völlig dunkel, aber an der Berührung und an der Stimme, die ich dicht an meinem Ohr flüstern hörte, erkannte ich sofort Katsjenka.

Unwillkürlich ergriff ich ihren nackten Arm am Ellbogen und drückte meine Lippen darauf. Katsjenka, die darüber sicherlich verwundert war, zog den Arm zurück, wobei sie einen in dem Verschlag stehenden zerbrochenen Stuhl umstieß. Grischa erhob den Kopf, blickte sich bedächtig um und machte nach allen Ecken hin das Zeichen des Kreuzes. Leise tuschelnd und mit Gepolter verließen wir den Verschlag.

13

Natalja Sawischna

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lief im Dorfe Chabawrowka in einem groben, zerschliffenen Kleide ein barfüßiges, lustiges, dickes und rotbäckiges Mädchen, Nataschka, herum. Wegen seiner Verdienste erfüllte mein Großvater die Bitte ihres Vaters, des Klarinettenisten Sawa, und nahm das Mädchen in dem Herrschaftshaus auf, wo sie den weiblichen Dienstboten meiner Großmutter zugeteilt wurde. Das Stubenmädchen Nataschka zeichnete sich durch seine Sanftmut und seinen Dienstifer aus. Als Mama geboren wurde und man eine Kinderwärterin benötigte, wurde dieses Amt Nataschka übertragen. Auch in diesem neuen Tätigkeitskreis erntete sie viel Lob und Belohnungen wegen ihres Fleißes, ihrer Treue

und Anhänglichkeit an die junge Herrin. Doch der gepuderte Kopf und die Schnallenschuhe des jungen, lecken Dieners Foka, der oft dienstlich mit Natalja zu tun hatte, nahmen ihr rauhes, aber liebevolles Herz gefangen. Sie entschloß sich sogar, selbst zum Großvater zu gehen, um seine Erlaubnis zu einer Heirat mit Foka zu erwirken. Mein Großvater sah ihren Wunsch als Undankbarkeit an, wurde zornig und verbannte die arme Natalja nach dem Viehhof auf einem Gut in der Steppe. Jedoch nach sechs Monaten wurde sie, da niemand sie ersetzen konnte, zurückgeholt und in ihr früheres Amt eingesetzt. Als sie aus der Verbannung zurückgekehrt war, fiel sie in ihrem groben dunklen Kleide dem Großvater zu Füßen, bat ihn, ihr nicht mehr seine Gnade zu entziehen und die Narrheit zu vergessen, die über sie gekommen war, und beteuerte unter Schwüren, daß ihr nie wieder etwas derartiges begegnen solle. Und sie hielt wirklich Wort.

Aus Nataschka wurde nun eine Natalja Ssawischna, die eine Haube trug; den ganzen Vorrat an Liebe, den ihr Herz barg, übertrug sie auf das kleine Fräulein.

Als eine Gouvernante ihre Stelle bei meiner Mutter übernahm, wurden ihr die Schlüssel zur Vorratskammer übergeben und die Wäsche sowie alle Lebensmittel anvertraut. Diese neuen Pflichten erfüllte sie mit demselben Eifer und mit derselben Liebe. Sie ging ganz in der Sorge um das Hab und Gut ihrer Herrschaft auf. Sie witterte überall Verschwendung, Mißbräuche und Veruntreuung und suchte dem mit allen Mitteln entgegenzuwirken.

Als Mama sich verheiratet hatte und Natalja Ssawischna für ihren zwanzigjährigen treuen Dienst belohnen wollte, rief sie diese zu sich, sprach ihr in schmeichelhaften Worten ihre ganze Dankbarkeit und Liebe aus, überreichte ihr eine gestempelte Urkunde, in der ihr ihre Freilassung bestätigt wurde und sagte ihr, daß sie bis an ihr Lebensende, unabhängig davon, ob sie weiter in der Familie dienen wolle oder nicht, eine jährliche Pension von dreihundert Rubel erhalten solle. Natalja Ssawischna hörte das alles schweigend an, nahm die Urkunde in Empfang, schaute sie wütend an, brummte

etwas zwischen den Zähnen und lief aus dem Zimmer, die Tür hinter sich zuschlagend. Maman konnte die Ursache dieses merkwürdigen Benehmens nicht erraten und ging nach einer Weile in Natalja Sawischnas Zimmer. Diese saß mit verweinten Augen auf einer Truhe, zerrte aufgeregt an einem Taschentuch und blickte starr auf die vor ihr auf dem Boden liegenden Fetzen der zerrissenen Freilassungsurkunde.

„Was haben Sie nur, liebe Natalja Sawischna?“ fragte maman, ihre Hand ergreifend.

„Nichts, Mütterchen“, antwortete Natalja Sawischna: „Sie können mich wohl nicht mehr leiden, da Sie mich vom Hofe wegjagen . . . Gut, dann werde ich eben gehen.“

Sie machte ihre Hand frei und wollte, nicht mehr imstande, ihre Tränen zu verbergen, das Zimmer verlassen. Maman hielt sie zurück, umarmte sie, und beide begannen zu weinen.

Solange ich mich meiner selbst erinnere, erinnere ich mich auch Natalja Sawischnas, ihrer Liebe und Zärtlichkeit; aber erst jetzt verstehe ich sie ganz zu schätzen; damals kam es mir gar nicht zum Bewußtsein, was diese alte Frau für ein seltenes, wunderbares Geschöpf war. Sie sprach nie von sich; wie mir scheint, dachte sie auch nie an sich; ihr ganzes Leben war Liebe und Selbstverleugnung. Ich war ihre selbstlose, zärtliche Liebe so gewohnt, daß ich nie daran dachte, es könne auch anders sein, keine Dankbarkeit für sie empfand und mir niemals die Frage vorlegte: Ist sie denn glücklich, ist sie zufrieden?

Manchmal lief ich unter dem Vorwande eines dringenden Bedürfnisses in ihr kleines Zimmer, setzte mich hin und überließ mich laut meinen Träumereien, ohne mich durch ihre Anwesenheit stören zu lassen. Sie pflegte stets mit etwas beschäftigt zu sein: entweder strickte sie einen Strumpf, oder sie wühlte in den Truhen, die ihr ganzes Zimmer anfüllten, oder sie zählte die Wäsche und schrieb sie auf und hörte sich den Unsinn an, den ich schwatzte, wie wenn ich z. B. vor mich hinsprach: wenn ich General bin, nehme ich mir eine wunderschöne Frau, kaufe mir ein schönes Pferd, einen Fuchs, baue

mir ein Haus aus Glas und lasse die Verwandten Karl Iwanowitsch aus Sachsen kommen usw.; dann sagte sie: „Ja, mein Herzchen, ja!“ Wenn ich mich dann erhob, um wegzugehen, pflegte sie eine blaue Truhe aufzuschließen, auf deren Deckel — das weiß ich noch, als sähe ich heute — innen das farbige Bild irgend eines Husaren, das Etikettenbild einer Pomadendose und eine Zeichnung von Wolodja klebten, nahm aus dieser Truhe ein Räucherkerzchen heraus, zündete es an, schwenkte es und sprach:

„Das ist noch ein Räucherkerzchen aus Dtschakow, mein Herzchen! Als Ihr seliger Herr Großvater — Friede seiner Asche — gegen die Türken zog, brachte er es von dort mit. Nur noch ein kleiner Rest ist mir übrig geblieben,“ fügte sie seufzend hinzu.

Die Truhen, die in ihrem Zimmer standen, enthielten tatsächlich alles. Was man auch brauchte, stets hieß es: „Man muß Natalja Ssawischna fragen,“ und in der Tat fand sie, nachdem sie einige Zeit in ihren Truhen herumgekrämt hatte, den gewünschten Gegenstand, wobei sie hinzufügte: „Gut, daß ich ihn aufgehoben habe.“ In diesen Truhen befanden sich tausende von Gegenständen, von denen kein Mensch im Hause etwas wußte, und um die sich kein Mensch kümmerte.

Nur einmal wurde ich böse auf sie. Das kam so: Als ich mir beim Mittagessen etwas Kwas einschenkte, warf ich die Karaffe um und begoß das Tischtuch.

„Ruft Natalja Ssawischna herein, damit sie sich über ihren Liebling freuen kann,“ sagte maman.

Natalja Ssawischna trat herein und schüttelte den Kopf, als sie den Schaden sah, den ich angerichtet hatte; maman sagte ihr etwas ins Ohr, und sie ging hinaus, wobei sie mir mit dem Finger drohte.

In heiterster Laune hüpfte ich nach dem Mittagessen in den Saal, als plötzlich Natalja Ssawischna mit dem Tischtuch in der Hand hinter der Türe hervorsprang, mich ergriff, mir trotz meines verzweifelten Widerstandes mit dem nassen Tischtuch über das Gesicht fuhr und dabei rief: „Mach das Tischtuch nicht schmutzig! Mach

das Tischtuch nicht schmutzig!" Dies kränkte mich derart, daß ich vor Wut zu heulen begann.

„Wie!" sagte ich zu mir, im Saale auf und ab gehend und schluchzend. „Natalja Ssawischna, irgendeine Natalja, erlaubt sich, ‚du‘ zu mir zu sagen und mir dazu wie einem Bauernbengel mit dem nassen Tischtuch ins Gesicht zu schlagen. Das ist ja entsetzlich!"

Als Natalja Ssawischna sah, daß ich zu heulen anfang, lief sie sofort aus dem Zimmer; ich aber fuhr fort, auf und ab zu gehen und nachzusinnen, wie ich mich an „der frechen Natalja" für die mir zugefügte Beleidigung rächen könne.

Nach einigen Minuten kehrte Natalja Ssawischna zurück, näherte sich mir schüchtern und begann mir zuzureden:

„Genug, mein Herzchen, weinen Sie nicht, verzeihen Sie mir dummen Person . . . ich bin schuld . . . aber verzeihen Sie mir, bitte, hier habe ich etwas für Sie . . ."

Sie wickelte aus ihrem Tuch eine rote Papiertüte heraus, in der sich zwei Brustbonbons und eine Weinbeere befanden und reichte sie mir mit zitternder Hand. Ich hatte nicht die Kraft, der guten Alten ins Gesicht zu blicken; ich wandte mich ab und nahm das Geschenk entgegen, während meine Tränen noch reichlicher flossen; es waren aber nicht mehr Tränen der Wut, sondern der Scham und der Liebe.

Die Trennung

Am Tage nach den geschilderten Ereignissen hielten mittags um Zwölf Uhr ein Reisewagen und ein anderer offener Wagen vor der Freitreppe. Nikolaj war reisemäßig gekleidet, das heißt seine Hosen waren in die Stiefel gesteckt, und der alte Rock war durch einen Gurt eng zusammengeschnürt. Er stand in dem offenen Wagen und legte auf dem Sitze Mäntel und Kissen zurecht; wenn der Sitz ihm zu hoch schien, dann setzte er sich auf die Kissen und preßte sie zusammen, indem er auf und niederhüpfte.

„Tun Sie mir doch um Gotteswillen den Gefallen und bringen Sie auch noch die Schatulle des Gnädigen Herrn bei Ihnen unter“, bat atemlos Papas Kammerdiener, den Kopf aus dem Reisewagen hervorstreckend; „sie ist nur klein“.

„Hätten Sie das doch früher gesagt, Michej Iwanowitsch“, antwortete Nikolaj hastig und ärgerlich und schleuderte irgendein Bündel auf den Boden des Wagens. Man weiß bei Gott nicht, wo einem der Kopf steht, und da kommen Sie noch mit Ihren Schatullen!“ fügte er hinzu, nahm die Mütze vom Kopf und wischte sich die Schweißtropfen von der gebräunten Stirne.

Bauern, die zum Hofgesinde gehörten, in kurzen oder langen Röcken, in Hemdärmeln und ohne Mützen, Frauen mit ihren Säuglingen im Arm, in dunklen Arbeitskleidern und mit gestreiften Tüchern bedeckt, barfüßiges Kindervolk — das alles stand vor der Freitreppe, betrachtete die Wagen und führte Gespräche. Einer der Kutscher, ein vor Alter gebeugter Mann mit einer Pelzmütze und warmem Rock, hielt die Deichsel des Reisewagens in der Hand, betastete sie und prüfte tiefsinnig dessen Gang; ein anderer, ein stattlicher, junger Bursche, der ein weißes Hemd mit roten Verzierungen und einen hohen, schwarzen Filzhut trug, den er, wenn er seinen blondgelockten Kopf kratzte, von einem Ohr aufs andere schob, legte seinen Rock auf den Bock, warf die Zügel darauf und blickte, die geflochtene Peitsche leicht schwingend, bald auf seine Stiefel, bald auf die Kutscher, die den offenen Wagen schmierten. Einer von ihnen hielt mit großer Anstrengung den Hebebaum; der andere schmierte, über das Rad gebeugt, sorgfältig die Achse und die Nabe; damit ja keine Schmiere verloren gehe, schmierte er sogar das Rad von außen. Die verschiedenfarbigen, abgenutzten Postpferde standen am Gitter und wehrten mit den Schwänzen die Fliegen ab. Die einen hatten ihre zottigen, dicken Füße vorgestreckt und schlummerten mit zusammengekniffenen Augen; die anderen rieben sich aus Langeweile aneinander oder nagten hartes, dunkelgrünes Farnkraut, das neben der Freitreppe wuchs. Einige Windhunde lagen schwer atmend in der Sonne, die anderen krochen, sich einen schattigen Platz suchend, unter die Wagen

und lekten das Fett von den Achsen. Staubiger Dunst erfüllte die Luft; der Horizont hatte eine grauviolette Farbe; doch stand keine einzige Wolke am Himmel. Ein starker Westwind jagte Staubwolken von den Feldern und Wegen auf, beugte im Garten die Wipfel der hohen Linden und Birken nieder und riß das gelbe fallende Laub weit mit sich fort. Ich saß am Fenster und wartete mit Ungeduld auf das Ende all dieser Vorbereitungen.

Als alle sich im Salon um den runden Tisch versammelt hatten, um noch zum letzten Male einige Augenblicke zusammen zu sein, war es mir gar nicht bewußt, welch ein trauriger Augenblick uns bevorstand. Die wichtigsten Gedanken zogen mir durch den Kopf. Ich legte mir Fragen vor, wie z. B. die: Welcher Kutscher wird den großen Reisewagen und welcher den offenen Wagen lenken? Wer wird mit Papa und wer wird mit Karl Iwanowitsch fahren, oder: wozu will man mich unbedingt in einen Schal und in eine wattierte Jacke packen?

„Bin ich denn so ein Weichling? Ich werde schon nicht erfrieren! Wenn es doch schon so weit wäre! Könnte man doch noch im Wagen sitzen und fahren!“

„Wem befehlen Sie, daß ich die Liste mit der Kinderwäsche übergebe?“ wandte sich Natalja S Sawischna an maman; sie war soeben mit verweinten Augen und einem Zettel in der Hand ins Zimmer getreten.

„Geben Sie es Nikolaj, und kommen Sie dann gleich wieder, Abschied von den Kindern zu nehmen.“

Die Alte wollte etwas sagen, stockte aber plötzlich, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuch, machte eine traurige Bewegung mit der Hand und ging aus dem Zimmer. Ich hatte ein beklommenes Gefühl in meinem Herzen, als ich diese Bewegung sah; die Ungeduld, abzufahren, war aber stärker als dieses Gefühl, und ich hörte gleichgültig dem Gespräch zwischen Vater und Mutter zu. Sie sprachen von Dingen, die offenbar beide nicht weiter interessierten: was für den Haushalt einzukaufen sei, was man der Fürstin Sophie, und was man Julie ausrichten solle, und ob der Weg gut sein werde.

Foka trat ein, blieb an der Türe stehen und sagte mit derselben Stimme, mit der er zu sagen pflegte: „Das Essen ist angerichtet,“ „Die Wagen sind vorgefahren.“ Ich merkte, daß maman zusammenzuckte und erblaßte, als käme ihr diese Meldung ganz überraschend.

Foka erhielt den Befehl, alle Türen des Zimmers zu schließen. Das machte mir großen Spaß; denn es war, als ob sich alle vor jemand verstecken wollten.

Als wir unsere Plätze eingenommen hatten, setzte sich auch Foka auf den Rand eines Stuhles. Kaum hatte er sich aber hingesezt, da knarrte die Türe, und alle sahen sich um. Natalja Ssawischna trat hastig ins Zimmer ein und setzte sich, ohne die Augen zu erheben, neben die Tür auf denselben Stuhl wie Foka. Ich sehe noch, als wäre es heute, den kahlen Kopf, das runzlige, unbewegliche Gesicht Fokas und die gebeugte, gute Alte mit der Haube, aus der etwas graues Haar hervorlugte. Sie drückten sich auf demselben Stuhl aneinander und fühlten sich beide ungemütlich.

Ich war noch immer so unbekümmert und voller Ungeduld. Die zehn Sekunden, die man bei geschlossenen Türen da saß, kamen mir wie eine volle Stunde vor. Endlich erhoben sich alle, bekreuzigten sich und begannen Abschied zu nehmen. Papa umarmte maman und küßte sie mehrere Male.

„Genug, Schatz,“ sagte Papa, „wir trennen uns doch nicht für immer.“

„Es wird einem aber doch schwer,“ erwiderte maman mit vor Tränen bebender Stimme.

Als ich diese Stimme hörte, ihre bebenden Lippen und Augen voller Tränen sah, vergaß ich alles andere; ich wurde von solcher Trauer, solchem Schmerz und solcher Bangigkeit ergriffen, daß ich lieber davongelaufen wäre, statt Abschied von ihr zu nehmen. Ich begriff in diesem Augenblick, daß sie, als sie Papa umarmte, schon Abschied von uns nahm.

Dann küßte und bekreuzigte sie Wolodja immer wieder; in der Meinung, daß die Reihe nun an mich gekommen sei, drängte ich mich einige Male vor, doch noch immer fuhr sie fort, ihn an ihre

Brust zu drücken und zu segnen. Endlich umarmte ich sie; ich schmiegte mich eng an sie und weinte, weinte, ohne an etwas anderes als an meinen Schmerz zu denken.

Als wir zu den Wagen gingen, drängten sich die Leute vom Hofgesinde in lästiger Weise ins Vorzimmer, um Abschied von uns zu nehmen. Ihr „Bitte, das Händchen!“, ihre schmatzenden Küsse, die sie uns auf die Schultern drückten, der Talggeruch, den ihr Haar ausströmte, das alles erregte in mir ein an Gereiztheit und Widerwillen grenzendes Gefühl. Deswegen küßte ich Natalja Sawischna kühl auf die Haube, als sie, in Tränen aufgelöst, Abschied von mir nahm.

Es ist seltsam, daß ich noch heute die Gesichter des ganzen Gesindes so deutlich vor mir sehe, daß ich sie bis in die kleinsten Einzelheiten nachzeichnen könnte; daß aber mamans Haltung und Gesicht meinem Gedächtnis völlig entschwunden sind, das hat vielleicht seinen Grund darin, weil ich die ganze Zeit nicht wagte, sie anzusehen. Mir schien, daß ihr und mein Schmerz sich ins Unerträgliche steigern würde, wenn ich es täte.

Ich stürmte allen anderen voran in den Reisewagen und nahm auf dem Rücksitz Platz. Des aufgeschlagenen Verdecks wegen konnte ich nichts sehen, aber irgend ein Gefühl sagte mir, daß maman noch da sei.

„Soll ich sie noch einmal ansehen oder nicht? . . Nur noch ein letztes Mal!“ sagte ich mir, beugte mich aus dem Wagen und blickte nach der Freitreppe. In diesem Augenblick trat maman, von demselben Gefühl geleitet, von der entgegengesetzten Seite an den Wagen heran und rief mich beim Namen. Als ich ihre Stimme hinter mir hörte, drehte ich mich so schnell um, daß wir mit den Köpfen zusammenstießen: maman lächelte traurig und küßte mich innig zum letzten Male.

Als wir einige Schritte gefahren waren, wagte ich es noch einmal, mich nach ihr umzusehen. Der Wind lüftete das hellblaue Tüchlein, das sie um das Haar geschlungen hatte; mit gesenktem Kopf, das Gesicht in den Händen verbergend, stieg sie langsam die Freitreppe hinauf, wobei Foka sie stützte.

Papa saß neben mir und sprach nichts; ich zerfloß in Tränen; etwas schnürte mir die Kehle zu, ich fürchtete zu ersticken... Als wir in die Landstraße einbogen, sahen wir ein weißes Tuch, mit dem uns vom Balkon zugewinkt wurde. Ich schwang ebenfalls mein Tuch, und diese Bewegung beruhigte mich etwas. Ich weinte noch immer, und der Gedanke, daß meine Tränen ein Beweis für mein empfindsames Herz seien, erfreute mich und brachte mir Trost.

Nachdem wir etwa eine Werst gefahren waren, richtete ich mich bequemer auf meinem Sitz ein und blickte mit hartnäckiger Aufmerksamkeit auf den nächsten Gegenstand, das Hinterteil des Beispferdes, das sich auf meiner Seite befand. Ich sah, wie dieser Geschedte mit dem Schwanz schlug, wie er mit einem Bein das andere streifte, wie die geflochtene Peitsche des Kutschers über ihn hinglitt, und wie die Beine dann gleichzeitig zu hüpfen begannen; ich sah, wie das Geschirr und die Ringe hüpfen, und ich schaute so lange hin, bis sich das Geschirr am Schwanz mit Schweiß bedeckte. Dann blickte ich umher, auf die wogenden, reifen Kornfelder, auf das dunkle Brachfeld, auf dem hie und da ein Pflug, ein Bauer oder eine Stute mit einem Fohlen erschienen, auf die Werstpfähle; ich warf sogar einen Blick auf den Bock, um zu sehen, welcher Kutscher mit uns fuhr; und noch waren die Tränen auf meinem Gesicht nicht getrocknet, als meine Gedanken schon fern von Mama umherschweiften, von der ich vielleicht für immer Abschied genommen hatte. Doch lenkte mich jede Erinnerung zu dem Gedanken an sie zurück. Mir fiel der Pilz ein, den ich gestern in der Birkenallee gefunden hatte; es fiel mir ein, wie Ljubotschka und Katsjenka sich stritten, wer ihn pflücken sollte; mir fiel ein, wie sie weinten, als sie von uns Abschied nahmen.

„Es tut mir leid um sie! Auch um Natalja S Sawischna tut es mir leid und um die Birkenallee, und auch um Foka tut es mir leid! Sogar die böse Mimi, auch sie tut mir leid! Alle, alle tun mir leid! Und die arme maman!“ Und wieder traten mir Tränen in die Augen, aber diesmal nicht für lange.

Kindheit

Glückliche, glückliche, unwiederbringliche Kindheitstage! Wie sollte man die Erinnerung an euch nicht lieben und pflegen? Diese Erinnerungen erquickten und erheben meine Seele und sind für mich eine Quelle reinsten Freude.

Wenn man sich müde gelaufen hatte, setzte man sich auf das hohe Kinderstühlchen am Teetisch; es ist spät; die Tasse gezuckerte Milch ist längst geleert, die Augen fallen einem vor Schläfrigkeit zu, aber man rührt sich nicht vom Fleck, man sitzt und hört zu. Maman spricht mit irgend jemand, und ihre Stimme klingt so süß, so freundlich. Dieser Klang ihrer Stimme allein sagt meinem Herzen so viel! Mit vom Schlaf umnebelten Augen blickte ich unverwandt auf ihr Gesicht; und plötzlich wird sie ganz klein, ihr Gesicht ist nicht größer als ein Knopf, und doch sehe ich es noch ebenso deutlich; ich sehe, wie sie mich anblickt und lächelt. Es macht mir Freude, sie so klein zu sehen. Ich kneife die Augen noch mehr zusammen, und sie ist jetzt nicht größer als die kleinen Menschlein, die man in den Pupillen sieht; ich mache aber eine Bewegung, und der Zauber ist gestört; ich kneife die Augen zusammen, ich wende mich hin und her, um ihn wiederherzustellen, aber vergeblich.

Ich stehe auf, setze mich in den großen Lehnstuhl, ziehe die Beine hoch und mache es mir bequem.

„Du wirst wieder einschlafen, Nikolentka“, sagt maman zu mir; „du solltest lieber hinaufgehen.“

„Ich bin nicht schläfrig, maman“, antworte ich ihr, aber unklare und süße Träumereien nehmen meine Phantasie gefangen. Ein gesunder Kinderschlaf schließt meine Augenlider, und eine Sekunde später bin ich eingeschlafen und schlafe so lange, bis man mich weckt. Man spürt im Schlaf, daß man von irgend einer zarten Hand berührt wird; man erkennt sie nach dieser einzigen Berührung, und noch schlafend ergreift man diese Hand und drückt sie fest an die Lippen.

Alle anderen sind schon fortgegangen; eine Kerze brennt im

Salon; maman hat gesagt, daß sie mich selbst wecken wolle; sie setzt sich an den Sessel, auf dem ich schlafe, streichelt mit ihrem zarten, wunderbaren Händchen meine Haare, und die liebe, mir so vertraute Stimme klingt an mein Ohr:

„Steh doch auf, mein Herzchen. Es ist Zeit, zu Bett zu gehen.“

Keine gleichgültigen Blicke stören sie; sie scheut sich nicht, ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit über mich zu ergießen. Ich rühre mich nicht und küsse nur noch fester ihre Hand.

„Steh auf, mein Engel.“

Sie faßt mich mit der anderen Hand um den Hals, ihre kleinen Finger bewegen sich schnell und kitzeln mich. Im Zimmer ist es still und dämmerig; meine Nerven sind vom Kitzeln und vom Erwachen erregt; maman sitzt neben mir; ich spüre ihren Duft, ich höre ihre Stimme. Das alles zwingt mich aufzuspringen, meinen Kopf an ihre Brust zu drücken, die Arme um ihren Hals zu legen und ganz atemlos zu sagen:

„Ach, meine liebe, liebe maman, wie habe ich dich lieb!“

Sie lächelt in ihrer bezaubernden, wehmütigen Art, nimmt meinen Kopf zwischen ihre Hände, küßt mich auf die Stirn und setzt mich auf ihren Schoß.

„Du hast mich also sehr lieb?“ Dann sagt sie nach kurzem Schweigen: „Behalte mich immer lieb, vergiß mich niemals. Du wirst doch deine maman nicht vergessen, wenn sie nicht mehr da sein wird, du wirst sie doch nicht vergessen, Nikolentka?“

Sie küßt mich noch zärtlicher.

„Hör auf, du darfst so etwas nicht sagen, mein allerliebstes, einziges Mütterchen!“ rufe ich, indem ich ihre Knie küsse und die Tränen mir in Strömen aus den Augen fließen, Tränen der Liebe und der Hingabe.

Und wenn man dann später nach oben kam und in seinem wattierten Schlafrockchen vor den Heiligenbildern stand, von welchem wunderbarem Gefühl wurde man da ergriffen, wenn man sagte: „Gott beschütze meine lieben Eltern.“

Wenn ich die Gebete wiederholte, die mich meine Mutter gelehrt

hatte, als ich nur erst kindlich lallen konnte, da flossen die Liebe zur Mutter und die Liebe zu Gott auf eine sonderbare Weise zu einem Gefühl zusammen.

Nach dem Gebete wickelte man sich in seine Decke, es war einem heiter, trostvoll und leicht zumute; ein Traumgebilde jagte das andere. Wollte man sie festhalten, entglitten sie einem, doch waren sie von reiner Liebe, von Hoffnungen auf ein lichtiges Glück erfüllt.

Ich mußte an Karl Iwanowitsch und sein schweres Schicksal denken, den einzigen, unglücklichen Menschen, den ich kannte, und es tat mir so leid um ihn, so lieb wurde er mir, daß mir die Tränen in die Augen traten, und ich dachte: „Gott, gib ihm Glück, gib mir die Möglichkeit, ihm zu helfen, seinen Kummer zu lindern; ich bin bereit, alles für ihn zu opfern.“ Dann bettete ich mein liebstes Spielzeug, ein Hässchen oder ein Hündchen aus Porzellan, in eine Ecke des Kissens und freute mich darüber, daß es so schön, gemütlich und warm da lag. Dann bat ich den lieben Gott, alle glücklich und zufrieden zu machen und uns morgen zum Spaziergang schönes Wetter zu schicken, legte mich auf die andere Seite, die Gedanken und Träume verwirrten sich, flossen ineinander, und ich schlief still und ruhig mit noch tränenfeuchtem Gesicht ein.

Werden diese Frische, diese Sorglosigkeit, dieses Liebesbedürfnis und diese Glaubenskraft, die man in der Kindheit besitzt, jemals wiederkehren? Kann es eine schönere Zeit geben als die, in der zwei der schönsten Tugenden, unschuldige Fröhlichkeit und ein grenzenloses Bedürfnis nach Liebe, die einzigen Triebkräfte des Lebens sind?

Wo sind die heißen Gebete geblieben? Wo ist das schönste Geschenk, die reinen Tränen der Rührung, geblieben? Ein tröstender Engel flog herbei, trocknete lächelnd diese Tränen und gab der unverdorbenen, kindlichen Phantasie süße Träume ein.

Hat das Leben in meinem Herzen wirklich so schlimme Spuren hinterlassen, daß mir diese Tränen, diese Gefühle für immer genommen wurden? Ist mir denn wirklich nichts mehr geblieben als Erinnerungen?

Verse

Etwa einen Monat nach unserer Ankunft in Moskau saß ich im oberen Stock von Großmutter's Haus an einem großen Tisch und schrieb; mir gegenüber saß der Zeichenlehrer und brachte die letzten Verbesserungen an einer Bleistiftzeichnung an, die einen Türken im Turban darstellte. Mit vorgestrecktem Kopf stand Wolodja hinter dem Lehrer und blickte über dessen Schulter. Dieser Kopf war die erste Bleistiftzeichnung Wolodja's und sollte der Großmutter heute an ihrem Namenstage als Geschenk überreicht werden.

„Wollen Sie nicht hier den Schatten noch etwas verstärken?“ fragte Wolodja den Lehrer, indem er sich auf die Fußspitzen stellte und auf den Hals des Türken zeigte.

„Nein, es ist nicht notwendig“, sagte der Lehrer und legte die Stifte und die Reißfeder in die Schublade; „das Bild ist auch so sehr schön, ändern Sie nichts mehr daran. Nun, und Sie, Nikola,“ fügte er hinzu, indem er sich erhob und den Türken noch immer von der Seite betrachtete, „verraten Sie uns endlich Ihr Geheimnis. Was schenken Sie Großmutter? Es wäre besser, Sie hätten auch ein Köpfchen angefertigt. Leben Sie wohl, meine Herren!“ sagte er, nahm seinen Hut und den Schein und ging hinaus.

Ich fand in diesem Augenblick auch, ein Kopf wäre besser als die Arbeit, mit der ich mich abmühte. Als man uns gesagt hatte, daß Großmutter's Namenstag bevorstehe und daß wir für sie Geschenke vorbereiten müßten, hatte ich mir in den Kopf, gesetzt, ihr anläßlich dieser Gelegenheit ein Gedicht zu machen; ich fand auch gleich zwei Verszeilen, die sich reimten, und hoffte, auch die übrigen Zeilen schnell zu finden. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf diesen für ein Kind so seltsamen Gedanken gekommen war; ich weiß nur, er gefiel mir sehr, und auf alle Fragen, die sich hierauf bezogen, sagte ich, daß ich Großmutter ganz sicher ein Geschenk überreichen werde, daß ich es aber vorläufig nicht verraten wolle.

Es zeigte sich wider mein Erwarten, daß ich außer den beiden im

ersten Eifer ersonnenen Zeilen trotz aller meiner Bemühungen keine weiteren finden konnte. Ich las alle Verse durch, die in unseren Büchern standen; aber weder Dmitrijew noch Derschawin konnten mir von Nutzen sein; im Gegenteil, sie brachten mir meine Unfähigkeit zum Bewußtsein. Da ich wußte, daß Karl Iwanowitsch Verse abzuschreiben liebte, kramte ich heimlich in seinen Papieren und fand unter den deutschen Gedichten ein russisches, das wahrscheinlich seiner Feder entstammte:

An Fr. L. Petrowskoje 1828, 3. Juni.

Denken Sie nahe,
Denken Sie ferne,
Denken Sie meiner
Stets und gerne,
Denken Sie bis an mein Grab,
Wie treu ich Sie geliebet hab. Karl Mauer

Dieses mit schöner, runder Handschrift auf einen feinen Briefbogen geschriebene Gedicht gefiel mir wegen des rührenden Gefühls, das darin zum Ausdruck kam; ich lernte es auswendig und beschloß, es als Vorbild zu benutzen. Auf diese Weise ging die Arbeit leichter von statten. Am Namenstage war der aus zwölf Zeilen bestehende Glückwunsch fertig, und ich schrieb ihn in unserem Schulzimmer am Tisch sitzend auf Velinpapier ab.

Zwei Bogen Papier waren schon verdorben . . . nicht etwa darum, weil ich diese Verse, die mir vorzüglich schienen, ändern wollte, aber vom dritten Vers ab begannen die Zeilen immer mehr nach oben zu rücken, so daß man schon von weitem sehen konnte, daß das Gedicht schief abgeschrieben war und so nichts taugte.

Der dritte Bogen war ebenso schief abgeschrieben; ich beschloß aber, jetzt nicht mehr weiter abzuschreiben. In dem Gedicht gratulierte ich der Großmutter, wünschte ihr viele Jahre Gesundheit und schloß wie folgt:

Bin dir ergeben inniglich,
Wie meine Mutter lieb ich dich.

Die Sache schien ganz gut zu sein, doch wollte mir der letzte Vers nicht gefallen; irgend etwas an ihm beleidigte geradezu mein Ohr.

„Wie meine Mutter lieb ich dich,“ wiederholte ich vor mich hin. Läßt sich das nicht ändern? Kann man keinen anderen Reim finden? Ach was, es ist schon gut. Es ist noch immer besser als das Gedicht von Karl Iwanowitsch.“

Ich schrieb also die letzte Zeile nieder. Dann las ich mir im Schlafzimmer mein ganzes Werk mit der notwendigen Betonung vor. Manchen Zeilen fehlte vollständig das Versmaß, doch das störte mich nicht; die letzte Zeile aber berührte mich um so unangenehmer. Ich setzte mich aufs Bett und dachte nach:

„Warum hatte ich geschrieben: wie meine Mutter? Sie ist nicht hier; ich hätte sie also gar nicht erwähnen sollen; gewiß, ich liebe meine Großmutter, ich achte sie, aber das ist doch etwas anderes . . . Warum habe ich das geschrieben? Warum habe ich gelogen? Es ist zwar nur ein Gedicht, aber ich hätte es trotzdem nicht zu tun brauchen.“

In diesem Augenblick kam der Schneider und brachte unsere neuen Anzüge.

„Mag es bleiben, wie es ist,“ sagte ich ungeduldig, schob ärgerlich das Blatt mit dem Gedicht unter das Kissen und lief hin, um den Moskauer Anzug anzuprobieren.

Es zeigte sich, daß der Anzug vorzüglich paßte. Der braune Schwalbenschwanz mit Bronzeknöpfen lag eng an und war gar nicht auf ein weiteres Wachstum berechnet, wie unsere auf dem Lande angefertigten Kleider; die ebenfalls engen Beinkleider umspannten prall die Muskeln und fielen bis auf die Stiefel herab.

Endlich einmal habe auch ich Beinkleider mit Steg wie ein Erwachsener, dachte ich, außer mir vor Freude, und betrachtete von allen Seiten meine Beine. Obwohl der neue Anzug eng und unbequem war, verriet ich kein Wort davon, behauptete im Gegenteil, er passe sehr gut, und wenn er einen Fehler hätte, so wäre es der, daß er etwas zu weit sei. Dann stand ich sehr lange vor dem Spiegel und kämmte mein überreichlich pomadisiertes Haar; so viel Mühe ich mir auch gab, es gelang mir nicht, die Borsten auf dem Scheitel glatt zu streichen; sobald ich, um ihre Fügsamkeit zu prüfen, aufhörte sie mit der Bürste niederzuhalten, richteten sie sich auf und

starrten nach allen Richtungen empor, wodurch mein Gesicht einen lächerlichen Ausdruck bekam.

Karl Iwanowitsch kleidete sich im Nebenzimmer an; man brachte ihm durch das Schulzimmer einen blauen Frack und allerhand weiße Wäschegegenstände herein. An der Türe, die nach unten führte, hörte ich die Stimme eines der Stubenmädchen von Großmutter. Ich ging hin, um zu erfahren, was sie wollte. Sie hielt ein steifgestärktes Oberhemd in der Hand und sagte, das sei für Karl Iwanowitsch, sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen, um es nur ja rechtzeitig fertigzustellen. Ich übernahm es, das Hemd Karl Iwanowitsch zu geben und fragte, ob Großmutter schon aufgestanden sei.

„Gewiß! Sie hat schon Kaffee getrunken, und der Geistliche ist auch schon da. Wie schneidig Sie heute aussehen!“ fügte sie hinzu, während sie lächelnd meinen neuen Anzug betrachtete.

Diese Bemerkung ließ mich erröten; ich drehte mich auf einem Bein herum, schnippte mit den Fingern und tat einen Sprung, um ihr zu zeigen, daß sie noch gar nicht wisse, wie schneidig ich in Wirklichkeit sei.

Als ich Karl Iwanowitsch das Hemd brachte, brauchte er es nicht mehr, er hatte ein anderes angezogen. Er stand gebeugt vor dem Spiegel, der auf dem Tisch aufgestellt war, hielt mit beiden Händen seine schwungvoll geknüppte Halsbinde und versuchte, ob sein glatt rasirtes Kinn sich darin frei hin und her bewegen konnte. Nachdem er unsere Anzüge von allen Seiten zurechtgezupft und Nikolaj um denselben Dienst für sich selbst gebeten hatte, führte er uns zur Großmutter. Ich muß noch heute lachen, wenn ich daran denke, wie stark wir alle drei nach Pomade dufteten, als wir die Treppen hinabstiegen.

Karl Iwanowitsch trug eine selbstverfertigte Schachtel in der Hand, Wolodja die Zeichnung, ich das Gedicht; jeder hatte die Begrüßung in Vorbereitung, mit der er sein Geschenk überreichen wollte. Als Karl Iwanowitsch die Türe des Saales öffnete, legte der Priester das Messgewand an und die ersten Worte des Gebetes erklangen.

Großmutter war schon im Saal; gebückt und sich auf eine Stuhllehne stützend, stand sie an der Wand und betete inbrünstig; neben

ihr stand Papa. Er wandte sich nach uns um und lächelte, als er sah, wie wir eilig die vorbereiteten Geschenke hinter dem Rücken versteckten und, um nicht bemerkt zu werden, an der Türe stehen blieben. Damit war die überraschende Wirkung unserer Geschenke, auf die wir gerechnet hatten, zerstört.

Als alle sich dem Kruzifix näherten, um es zu küssen, merkte ich plötzlich, daß ich von einer unüberwindlichen, mich kopflos machenden Schüchternheit gepackt wurde, und daß ich nicht den Mut haben werde, mein Geschenk zu überreichen; ich verbarg mich hinter dem Rücken Karl Iwanowitschs, der Großmama in den gewähltesten Ausdrücken beglückwünschte, die Schachtel aus der rechten Hand in die linke legte, sie dem Namenstagskind überreichte und einige Schritte zurücktrat, um Wolodja Platz zu machen. Großmutter schien von der mit einer goldenen Borte beklebten Schachtel entzückt und äußerte ihren Dank mit freundlichem Lächeln. Man sah jedoch, daß sie nicht wußte, wo sie die Schachtel hinstellen sollte; wahrscheinlich war dies der Grund, weswegen sie sie Papa reichte, damit er die schöne Arbeit bewundern konnte.

Als Papa seine Neugierde befriedigt hatte, übergab er die Schachtel dem Geistlichen, dem das Ding anscheinend sehr gefiel; er schüttelte bewundernd den Kopf und blickte abwechselnd die Schachtel und den Meister an, der etwas so Schönes zustande gebracht hatte. Wolodja überreichte seinen Türken, und auch er erntete von allen Seiten Lob. Jetzt war die Reihe an mir: mit aufmunterndem Lächeln wandte sich Großmutter mir zu.

Wer jemals Schüchternheit empfunden hat, weiß, daß dieses Gefühl sich im geraden Verhältnis zur Zeit verstärkt, während die Entschlossenheit im gleichen Verhältnis abnimmt, d. h. je länger dieser Zustand anhält, desto unüberwindlicher wird er, und desto geringer wird die Entschlossenheit.

Der letzte Rest von Mut und Entschlossenheit verließ mich im Verlauf der Zeitspanne, während der Karl Iwanowitsch und Wolodja ihre Geschenke überreichten; meine Verlegenheit war bis zum äußersten gestiegen: ich fühlte, wie mir das Blut unaufhörlich vom

Herzen zum Kopf schoß, wie mein Gesicht fortwährend die Farbe wechselte, wie dicke Schweißtropfen mir Stirn und Nase bedeckten. Meine Ohren brannten, ich fühlte Frost und kalten Schweiß am ganzen Körper, trat von einem Fuß auf den anderen und rührte mich nicht von der Stelle.

„Nun, Nikolenta, zeig mal her, was du hast: eine Schachtel oder eine Zeichnung?“ sagte Papa. Es blieb mir nichts übrig. Mit zitternder Hand überreichte ich die verhängnisvolle, zerknüllte Rolle; meine Stimme versagte vollständig ihren Dienst, und ich blieb stumm vor Großmutter stehen. Ich konnte mich nicht mehr fassen angesichts dessen, daß jetzt statt der erwarteten Zeichnung mein untaugliches Gedicht zum Vorschein kommen sollte, und daß alle die Worte: „Wie meine Mutter“, hören und daraus ersehen würden, wie wenig ich meine Mutter liebte, wie wenig ich an sie dachte. Wie soll ich die Qualen schildern, die ich litt, als Großmutter mein Gedicht laut zu lesen begann, als sie in der Mitte eines Verses stecken blieb, da sie die Schrift nicht entziffern konnte, und Papa mit einem, wie es mir schien, spöttischen Lächeln ansah, als sie die Worte nicht so hervorbrachte, wie es mir gut schien, und als sie, ihrer schwachen Augen wegen, das Papier Papa übergab, und ihn bat, ihr das Gedicht noch einmal ganz vorzulesen. Mir schien, als täte sie das nur, weil es sie langweile, so schlechte und so schief geschriebene Verse zu lesen, und damit Papa selbst den letzten Vers lesen könne, der meine Gefühllosigkeit verriet. Ich glaubte, er werde mir mit dem Papier eins auf die Nase geben und sagen: „Nichtsnutziger Bengel, vergiß deine Mutter nicht! Da hast du eins dafür!“ Doch nichts dergleichen geschah; im Gegenteil, als das Gedicht vorgelesen war, sagte Großmutter: „Charmant!“ und küßte mich auf die Stirn.

Schachtel, Zeichnung und Gedicht wurden auf einen kleinen Ausziehtisch neben Großmutters Lehnstuhl gelegt, auf dem zwei Batisttaschentücher und die Tabakdose mit Mamas Bild lagen.

„Die Fürstin Barbara Iljinitchna!“ meldete einer der riesigen Lakaien, die Großmutter bei ihren Ausfahrten stets auf dem hintern Wagentrittbrett begleiteten.

Großmutter betrachtete nachdenklich das in den Deckel der Schildpattdose eingelegte Bildniß Mamas und antwortete nicht.

„Geruhen Durchlaucht zu empfangen?“ fragte der Lakai.

17

Fürstin Kornakowa

„Bitte sie, einzutreten,“ sagte Großmutter und setzte sich tiefer in den Sessel.

Die Fürstin war eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, klein, schwächlich, hager und gallig, mit graugrünen, unangenehmen Augen, deren Ausdruck in offenkundigem Gegensatz zu dem unnatürlich sanft lächelnden Mündchen stand. Unter dem Samthut mit der Straußensfeder sah man rötlich helles Haar; die Augenbrauen und die Wimpern erschienen auf dem Hintergrund der ungesunden Gesichtsfarbe noch heller und rötlicher. Dennoch lag in ihrem Auftreten dank den ungezwungenen Bewegungen, den auffallend kleinen Händen und der besonderen Strenge in ihren Zügen etwas Vornehmes und Energisches.

Die Fürstin sprach sehr viel; sie gehörte zu den Menschen, die immer so reden, als widerspreche man ihnen, wenn auch niemand ein Wort sagt. Bald erhob sie die Stimme, bald ließ sie sie wieder sinken, nahm plötzlich mit neuer Lebhaftigkeit ein Gespräch auf und blickte sich nach den anwesenden Personen, die nicht am Gespräch teilnahmen um, als erwartete sie von ihnen eine Bestätigung für ihre Äußerungen.

Obwohl die Fürstin Großmamas Hand geküßt hatte, und sie fortwährend „ma bonne tante“ nannte, merkte ich, daß Großmutter mit ihr unzufrieden war; als die Fürstin ihr erzählte, daß der Fürst Michajlo nicht zur Gratulation kommen könne, obwohl er so großen Wert darauf gelegt hätte, zog Großmutter die Augenbrauen in besonderer Weise hoch und beantwortete die französische Anrede der Fürstin russisch, wobei sie die Worte eigentümlich dehnte:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Aufmerksamkeit, meine Liebe; und daß Fürst Michaslo nicht gekommen ist, — was soll man darüber viel reden! Er hat ja immer so viel zu tun: und um die Wahrheit zu sagen, was für ein Vergnügen wäre das auch für ihn, bei einer alten Frau zu sitzen?“

Und ohne der Fürstin Zeit zum Widerspruch zu lassen, fuhr sie fort:

„Was machen Ihre Kinderchen, meine Liebe?“

„Gott sei Dank, sie wachsen heran, lernen, machen dumme Streiche . . . besonders Etienne, der Älteste, der wird ein solcher Taugenichts, daß man gar nicht mehr mit ihm fertig werden kann; un garçon qui promet. Denken Sie sich nur, mon cousin“, sagte sie, indem sie sich nun ausschließlich an meinen Vater wandte, da Großmutter, die sich nicht im geringsten für die Kinder der Fürstin interessierte, sondern gern mit ihren Enkeln geprahlt hätte, langsam mein Gedicht unter der Schachtel hervorzog und das Papier aufzurollen begann, „denken Sie sich, mon cousin, was er dieser Tage angestellt hat . . .“

Die Fürstin beugte sich zu Papa hin und begann ihm mit großer Lebhaftigkeit etwas zu erzählen. Als die Erzählung, die ich nicht verstehen konnte, zu Ende war, brach sie in ein Lachen aus, blickte Papa fragend ins Gesicht und sagte:

„Ist das ein Bengel, was, mon cousin? Er hätte Prügel verdient; dieser Einfall war jedoch so schlau und so drollig, daß ich ihm verziehen habe, mon cousin.“

Die Fürstin sah, ohne etwas zu sagen, meine Großmutter an und lächelte noch immer.

„Wie, Sie schlagen Ihre Kinder, meine Liebe?“ fragte Großmutter, indem sie bedeutungsvoll die Augenbrauen in die Höhe zog und das Wort „schlagen“ ganz besonders betonte.

„Ach, ma bonne tante,“ sagte die Fürstin mit einem süßern Stimmchen und warf Papa einen schnellen Blick zu: „ich kenne Ihre Ansicht über diesen Punkt; gestatten Sie mir jedoch, daß ich darin mit Ihnen nicht übereinstimme. So viel ich auch darüber nachgedacht, gelesen habe und mit anderen zu Räte gegangen bin,

die Erfahrung hat mich gelehrt, hat mich davon überzeugt, daß man auf Kinder mit Furcht einwirken muß. Die Furcht ist notwendig, wenn aus den Kindern etwas Rechtes werden soll . . . Ist es nicht so, mon cousin? Was fürchten aber die Kinder mehr, je vous demande un peu, als die Rute?"

Bei diesen Worten schaute sie uns fragend an, und ich gestehe es, ich wurde verlegen.

„Was Sie mir auch entgegenen werden, bis zu zwölf, ja sogar bis zu vierzehn Jahren ist ein Knabe immer noch ein Kind, mit den Mädchen ist es eine andere Sache.“

„Welch ein Glück,“ dachte ich, „daß ich nicht ihr Sohn bin.“

„Das ist ja alles sehr schön, meine Liebe,“ sagte Großmutter, indem sie das Papier mit meinem Gedicht wieder zusammenrollte, als hielte sie die Fürstin nach dem Gesagten nicht mehr für würdig, ein solches Kunstwerk anzuhören, „das ist alles sehr schön, aber sagen Sie mir bitte, wie können Sie danach Zartgefühl von Ihren Kindern verlangen?“

Und da ihr dieses Argument unwiderleglich schien, fügte sie hinzu, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben:

„Im übrigen kann ja jeder in diesem Punkt seine eigene Meinung haben.“

Die Fürstin antwortete nicht, ließ jedoch durch ihr nachsichtiges Lächeln erkennen, daß sie diese seltsamen Vorurteile einer von ihr so hochgeschätzten Person nicht übelnehme.

„Ach, machen Sie mich doch bitte mit Ihren jungen Leuten bekannt,“ sagte sie und sah uns freundlich lächelnd an.

Wir erhoben uns, sahen der Fürstin ins Gesicht und wußten nicht, was wir tun sollten, um anzudeuten, daß die Bekanntschaft geschlossen wäre.

„Küßt doch der Fürstin die Hand“, sagte Papa.

„Habt eure alte Tante lieb,“ sagte sie und küßte Wolodja aufs Haar; „ich bin zwar keine nahe Verwandte, ich rechne aber dazu nach den freundschaftlichen Beziehungen, wenn auch nicht nach dem Verwandtschaftsgrad,“ fügte sie, hauptsächlich zu Großmutter ge-

wandt, hinzu; diese verharrte jedoch weiter in ihrer Unzufriedenheit und antwortete:

„Ach, meine Liebe, was gilt denn heute noch eine solche Verwandtschaft?“

„Dieser hier wird ein junger Weltmann werden,“ sagte Papa und zeigte auf Wolodja. „Und dieser ist ein Dichter,“ fügte er hinzu, während ich die kleine, trockene Hand der Fürstin küßte und mir dabei in dieser Hand ganz deutlich eine Rute, unter der Rute eine Bank usw. vorstellte.

„Welcher?“ fragte die Fürstin, mich bei der Hand fassend.

„Dieser Kleine mit dem struppigen Haar,“ antwortete Papa, vergnügt lächelnd.

„Was will er nur mit meinem struppigen Haar? ... Gibt es denn keinen anderen Stoff für ihre Unterhaltung?“ dachte ich und zog mich in eine Ecke zurück.

Ich hatte die sonderbarsten Begriffe von Schönheit; Karl Iwanowitsch hielt ich für den schönsten Mann der Welt; ich wußte aber, daß ich nicht schön war, und ich irrte mich darin nicht; darum verletzte mich jede Anspielung auf mein Äußeres aufs tiefste.

Ich erinnere mich noch genau, wie man einmal beim Mittagessen — ich war damals sechs Jahre alt — auf mein Äußeres zu sprechen kam, und wie Mama sich bemühte, irgend etwas Schönes in meinem Gesicht zu finden; sie sagte, ich hätte kluge Augen und ein angenehmes Lächeln, mußte dann aber doch den Einwänden meines Vaters und den offensichtlichen Tatsachen recht geben und zugestehen, daß ich häßlich sei; als ich nach dem Mittagessen an sie herantrat, um ihr „gesegnete Mahlzeit“ zu wünschen, streichelte sie meine Wange und sagte:

„Merke dir's, Nikolenka, daß dich niemand um deines Gesichtes willen lieben wird; daher mußt du dir Mühe geben, ein guter, kluger Junge zu werden.“

Diese Worte erfüllten mich nicht nur mit der Überzeugung, daß ich nicht hübsch sei, sondern auch mit der Gewißheit, daß ich unbedingt ein kluger und guter Junge werden würde.

Trotzdem gab es Augenblicke, in denen mich etwas wie Verzweiflung überkam; ich bildete mir ein, ein Mensch mit meiner breiten Nase, meinen dicken Lippen, meinen kleinen, grauen Augen könnte kein Glück auf Erden finden; ich bat Gott, ein Wunder zu tun und mich schön zu machen; alles, was mir die Gegenwart bot, was mir die Zukunft versprach, hätte ich für ein schönes Gesicht hingegeben.

18

Der Fürst Iwan Iwanowitsch

Als die Fürstin mein Gedicht angehört und mich mit Lob überschüttet hatte, wurde Großmutter weicher gegen sie gestimmt, begann wieder französisch mit ihr zu sprechen, hörte auf, „Sie“ und „meine Liebe“ zu ihr zu sagen und lud sie ein, abends mit allen Kindern wiederzukommen. Die Fürstin nahm die Einladung an, blieb noch eine Weile und fuhr dann fort.

Es kamen so viele Gratulanten, daß den ganzen Vormittag über mehrere Equipagen vor der Auffahrt im Hofe standen.

„Bon jour, chère cousine,“ sagte einer der Besucher, als er ins Zimmer trat, und küßte Großmutter die Hand.

Das war ein etwa siebzigjähriger Mann von hoher Gestalt, in einer Uniform mit großen Epauletten und einem großen, weißen Ordenskreuz gleich unterhalb des Kragens am Halse. Er hatte ein offenes, ruhiges Gesicht; die Einfachheit und Freiheit seiner Bewegungen machten auf mich großen Eindruck. Obwohl nur noch ein dünner Kranz von Haaren seinen Nacken zierte und die Lage seiner Oberlippe erkennen ließ, daß ihm die Zähne fehlten, war sein Gesicht noch immer von hervorragender Schönheit.

Fürst Iwan Iwanowitsch hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dank seinem vornehmen Charakter, seinem schönen Aussehen, seiner hervorragenden Tapferkeit, seiner einflußreichen Verwandtschaft und ganz besonders dank seinem Glück in noch sehr

jungen Jahren eine glänzende Karriere gemacht. Er war beim Militär geblieben, und sein Ehrgeiz war bald in so hohem Grade befriedigt worden, daß ihm in dieser Hinsicht nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Von frühester Jugend an benahm er sich so, als bereite er sich darauf vor, die glänzende Stellung in der Welt einzunehmen, für die er vom Schicksal bestimmt worden war; und obwohl er während seines glänzenden, wenn auch etwas oberflächlichen inhaltsleeren Lebens, wie andere Menschen, manche Mißerfolge, Enttäuschungen und Kümmernisse zu erleiden hatte, wurde er niemals seinem ruhigen Charakter, seiner vornehmen Denkungsart, den Grundsätzen der Religion und Moral untreu und erwarb sich die allgemeine Achtung, nicht so sehr auf Grund seiner glänzenden Stellung als auf Grund der Folgerichtigkeit seines Denkens und der Festigkeit seines Charakters. Er war intellektuell nicht allzu begabt, doch hatte er, dank seiner Stellung, die es ihm erlaubte, auf die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens herabzusehen, sich eine vornehme Denkungsart erhalten. Er war gutmütig und gefühlvoll, wenn auch im Verkehr mit Menschen etwas kalt und hochfahrend. Das kam daher, weil er eine Stellung einnahm, in der er vielen nützlich sein konnte; durch diese Kälte suchte er sich vor den Zudringlichkeiten und Schmeicheleien der Menschen zu schützen, die seinen Einfluß ausnützen wollten. Diese Kälte wurde jedoch durch die herablassende Höflichkeit des Mannes von Welt gemildert. Er hatte eine gute Bildung und war recht belesen; doch war seine Bildung auf dem Niveau stehen geblieben, das er in seiner Jugend, das heißt zu Ende des vorigen Jahrhunderts, erreicht hatte. Er hatte alles gelesen, was im XVIII. Jahrhundert an bedeutenden Werken auf dem Gebiete der Philosophie und schönen Literatur erschienen war, so daß er imstande war, was er besonders gerne tat, Stellen aus Racine, Corneille, Molière, Boileau, Montaigne und Fénelon zu zitieren; auch besaß er glänzende Kenntnisse in der Mythologie, hatte mit Gewinn die alten Denkmäler der epischen Dichtung in französischen Übersetzungen studiert, hatte aus Ségurs Werken genügende historische Kenntnisse in der Geschichte geschöpft;

doch war er in der Mathematik nicht über die vier Spezies hinaus= gekommen und hatte keinen Begriff von Physik und von moderner Literatur; in einer Unterhaltung verstand er es, mit Anstand zu schweigen oder einige allgemeine Phrasen zu machen, wenn die Rede auf Goethe, Schiller oder Byron kam, die er niemals gelesen hatte. Trotz seiner klassisch=französischen Bildung, in der es nur wenige mit ihm aufnehmen konnten, war seine Unterhaltung recht einfach; diese Einfachheit verberg einerseits seine Unkenntnis auf manchen Gebieten, andererseits zeigte sie sein angenehmes Wesen und seine Toleranz von der besten Seite. Er war ein großer Feind jeder Originalität und pflegte oft zu sagen, Originalität sei ein Kunstgriff von Leuten mit schlechten Manieren. Geselligkeit war für ihn stets ein Bedürfnis; wo er auch lebte, in Moskau oder im Auslande, überall führte er ein offenes Haus und empfing an bestimmten Tagen die ganze Stadt bei sich. Er war in der Stadt so angesehen, daß eine Einladungskarte von ihm als Passepartout für alle Salons dienen konnte und daß junge und hübsche Damen ihm gerne ihre rosigten Wangen darboten, die er mit einem Anflug von Väterlichkeit küßte. Ehrbare Leute von unbestrittenem Ansehen waren außer sich vor Freude, wenn sie sich mit dem Fürsten an einen Kartentisch setzen durften.

Nur wenige Menschen waren noch am Leben, die, wie meine Großmutter, aus demselben Kreise wie der Fürst stammten, dieselbe Erziehung wie er genossen hatten, seine Ansichten teilten und ihm an Alter gleich waren; darum schätzte er seine alten freundschaftlichen Beziehungen zu ihr sehr und erwies ihr bei jeder Gelegenheit seine Hochachtung.

Ich konnte mich an dem Fürsten nicht satt sehen: die Verehrung, die ihm alle bezeugten, die großen Epauletten, die Freude meiner Großmutter bei seinem Anblick und der Umstand, daß er der einzige war, der sie offenbar nicht fürchtete, mit ihr ganz frei sprach und sogar den Mut hatte, sie „ma cousine“ zu nennen, dies alles flößte mir eine Achtung ein, die fast noch größer war als die, die

ich für Großmutter empfand. Als man ihm mein Gedicht zeigte, rief er mich zu sich heran und sagte:

„Man kann nicht wissen, ma cousine, vielleicht wird er noch ein zweiter Derschawin.“

Dabei kniff er mich so schmerzhaft in die Backe, daß ich nur deshalb nicht aufschrie, weil ich erriet, daß das eine Liebkosung sein sollte.

Die Gäste fuhren weg; Papa und Wolodja verließen das Zimmer; der Fürst, die Großmutter und ich blieben im Salon zurück.

„Warum ist denn unsere liebe Natalja Iwanowna nicht hergekommen?“ fragte Fürst Iwan Iwanowitsch plötzlich nach kurzem Schweigen.

„Ah, mon cher,“ antwortete Großmutter, indem sie ihre Stimme senkte und ihre Hand auf seinen Armel legte; „sie wäre sicher gekommen, wenn sie könnte, wie sie will. Sie schreibt mir, Pierre habe ihr vorgeschlagen, herzukommen, sie habe aber aus freien Stücken darauf verzichtet, weil die Einnahmen aus den Gütern dieses Jahr sehr gering seien, und sie schreibt: „Außerdem ist es überflüssig, dieses Jahr mit dem ganzen Haushalt nach Moskau überzusiedeln. Ljubotschka ist noch zu klein, und was die Jungen anbelangt, die bei Dir wohnen, so bin ich ihretwegen noch ruhiger, als wenn sie bei mir blieben. Das alles ist sehr schön!“ fuhr Großmutter fort, wobei man aus dem Ton ihrer Worte heraus hören konnte, daß sie das alles gar nicht so schön fand. „Man hätte die Jungen längst herbringen müssen, damit sie etwas lernen und sich an die Welt gewöhnen; welche Erziehung können sie denn auf dem Lande bekommen! . . . Der Ältere ist ja bald dreizehn, der Jüngere elf Jahre alt. Haben Sie bemerkt, mon cousin, sie sind ganz verwildert . . . Sie verstehen nicht einmal, richtig ins Zimmer zu treten.“

„Es ist mir nur unbegreiflich,“ antwortete der Fürst, „was diese ewigen Klagen über zerrüttete Vermögensverhältnisse zu bedeuten haben. Er besitzt doch ein schönes Vermögen, und Nataschas Gut Chabarowka, auf dem wir seinerzeit Theateraufführungen veran-

stalteten, kenne ich wie meine fünf Finger. Es ist ein prachtvolles Gut und muß immer einen schönen Ertrag abwerfen . . ."

"Ich will offen mit Ihnen sprechen wie mit einem wahren Freund," unterbrach ihn Großmutter mit traurigem Gesichtsausdruck; „mir scheint, das sind alles nur Ausreden, damit er allein hier bleiben, Klubs und Diners besuchen und Gott weiß was anstellen kann; sie aber ahnt nichts. Sie kennen ihre engelhafte Güte; sie glaubt ihm alles. Er hat ihr eingeredet, daß die Kinder nach Moskau gebracht werden müssen und sie allein mit der dummen Gouvernante auf dem Gut bleiben müsse, und sie glaubt es ihm. Wenn er ihr einredete, die Kinder müßten geschlagen werden wie die Kinder Warwara Isinitchnas, sie würde, glaube ich, auch dazu ihre Einwilligung geben," meinte Großmutter, wobei sie sich in ihrem Sessel mit einem Ausdruck völliger Verachtung zur Seite wandte. „Ja, mein Freund," fuhr Großmutter fort, nachdem sie eine Weile geschwiegen und sich mit einem der beiden Taschentücher die Tränen aus den Augen gewischt hatte, „ich denke oft daran, daß er sie weder zu schätzen weiß, noch sie versteht, und trotz aller ihrer Güte, trotz ihrer Liebe zu ihm und dem Bemühen, ihren Kummer zu verbergen, weiß ich sehr gut, daß sie mit ihm nicht glücklich sein kann; und denken Sie an meine Worte, wenn er . . ."

Großmutter verbarg das Gesicht in dem Taschentuch.

"Eh, ma bonne amie," rief der Fürst vorwurfsvoll; „ich sehe, Sie sind gar nicht vernünftiger geworden. Sie grämen sich und weinen, weil Sie Gespenster sehen. Schämen Sie sich denn gar nicht? Ich kenne ihn lange und kenne ihn als ausgezeichneten, aufmerksamen und gütigen Gatten, vor allem aber als einen Menschen von vornehmer Gesinnung; c'est un parfait honnête homme."

Ohne es zu wollen, belauschte ich dieses Gespräch, das nicht für meine Ohren bestimmt war, und schlich in heftigster Aufregung auf den Fußspitzen aus dem Zimmer.

Die Zwins

„Wolodja! Wolodja! Die Zwins!“ rief ich, als ich drei Knaben in blauen Pelzmänteln mit Bibertragen sah, die in Begleitung ihres jungen, stutzerhaften Erziehers vom gegenüberliegenden Bürgersteig auf unser Haus zukamen.

Die Zwins waren mit uns verwandt und fast genau im selben Alter. Bald nach unserer Ankunft in Moskau waren wir mit ihnen bekannt geworden und hatten Freundschaft geschlossen.

Der zweite Zwin, Sersjoscha, war ein brauner, krausköpfiger Junge mit fester, etwas aufgeworfener Nase, mit frischen, roten Lippen, die sich nur selten über der etwas vorstehenden oberen Reihe schneeweißer Zähne ganz schlossen, mit dunkelblauen, wunderschönen Augen und einem ungewöhnlich munteren Gesichtsausdruck. Er lächelte nie, sondern blieb entweder ganz ernst oder brach in ein klangvolles, unwiderstehliches Lachen aus. Seine eigenartige Schönheit war mir im ersten Augenblick gleich aufgefallen. Er übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Sein bloßer Anblick schon machte mein Glück vollkommen; eine Zeitlang gingen alle meine seelischen Kräfte in diesem einen Wunsch auf; wenn es sich traf, daß ich ihn drei, vier Tage nicht zu Gesicht bekam, sehnte ich mich nach ihm und wurde traurig bis zu Tränen. Alle meine Träume im Schlaf wie im Wachen galten ihm: wenn ich schlafen ging, wünschte ich mir, von ihm zu träumen; wenn ich die Augen schloß, sah ich ihn vor mir, und diese Vision machte mich glücklich. Zu keinem Menschen auf der Welt hätte ich von diesem Gefühl gesprochen, so teuer war es mir. Vielleicht, weil meine unverwandt auf ihn gerichteten unruhigen Augen ihn belästigten oder weil er vielleicht keine Sympathie für mich empfand, zog er es vor, lieber mit Wolodja zu spielen und zu sprechen als mit mir; trotzdem war ich zufrieden, wünschte nichts, forderte nichts und war bereit, ihm alles zum Opfer zu bringen. Außer der leidenschaftlichen Zuneigung, die ich für ihn empfand, erregte seine Gegenwart in mir noch ein anderes, ebenso

starkes Gefühl: die Angst, ihn zu betrüben, zu verletzen, ihm durch irgend etwas zu mißfallen; vielleicht, weil sein Gesicht einen hochmütigen Ausdruck hatte, oder weil ich, der ich nur Verachtung für mein häßliches Außere empfand, die Vorzüge eines schönen Außeren bei anderen überschätzte, vielleicht aber auch, weil das ein unbedingtes Merkmal jeder Liebe ist, fürchtete ich ihn genau so sehr, wie ich ihn liebte. Als Sferjoscha zum ersten Male mit mir zu sprechen begann, verlor ich angesichts dieses unerwarteten Glückes die Fassung, wechselte die Farbe und konnte ihm nicht antworten. Er hatte eine schlechte Gewohnheit: wenn er nachdenklich war, heftete er seinen Blick starr auf einen Punkt, blinzelte mit den Augen und zuckte dabei fortwährend mit der Nase und den Augenbrauen. Alle fanden, daß ihn diese Gewohnheit sehr entstellte, aber ich fand sie so reizend, daß ich sie unwillkürlich selbst annahm; nach wenigen Tagen meiner Bekanntschaft mit ihm fragte mich Großmutter, ob ich denn Augenschmerzen hätte, da ich wie eine Nachteule blinzelte. Niemals sprachen wir auch nur ein Wort von Liebe zueinander; er fühlte aber die Macht, die er auf mich ausübte, und nützte sie in unseren kindlichen Beziehungen unbewußt und tyrannisch aus: ich sehnte mich zwar danach, ihm alles, was ich auf dem Herzen hatte, zu sagen, doch fürchtete ich ihn zu sehr, als daß ich mich zu einer solchen Offenheit entschlossen hätte, bemühte mich, gleichgültig zu erscheinen und unterwarf mich ohne Widerspruch seinem Einfluß. Zuweilen erschien mir dieser Einfluß drückend und unerträglich, doch mich von ihm frei zu machen, lag nicht in meiner Macht.

Ich werde traurig, wenn ich an dieses frische wunderbare Gefühl uneigennütziger, grenzenloser Liebe denke, die dahinstarb, ohne sich zu offenbaren und ohne Erwiderung zu finden.

Es ist sonderbar, daß ich, solange ich ein Kind war, den Erwachsenen gleichen wollte, seitdem ich älter geworden bin, oft einem Kinde ähnlich sein möchte. Wie oft hat dieser Wunsch, in den Beziehungen zu Sferjoscha nicht kindlich zu erscheinen, mich davon abgehalten, meinem Gefühle freien Lauf zu lassen, und mich gezwungen, mich zu verstellen und zu heucheln. Nicht nur, daß ich es nicht wagte, ihm einen

Ruß zu geben, so groß auch mein Verlangen danach war, oder ihn an der Hand zu fassen und ihm zu sagen, wie es mich freue, ihn zu sehen, — ich wagte es nicht einmal, ihn Sserjoscha zu nennen, und sagte Ssergej zu ihm; das war so Sitte bei uns. Jeder Gefühlsausbruch galt bei uns als Kindererei, und der, der sich ihn erlaubte, war eben ein kleiner Junge. Wir hatten noch nicht die bitteren Erfahrungen gemacht, die Erwachsenen Anlaß zu Vorsicht und Kälte in ihren Beziehungen geben; und doch beraubten wir uns der reinen Freuden zärtlicher, kindlicher Liebe nur aus dem Bestreben heraus, es den Erwachsenen gleichzutun.

Schon im Vorzimmer begrüßte ich die Zwins, reichte ihnen die Hand und lief dann Hals über Kopf zu Großmutter; ich meldete ihr die Ankunft der Zwins mit einer Miene, als ob diese Nachricht auch sie beglücken müsse. Dann folgte ich Sserjoscha, ohne die Augen von ihm abzuwenden, in den Salon und beobachtete seine Bewegungen. Großmutter sagte, daß er inzwischen gewachsen sei, und sah ihn forschend an; ich aber empfand jenes Gefühl von Furcht und Hoffnung, das ein Künstler haben muß, wenn er von einem angesehenen Kunstkennner ein Urteil über sein Werk erwartet.

Der junge Erzieher der Zwins, Herr Frost, führte uns mit Großmutter's Erlaubnis in das Vorgärtchen, setzte sich auf eine grüne Bank, legte malerisch ein Bein über das andere, stellte seinen Stock mit dem Bronzknopf zwischen die Beine und zündete sich in der Haltung eines Mannes, der äußerst zufrieden mit seinem Benehmen ist, eine Zigarre an.

Herr Frost war ein Deutscher, aber ein Deutscher von ganz anderem Schlag als unser guter Karl Iwanowitsch; erstens sprach er richtig russisch, sprach, wenn auch mit schlechtem Akzent, französisch und genoß überhaupt, besonders bei den Damen, den Ruf eines sehr gebildeten Menschen; zweitens trug er einen rotblonden Schnurrbart, eine große Busennadel mit einem Rubin in seiner schwarzseidenen Halsbinde, deren Enden unter den Hosenträgern durchgesteckt waren, und hellblaue Hosen mit Steg aus glänzendem Stoff; drittens war er jung, von schönem Aüßeren, war sehr selbst-

gefällig und besaß ungewöhnlich stattliche, muskulöse Beine. Man sah, daß er diesem letzteren Vorzug ganz besondere Bedeutung beimaß; er hielt seine Wirkung auf Personen weiblichen Geschlechtes für unwiderstehlich, bemühte sich stets, seine Beine an der sichtbarsten Stelle unterzubringen und ließ, ob er nun stand oder saß, seine Waden spielen. Er war der Typus eines jungen Deutschrussen, der gerne als flotter Bursche und Weiberfreund gelten wollte.

Es ging sehr lustig zu im Vorgärtchen. Das Räuberspiel war im besten Gange; nur ein Umstand hätte fast die ganze Stimmung verderben. Sferjoscha war einer der Räuber; während er einen Reisenden verfolgte, stolperte er und stieß in vollem Lauf so stark mit dem Knie an einen Baum, daß ich glaubte, das Knie wäre zerschmettert. Trotzdem ich als Gendarm verpflichtet war, ihn zu fangen, ging ich an ihn heran und fragte besorgt, ob er starke Schmerzen habe. Sferjoscha wurde böse; er ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuß und schrie mich mit einer Stimme an, die deutlich erkennen ließ, daß er starke Schmerzen hatte:

„Was soll denn das? Ist denn das ein Spiel? Warum fängst du mich denn nicht? Warum fängst du mich denn nicht?“ wiederholte er mehrere Male, sah von der Seite Wolodja und den älteren Iwin an, die, Reisende darstellend, auf dem Wege umherliefen, stieß plötzlich einen gellenden Schrei aus und stürzte los, um die Reisenden zu verfolgen.

Ich kann gar nicht sagen, wie mich diese heldenhafte Handlungsweise in Erstaunen setzte und begeisterte; trotz seines großen Schmerzes hatte er nicht nur nicht geweint, sondern nicht einmal verraten, wie sehr er litt, und das Spiel nicht im Stich gelassen.

Bald darauf, als noch Iljinka Grap zu unserer Gesellschaft hinzugekommen und wir in Erwartung des Mittagessens nach oben gegangen waren, hatte Sferjoscha Gelegenheit, mich durch seinen erstaunlichen Mut und seine Charakterfestigkeit in noch größere Begeisterung zu versetzen.

Iljinka Grap war der Sohn eines armen Ausländers, der früher einmal bei meinem Großvater gelebt hatte, ihm für irgend etwas

verpflichtet war und es für seine Schuldigkeit hielt, seinen Sohn möglichst oft zu uns zu schicken. Wenn er annahm, daß die Bekanntschaft mit uns seinem Sohne Vergnügen oder Ehre einbrachte, so war er gründlich im Irrtum, denn wir behandelten den Jungen unfreundlich und beachteten ihn nur dann, wenn wir ihn verspotten wollten. Iljinka Grap war ein Junge von etwa dreizehn Jahren, hager, hochaufgeschossen, mit einem blassen Vogelgesicht, das stets einen gutmütigen, ergebenen Ausdruck hatte. Er war sehr ärmlich gekleidet, dafür aber so stark pomadisiert, daß wir immer behaupteten, an heißen Tagen schmelze die Pomade und fließe ihm unter seiner Jacke den Rücken herunter. Wenn ich jetzt seiner gedenke, finde ich, daß er ein sehr dienstfertiger, stiller und guter Junge war; damals schien er mir ein verächtliches Geschöpf, das man weder zu bemitleiden noch überhaupt zu beachten brauche.

Als das Räuberspiel zu Ende war, gingen wir nach oben, begannen zu tollen und uns gegenseitig mit verschiedenen Turnkunststücken zu übertrumpfen. Iljinka sah uns schüchtern lächelnd zu, und als wir ihm vorschlugen, mitzumachen, lehnte er es ab und meinte, ihm fehle die Kraft dazu. Sferjoscha war entzückend; er hatte den Rock abgelegt, seine Wangen und seine Augen brannten, er hörte nicht auf, laut zu lachen, und ersann immer neue Streiche, sprang über drei Stühle hinweg, die nebeneinander standen, schlug Rad durch das ganze Zimmer, stand Kopf auf den Wörterbüchern von Tattschtschew, die er in der Mitte des Zimmers als Unterlage aufgebaut hatte, und machte dabei mit den Beinen so komische Kunststücke, daß man unbedingt lachen mußte. Als er das letzte Kunststück vollbracht hatte, wurde er nachdenklich, blinzelte mit den Augen und wandte sich dann mit einem ganz ernststen Gesicht an Iljinka: „Versuchen Sie, dasselbe zu machen, es ist nicht schwer“. Als Grap bemerkte, daß die allgemeine Aufmerksamkeit ihm galt, wurde er rot und antwortete mit kaum hörbarer Stimme, er könne das nicht.

„Was soll denn das? Warum will er nicht mitmachen? Ist er denn ein Mädchen? Er muß sich auch auf den Kopf stellen!“

Sferjoscha faßte ihn bei der Hand.

„Er muß Kopf stehen! Er muß!“ schrien wir alle, umringten Iljinka, der in diesem Augenblick merklich Angst bekam und erblaßte, packten ihn an den Händen und schleppten ihn gewaltsam zu den Wörterbüchern.

„Laßt mich! Ich will es allein machen! Ihr werdet mir den Rock zerreißen!“ schrie das unglückliche Opfer. Aber diese Verzweiflungsschreie stachelten uns nur noch mehr an; wir wollten uns totlachen; das grüne Röckchen krachte in allen Nähten.

Wolodja und der älteste Zwirn drückten seinen Kopf nieder und stellten ihn auf die Wörterbücher; ich und Sserjoscha packten die dünnen Beine des armen Jungen, mit denen er verzweifelt ausschlug, krepelten ihm die Hosen bis zu den Knien auf und zogen die Beine unter lautem Lachen nach oben; der jüngste Zwirn hielt den ganzen Rumpf in Gleichgewicht.

Da geschah es, daß wir nach dem lärmenden Lachen alle plötzlich verstummten, daß es im Zimmer still wurde und man nur den schweren Atem des unglücklichen Grap hörte. In diesem Augenblick war ich nicht sicher, ob das Ganze wirklich so komisch und lustig war.

„So ist's recht! Jetzt bist du ein braver Kerl!“ sagte Sserjoscha und gab ihm mit der Hand einen Klaps.

Iljinka schwieg und strampelte mit den Beinen nach allen Seiten, um sich zu befreien. Bei einer dieser verzweifelten Bewegungen traf er Sserjoscha mit dem Stiefelabsatz so schmerzhaft ins Auge, daß dieser die Beine sofort losließ, mit der Hand an das tränende Auge fuhr und Iljinka mit aller Gewalt einen Stoß versetzte. Iljinka, der von uns nicht mehr gestützt wurde, stürzte wie leblos zu Boden und konnte vor lauter Tränen nur noch hervorbringen:

„Warum quält ihr mich so?“

Die jämmerliche Gestalt des armen Iljinka mit den verweinten Augen, den zerzausten Haaren und den aufgekrepelten Hosen, unter denen die ungeputzten Stiefelschäfte zu sehen waren, wirkte überraschend auf uns; wir alle schwiegen und zwangen uns zu einem Lächeln.

Sserjoscha war der erste, der die Fassung wiedergewann.

„Du weibischer Heulfritze,“ sagte er und berührte ihn mit der Fußspitze, „mit dir kann man sich nicht einmal einen Spaß machen . . . Nun genug, stehe auf!“

„Ich sage dir, daß du ein nichtsnutziger Bengel bist,“ antwortete Iljinka wütend, wandte sich ab und begann zu weinen.

„Das würde dir wohl so passen! Einen mit den Absätzen treten und dann noch schimpfen“, schrie Sserjoscha, ergriff ein Wörterbuch und gab dem Unglücklichen damit einen Schlag auf den Kopf, ihm, der nicht einmal daran dachte, sich zu verteidigen, sondern nur mit den Händen Deckung suchte.

„Da hast du was! Da! Lassen wir ihn, wenn er keinen Spaß versteht . . . Gehen wir hinunter!“ sagte Sserjoscha, unnatürlich lachend.

Ich sah den armen Jungen voller Mitleid an, wie er, auf dem Boden liegend und das Gesicht in den Wörterbüchern versteckend, so heftig weinte, daß es schien, als müsse er an den Krämpfen sterben, die seinen Körper durchzuckten.

„Ach Sserges,“ sagte ich, „wozu hast du das getan?“

„Das wäre noch schöner! Ich glaube, ich habe nicht geweint, als ich mir heute das Bein fast bis auf den Knochen aufstieß!“

„Das ist wahr!“ dachte ich. „Iljinka ist nichts weiter als ein Heulfritze, aber Sserjoscha, das ist ein Kerl! . . .“

Es fiel mir nicht ein, daß der Arme nicht so sehr über den körperlichen Schmerz weinte als darüber, daß fünf Jungen, die ihm vielleicht sehr gut gefielen, sich ohne jeden Grund zusammentaten, um ihn mit ihrem Haß zu verfolgen.

Ich kann mir die Grausamkeit meines damaligen Verhaltens durchaus nicht erklären. Warum war ich ihm nicht beigeprungen, warum hatte ich ihn nicht verteidigt und geschützt? Wo war das Mitleid geblieben, das mich bis zu Tränen rührte, wenn ich sah, wie eine junge Dohle, die noch nicht flügge war, aus dem Nest fiel, wie ein junges Hündchen hinter den Zaun geworfen oder ein Huhn vom Küchensungen zum Schlachten weggetragen wurde?

War dieses Gefühl in mir ganz erstickt durch die Liebe zu Sserjoscha,

durch den Wunsch, vor ihm als ein ebenso forschender Junge zu erscheinen, wie er einer war. Ich war wegen dieser Liebe und wegen dieses Wunsches nicht zu beneiden; sie sind die einzigen dunklen Flecke auf den Blättern meiner Kindheits Erinnerungen.

20

Die Gäste kommen

Die besondere Geschäftigkeit, die im Speisezimmer herrschte, die glänzende Beleuchtung, die all den wohlbekannten Gegenständen im Empfangszimmer und im Saal ein neues, festliches Aussehen verlieh, und ganz besonders die Tatsache, daß Fürst Iwan Iwanowitsch seine Musikkapelle zu uns herübergeschickt hatte, all das bewies, daß man für den Abend eine beträchtliche Anzahl Gäste erwartete.

Beim Geräusch jedes vorüberfahrenden Wagens stürzte ich ans Fenster, drückte meine Handflächen an die Schläfen und an die Scheiben und sah mit ungeduldiger Neugier auf die Straße hinaus. Aus der Dunkelheit, die zuerst alles verdeckt hielt, trat allmählich ein Bild nach dem anderen hervor: drüben auf der anderen Seite der Straße ein mir bekannter Laden mit einer Laterne davor, schräg gegenüber ein großes Haus, in dessen unterem Stockwerk zwei Fenster erleuchtet waren, mitten auf der Straße eine klapprige Droschke mit zwei Insassen oder eine Equipage, die im Schritt heimkehrte; jetzt aber kam ein Wagen bei uns vorgefahren, und in der Überzeugung, daß es die Iwins seien, die früh zu kommen versprochen hatten, lief ich ins Vorzimmer, um sie zu empfangen. Statt der Iwins erschienen hinter dem im Armel einer Livree steckenden Arm, der die Türe öffnete, zwei Damen im Vorzimmer, eine große in blauem Abendmantel mit Zobeltragen und eine kleine, ganz eingehüllt in ein großes, grünes Tuch, aus dem ihre kleinen, mit Pelz überschuhenden Füßchen hervorschauten. Obwohl ich es für meine Pflicht hielt, mich beim Eintritt dieser Personen zu verneigen, trat die Kleinere schweigend vor die Große und blieb vor ihr stehen.

Die Große löste das Tuch, das den Kopf der Kleineren ganz umhüllte, knöpfte ihren Mantel auf, und als diese Gegenstände dem Lakaien, der ihr auch die Pelzschuhe ausgezogen hatte, zur Aufbewahrung übergeben wurden, entpuppte sich die verummte Person als ein wunderschönes, zwölfjähriges Mädchen in kurzem Musselinkleidchen, weißen Höschen und winzigen schwarzen Schuhen. Ein schwarzes Samtband umschloß das weiße Hälschen; das ganze Köpfchen war von dunkelblonden Locken umgeben, die vorne zu ihrem reizenden Gesichtchen und hinten zu ihren entblößten Schultern so gut paßten, daß ich niemand, selbst Karl Iwanowitsch nicht geglaubt hätte, diese Locken ringelten sich nur deshalb so schön, weil man sie schon am frühen Morgen auf Papierröllchen der „Moskauer Nachrichten“ aufgewickelt und nachher mit einem heißen Eisen gebrannt hatte. Viel eher sah es so aus, als wäre sie mit diesem Lockenköpfchen zur Welt gekommen.

Ein auffallender Zug in ihrem Gesichte war die ungewöhnliche Größe ihrer etwas vorstehenden, halbgeschlossenen Augen, die einen seltsamen, aber angenehmen Gegensatz zu dem winzigen Mündchen bildeten. Ihre Lippen waren geschlossen und ihre Augen waren ernst, so daß der allgemeine Gesichtsausdruck kein Lächeln erwarten ließ; daher wirkte ein Lächeln dieses Gesichtes um so bezaubernder.

Um nicht bemerkt zu werden, schlüpfte ich durch die Thür, die zum Saale führte, und begann da auf und abzugehen, um mich zu stellen, als wäre ich ganz in Gedanken versunken und wüßte gar nicht, daß Gäste gekommen seien. Als die Damen in die Mitte des Saales kamen, fuhr ich gleichsam aus tiefem Nachdenken auf, machte einen Kratzfuß und meldete ihnen, Großmutter wäre im Empfangszimmer. Frau Walachin, deren Gesicht mir sehr gut gefallen hatte, und zwar vor allem deshalb, weil ich darin eine Ähnlichkeit mit dem ihrer Tochter Ssonjetschka entdeckte, nickte mir wohlwollend zu.

Großmutter schien sehr erfreut, Ssonjetschka zu sehen, rief sie näher zu sich heran, rückte auf ihrem Kopf eine Locke zurecht, die in die Stirne gerutscht war und sagte, indem sie ihr Gesicht aufmerksam betrachtete: „Quelle charmante enfant!“ Ssonjetschka lächelte, wurde

rot, und sah dabei so nett aus, daß auch ich bei ihrem Anblick errötete.

„Ich hoffe, du wirst dich bei uns nicht langweilen, mein Kind,“ sagte Großmutter und faßte sie unters Kinn; „tanze und amüsiere dich so viel wie möglich. Da haben wir schon eine Dame und zwei Herren,“ wandte sie sich an Frau Walachin und zeigte dabei auf mich. Diese Anspielung auf meine Person war mir so angenehm, daß ich wieder errötete.

Da ich meine Verlegenheit wachsen fühlte, hielt ich es für richtiger, mich zu entfernen, als ich eine neue Equipage heranrollen hörte. Im Flur fand ich Fürstin Kornakowa mit ihrem Sohn und einer unglaublich großen Anzahl von Töchtern. Diese Töchter sahen sich alle ähnlich, gleichen der Mutter und waren häßlich; darum lenkte keine von ihnen die besondere Aufmerksamkeit auf sich. Während sie die Mäntel und Pelzkragen ablegten, sprachen sie alle zugleich mit dünnen Stimmen, liefen hin und her und lachten, wohl darüber, daß ihrer so viele waren. Etienne war ein Junge von fünfzehn Jahren, groß, fleischig, mit einem blutarmen, eingefallenen Gesicht, blau umränderten Augen und mit für sein Alter riesenhaften Händen und Füßen; er war plump und hatte eine unangenehme, sich überschlagende Stimme; er schien aber sehr zufrieden mit sich zu sein und war genau so, wie nach meiner Vorstellung ein Junge sein muß, der zu Hause die Rute bekommt.

Wir standen uns ziemlich lange gegenüber und betrachteten uns aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen: dann kamen wir näher aufeinander zu, als wollten wir uns küssen, schauten uns aber noch einmal gegenseitig in die Augen und ließen dann von unserem Vorhaben ab. Als alle Schwestern an uns vorbeigerauscht waren, fragte ich, um ein Gespräch zu beginnen, ob es im Wagen nicht zu eng gewesen sei.

„Ich weiß nicht,“ antwortete er nachlässig. „Ich setze mich nie in den Wagen, denn sobald ich darin sitze, wird mir schlecht, mamachen weiß es schon. Wenn wir abends irgendwohin fahren, sitze ich immer auf dem Boock, das macht viel mehr Spaß; man kann alles sehen,

manchmal überläßt mir Philipp die Zügel, und ich nehme auch die Peitsche, um zuweilen die Vorübergehenden, so, na Sie wissen schon . . ." fügte er mit einer ausdrucksvollen Bewegung hinzu; „fein!"

„Durchlaucht!" sagte ein Lakai, der in den Flur trat, „Philipp läßt fragen, wo Sie die Peitsche hingetan haben."

„Wieso? Ich habe sie ihm zurückgegeben."

„Philipp sagte, nein."

„Dann habe ich sie an die Laterne gehängt."

„Philipp sagt, sie ist auch dort nicht; sagen Sie lieber gleich, daß Sie sie verloren haben; Philipp muß nun Ihren Mutwillen aus seiner eigenen Tasche bezahlen," bemerkte der Lakai, der immer mehr in Ärger geriet.

Er machte den Eindruck eines ehrbaren und sehr ernstesten Mannes, nahm eifrig Philipps Partei und schien entschlossen, die Angelegenheit um jeden Preis aufzuklären. In einer unwillkürlichen Regung von Zartgefühl trat ich beiseite, als höre ich nichts; die anwesenden Lakaien aber benahmen sich ganz anders; sie traten näher und warfen dem alten Diener zustimmende und aufmunternde Blicke zu.

„Nun, dann habe ich sie eben verloren," erwiderte Etienne, der weiteren Auseinandersetzungen ausweichen wollte, „was die Peitsche kostet, das bezahle ich. Ist das nicht lächerlich?" Damit kam er auf mich zu und zog mich nach sich in den Salon.

„Nein, erlauben Sie, Herr, wie wollen Sie denn bezahlen? Ich weiß, was Sie für ein Zahler sind. Maria Wassiljewna zahlen Sie auf diese Weise schon seit acht Monaten zwanzig Kopeken, mir schon seit jetzt mehr als einem Jahr, und auch das mit Petruschka . . ."

„Wirfst du schweigen?!" rief der junge Fürst, blaß vor Wut. „Ich werde alles erzählen."

„Erzählen, erzählen, das ist nicht recht, Durchlaucht!" sagte der Diener mit ganz besonderem Nachdruck und begab sich mit den Mänteln zum Kleiderständler, während wir den Saal betraten.

„So wars recht," hörten wir hinter uns die beifällige Stimme eines von den Dienern.

Großmutter besaß die besondere Gabe, den Leuten ihre Meinung ins Gesicht zu sagen, indem sie das „Du“ und „Sie“ in gewissen Fällen mit einer gewissen Betonung anwandte. Trotzdem sie sich dieser Fürwörter entgegen dem allgemeinen Gebrauch bediente, bekamen sie in ihrem Munde eine ganz besonders nüancierte Bedeutung. Als der junge Fürst zu ihr trat, sagte sie einige Worte zu ihm, wobei sie ihn mit „Sie“ anredete und ihn mit solcher Verachtung anblickte, daß ich an seiner Stelle in die größte Verwirrung geraten wäre; Etienne aber war ein ganz anderer Junge; er beachtete weder den Empfang noch Großmutter selbst und verneigte sich vor der ganzen Gesellschaft, wenn auch nicht sehr geschickt, so doch gänzlich ungewungen. Ssonjetschka nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich kann mich noch erinnern, daß mir die Unterhaltung erst da Vergnügen bereitetete, als ich mich mit Wolodja und Etienne an einer Stelle des Saales befand, von der aus ich Ssonjetschka sehen und selbst von ihr gesehen und gehört werden konnte; fiel mir ein besonders wichtiges oder interessantes Wörtchen ein, dann sprach ich es möglichst laut aus und sah mich nach der Salontüre um; als wir aber an eine andere Stelle kamen, wo man uns weder sehen noch hören konnte, schwieg ich und fand an der Unterhaltung kein Vergnügen mehr.

Salon und Empfangszimmer füllten sich allmählich mit Gästen; unter ihnen befanden sich, wie stets bei Kindergesellschaften, einige große Kinder, die die Gelegenheit, sich zu amüsieren und zu tanzen, nicht vorübergehen zu lassen wünschten, wenn sie auch so taten, als ob sie damit der Hausfrau eine Freude bereiten wollten!

Als die Zwins kamen, empfand ich statt der üblichen Freude bei Sserjoschas Anblick einen gewissen Ärger darüber, daß er nun Ssonjetschka sehen und auch selbst von ihr gesehen werden würde.

Vor der Mazurka

„Ah, bei euch soll ja getanzt werden, wie es scheint!“ sagte Sferoscha, als er in den Salon trat, und zog aus der Tasche ein Paar Glacéhandschuhe hervor. „Da muß man ja seine Handschuhe anziehen.“

„Was soll ich machen? Wir haben doch gar keine Handschuhe,“ dachte ich. „Ich will hinaufgehen und welche suchen.“

Obwohl ich aber alle Komoden durchwühlte, fand ich nur in der einen unsere grünen Reisesaufsthandschuhe und in der anderen einen einzelnen Glacéhandschuh, mit dem ich gar nichts anfangen konnte; erstens war er sehr schmutzig und alt, zweitens war er mir viel zu groß und, was das schlimmste war, es fehlte der Mittelfinger, den Karl Iwanowitsch wohl schon vor langer Zeit abgeschnitten hatte, um ihn über einen kranken Finger zu ziehen. Dennoch zog ich dieses Überbleibsel von einem Handschuh über meine Hand und betrachtete aufmerksam die Stelle an meinem unbekleideten Mittelfinger, die stets mit Tinte beschmutzt war.

„Wäre doch nur Natalja Sawischna hier! Die würde schon Handschuhe ausfindig machen! So kann ich nicht hinuntergehen; was sollte ich antworten, wenn man mich fragt, warum ich nicht tanze? Hier oben kann ich aber auch nicht bleiben, man wird mich vermissen. Was soll ich nur anfangen?“ fragte ich mich ganz ratlos.

„Was machst du hier?“ rief Wolodja, der hereingestürzt kam. „Komm, engagiere eine Dame, es beginnt gleich.“

„Wolodja,“ sagte ich in fast verzweifelnem Ton, indem ich ihm meine Hand hinhielt, von der zwei Finger in dem schmutzigen Handschuh staken. „Wolodja, du hast auch nicht daran gedacht!“

„Woran?“ fragte er ungeduldig. „Ah! An die Handschuhe!“ fügte er völlig gleichgültig hinzu, als er meine Hand erblickte. „Ja, das habe ich vergessen; man muß Großmutter fragen, was sie dazu meint.“ Und ohne sich weitere Gedanken zu machen, lief er wieder hinunter.

Der Gleichmut, mit dem er eine mir so wichtig scheinende Angelegenheit abtat, beruhigte mich; ich eilte in den Salon hinunter, ohne an den häßlichen Handschuh, in dem meine Hand stak, zu denken.

Vorsichtig an Großmutter's Lehnstuhl herantretend und ihre Mantille leicht mit der Hand berührend, fragte ich flüsternd:

„Großmutter, was sollen wir machen? Wir haben keine Handschuhe!“

„Was, mein Freund?“

„Wir haben keine Handschuhe,“ wiederholte ich, indem ich näher trat und beide Hände auf die Lehne ihres Sessel legte.

„Und was ist das?“ fragte sie und ergriff plötzlich meine linke Hand. „Voyez, ma chère,“ wandte sie sich an Frau Walachina, „voyez, comme ce jeune homme s'est fait élégant pour danser avec votre fille.“

Großmutter hielt mich fest an der Hand und blickte die Anwesenden so lange ernst und fragend an, bis die Neugier aller Gäste befriedigt war und alle zu lachen anfangen.

Ich wäre sehr betrübt gewesen, wenn Sserjoscha mich gesehen hätte, wie ich, das Gesicht vor Scham verziehend, vergeblich meine Hand zu befreien suchte; vor Ssonjetschka hingegen, die so lachte, daß ihr Tränen in die Augen traten und die Lösschen in das gerötete Gesicht fielen, schämte ich mich nicht. Ich fühlte, daß ihr Lachen zu laut und zu natürlich war, um spöttisch zu sein; im Gegenteil, dadurch, daß wir uns ansahen und zusammen lachten, wurden wir noch vertrauter miteinander. So böß auch der Zwischenfall mit dem Handschuh hätte enden können, er brachte mir wenigstens den Vorteil, daß ich mich auf einmal mit einem Kreise vertraut machte, vor dem es mir gegraut hatte; ich spürte im Saal nicht die geringste Verlegenheit mehr.

Die Qual der schüchternen Menschen rührt von der Ungewißheit über die Meinung her, die man sich von ihnen gebildet hat; sobald diese Meinung, wie sie auch immer sein mag, klar zum Ausdruck kommt, hört die Qual auf.

Wie reizend war Ssonjetschka Walachina, als sie mir gegenüber

mit dem plumpen jungen Fürsten die französische Quadrille tanzte! Wie reizend lächelte sie, als sie mir bei der „chaine“ die Hand reichte! Wie reizend tanzten die blonden Lößchen im Takt auf ihrem Kopfe, wie naiv und nett führte sie mit ihren kleinen Füßchen das „jeté assemblé“ aus! Als bei der fünften Figur meine Dame auf die andere Seite hinüberlief und ich, auf den Einsatz wartend, mich anschickte, das Solo auszuführen, preßte Ssonjetschka ernst die Lippen zusammen und schaute seitwärts. Sie hätte sich meinetwegen gar nicht zu fürchten brauchen; kühn führte ich die „chassé en avant, chassé en arrière, glissade“ aus, und als ich an sie herantanzte, zeigte ich meinen Handschuh mit den zwei hervorschauenden Fingern. Sie lachte laut auf und trippelte noch lieblicher mit ihren kleinen Füßchen über das Parkett. Ich erinnere mich noch, als wir den Kreis bildeten und uns alle an den Händen faßten, wie sie da, ohne ihre Hand aus der meinen zu lösen, das Näschen an ihrem Handschuh rieb. Das alles steht mir lebendig vor Augen, und ich höre noch die Quadrille aus dem „Donauweibchen“, unter deren Klängen das alles sich abspielte.

Es kam die zweite Quadrille, die ich mit Ssonjetschka tanzte. Als ich neben ihr Platz genommen hatte, überfiel mich eine große Schüchternheit, und ich wußte gar nicht, was ich mit ihr sprechen sollte. Als mein Schweigen zu lange dauerte, fürchtete ich, sie könnte mich für einen Dummkopf halten und beschloß, koste es, was es wolle, diesem Irrtum zuvorzukommen.

„Vous êtes une habitante de Moscou?“ fragte ich und fuhr nach ihrer bejahenden Antwort fort: „et moi, je n'ai encore jamais fréquenté la capitale,“ wobei ich ganz besonders auf die Wirkung des Wortes „fréquenter“ rechnete. Ich fühlte mich jedoch nicht imstande, trotzdem der Anfang glänzend war und meine großen Kenntnisse im Französischen bewies, das Gespräch in dieser Weise fortzusetzen. Wir waren noch lange nicht an der Reihe zu tanzen, und das Schweigen setzte wieder ein. Unruhig blickte ich sie an; ich wollte wissen, welchen Eindruck ich auf sie gemacht hatte, und erwartete Hilfe von ihr. „Wo haben Sie diesen komischen Handschuh her?“

fragte sie plötzlich; diese Frage schuf mir eine große Erleichterung. Ich erzählte ihr, der Handschuh gehöre Karl Iwanowitsch, ich verbreitete mich sogar etwas ironisch über die Person Karl Iwanowitschs, wie komisch er manchmal sein könne, wenn er sein rotes Käppchen abnehme, wie er einmal in seinem grünen Pelz direkt vom Pferde in eine Pfütze gefallen sei usw. Die Quadrille ging unmerklich vorüber. Das war alles recht schön; warum aber hatte ich spöttisch von Karl Iwanowitsch gesprochen? Hätte ich denn die gute Meinung, die Ssonjetschka von mir hatte, eingebüßt, wenn ich von Karl Iwanowitsch mit der Liebe und Achtung gesprochen hätte, die ich in Wirklichkeit für ihn empfand?

Als die Quadrille zu Ende war, sagte Ssonjetschka mit einem so reizenden Ausdruck „merci“ zu mir, als hätte ich wirklich ihren Dank verdient. Ich war hingerissen, war außer mir vor Freude und erkannte mich selbst nicht wieder; woher nahm ich diese Kühnheit, ja sogar die Frechheit? „Es gibt nichts, was mich jetzt in Verlegenheit bringen könnte!“ dachte ich, während ich im Saale auf- und abging. „Ich bin zu allem bereit!“

Sserjoscha schlug mir vor, sein vis-à-vis zu sein. „Gut,“ sagte ich, „ich habe zwar noch keine Dame, aber ich werde schon eine finden.“ Ich warf einen entschlossenen Blick in den Saal und bemerkte, daß alle Damen bereits engagiert waren, mit Ausnahme eines erwachsenen Mädchens, das an der Türe zum Salon stand. Eben näherte sich ihr ein großer junger Mann, offenbar in der Absicht, sie zum Tanz aufzufordern. Im Nu durchflog ich, auf dem Parfett mit Grazie dahingleitend, den Raum, der mich von ihr trennte, machte eine Verbeugung und forderte sie mit fester Stimme zu dem „Contredanse“ auf. Das große Mädchen reichte mir mit gönnerhaftem Lächeln die Hand, und der junge Mann blieb ohne Dame.

Ich war dabei derart vom Bewußtsein meiner Kraft erfüllt, daß ich den Ärger des jungen Mannes gar nicht bemerkte; später aber erfuhr ich, daß er gefragt hatte, wer denn der Junge mit dem struppigen Haar sei, der an ihm vorbeigerast sei und ihm die Dame vor der Nase weggeschnappt habe.

Die Mazurka

Der junge Mann, dem ich die Dame weggeschnappt hatte, bildete mit seiner Dame das erste Paar in der Mazurka. Er sprang, seine Dame an der Hand haltend, vom Stuhl auf und lief, statt die „pas de Basques“ auszuführen, die uns Mimi gelehrt hatte, einfach vorwärts; an der Ecke angelangt, blieb er stehen, spreizte die Beine, stampfte dann mit dem Absatz auf, drehte sich um und lief in hüpfendem Schritt weiter.

Da ich keine Dame für die Mazurka hatte, saß ich hinter dem hohen Lehnstuhl der Großmutter und beobachtete den Saal.

„Was macht er nur?“ fragte ich mich. „Das ist ja gar nicht das, was uns Mimi gelehrt hat; sie versicherte doch, daß man die Mazurka auf den Fußspitzen tanzen und dabei mit den Füßen kreisförmige, gleitende Linien beschreiben müsse; jetzt stellt sich heraus, daß man sie ganz anders tanzt. Auch die Twins und Etienne, alle tanzen, ohne die ‚pas de Basques‘ auszuführen; und auch unser Wolodja hat diese neue Art übernommen. Gar nicht übel! . . . Und Ssonjetschka! Wie lieb sie ist! Jetzt tanzt sie auch! . . .“ Ich war in bester Laune.

Die Mazurka ging zu Ende; einige ältere Herren und Damen verabschiedeten sich von Großmutter und fuhren fort; die Diener trugen, den Tanzenden vorsichtig ausweichend, Geschirr in die Hinterzimmer; Großmutter war sichtlich müde, sprach sehr gedehnt und unlustig; die Musik wiederholte träge zum dreißigsten Male dasselbe Motiv. Das erwachsene Mädchen, mit dem ich getanzt hatte, erblickte mich, während es gerade eine Figur ausführte, lächelte verschmitzt und führte mir, wohl in dem Wunsch, Großmutter gefällig zu sein, Ssonjetschka und eine der zahllosen kleinen Fürstinnen zu. „Rose ou Kortie?“ fragte sie mich.

„Ach, du bist da!“ sagte Großmutter und wandte sich nach mir um. „Geh nur, geh, mein Junge.“

Obwohl ich in diesem Augenblick lieber den Kopf unter Groß-

mutter's Lehnstuhl versteckt hätte, statt vorzukommen, konnte ich doch nicht „nein“ sagen. Ich erhob mich, sagte „rose“ und blickte Ssonjetschka scheu an. Ehe ich wieder zur Besinnung kam, fühlte ich eine weichbehandelte Hand in der meinen, und die Fürstin tanzte mit dem freundlichsten Lächeln voran, ohne zu ahnen, daß ich gar nicht wußte, was ich mit meinen Füßen anfangen solle.

Ich wußte, daß die „pas de Basques“ hier nicht angebracht wären, daß sie mich blamieren konnten; doch die bekannten Mazurkälänge wirkten auf mein Gehör und teilten ihren Rhythmus meinen Gehörnerven mit, die ihrerseits die Bewegung auf meine Beine übertrugen; und diese letzteren begannen ganz unwillkürlich und zum größten Erstaunen aller Zuschauer die fatalen, kreisförmigen und gleitenden Schritte auf den Fußspitzen auszuführen. So lange wir geradeaus tanzten, ging das noch einigermaßen, beim Wenden aber merkte ich, daß ich meine Dame hinter mir zurücklassen müsse, wenn ich nicht besondere Maßnahmen ergriff. Um diese Unannehmlichkeit zu vermeiden, blieb ich stehen, in der Absicht, dieselben Schritte auszuführen, die der junge Mann, der mit seiner Dame das erste Paar bildete, so kühn ausgeführt hatte. Aber im selben Augenblick, als ich die Beine auseinanderspreizte und mit dem Hüpfen beginnen wollte, blickte die Fürstin, die eilig an meine Seite tanzte, meine Füße mit dem Ausdruck stumpfer Neugier und Bestürzung an. Dieser Blick war mein Verderben. Ich verlor jede Fassung; statt zu tanzen, stampfte ich in der merkwürdigsten Weise auf einem Fleck mit den Füßen, ohne auf den Takt oder auf sonst irgend etwas zu achten. Von allen Seiten blickte man mich mit Verwunderung, mit Mitleid oder mit Spott an; nur Großmutter schaute gleichgültig drein.

„Il ne fallait pas danser, si vous ne savez pas!“ flüsterte mir Papa ärgerlich ins Ohr, stieß mich leicht beiseite, nahm die Hand meiner Dame, tanzte mit ihr unter dem lauten Beifall der Zuschauer eine Runde nach alter Art und geleitete sie auf ihren Platz zurück. Gleich darauf war die Mazurka zu Ende.

„O Gott, warum straffst du mich so furchtbar! Alle

verachten mich jetzt und werden mich in alle Zukunft verachten
Jetzt ist mir der Weg zu allem versperrt; zu Freundschaft, Liebe, Ehre Alles ist verloren!! Warum gab mir Wolodja Zeichen, die alle sahen, und die mir doch nichts nützen konnten? Warum blickte diese unausstehliche Fürstin meine Füße an? Und Ssonjetschka, die ist mir zwar lieb, warum aber hat sie in dem verhängnisvollen Augenblick gelächelt? Warum wurde Papa rot und faßte mich bei der Hand? Hat er sich denn auch meiner geschämt? Das ist schrecklich! Wenn Mama hier wäre, sie hätte sich ihres Nikolenka nicht geschämt . . ." Meine Phantasie folgte dieser lieben Gestalt in die weite Ferne. Ich erinnerte mich der Wiese vor dem Hause, der hohen Linden im Garten, des klaren Teiches, über dem Schwalben flatterten, des blauen Himmels, auf dem weiße, durchsichtige Wolken Raft hielten, der duftenden, frischen Heuschaber, und noch viele andere ruhige und freudige Erinnerungen standen in meiner Seele auf.

23

Nach der Mazurka

Beim Souper setzte sich der junge Mann, der mit seiner Dame das erste Paar bei der Mazurka gebildet hatte, an unseren Kindertisch und schenkte mir seine ganz besondere Aufmerksamkeit, was meiner Eigenliebe sicher geschmeichelt hätte, wenn ich noch nach all dem Vorgefallenen imstande gewesen wäre, etwas zu empfinden. Der junge Mann schien mich aber um jeden Preis aufheitern zu wollen; er scherzte mit mir, nannte mich einen fecken Kerl, goß mir, sobald niemand von den Erwachsenen auf uns acht gab, Wein aus verschiedenen Flaschen nach und zwang mich zu trinken. Zu Ende des Soupers, als der Diener nur den vierten Teil meines Glases aus der in eine Serviette gehüllten Champagnerflasche füllte, bestand der junge Mann darauf, daß ich ein volles Glas bekomme, und zwang mich, das Glas in einem Zug zu leeren; da empfand ich eine angenehme Wärme im ganzen Körper, eine besondere Sympathie

für meinen lustigen Beschützer und lachte laut und aus vollem Halse.

Plötzlich erschollen aus dem Saal die Töne des „Großvater=tanzes“, und man hob die Tafel auf. Meine Freundschaft mit dem jungen Mann war sofort zu Ende; er ging zu den Erwachsenen, und da ich ihm nicht zu folgen wagte, näherte ich mich neugierig den Walachins, Mutter und Tochter, um zu hören, was sie miteinander besprachen.

„Noch ein halbes Stündchen!“ bat Ssonjetschka eindringlich.

„Das geht wirklich nicht, mein Engel.“

„Ich bitte dich aber, um meinetwillen!“ sagte Ssonjetschka schmeichelnd.

„Macht es dir denn Freude, wenn ich morgen krank bin?“ fragte Frau Walachina und lächelte unvorsichtigerweise.

„Ah! Du hast es erlaubt! Wir bleiben!“ rief Ssonjetschka und hüpfte vor Freude.

„Was soll man auch mit dir anfangen! So geh und tanze. Hier hast du auch einen Herrn,“ sagte sie und zeigte auf mich.

Ssonjetschka gab mir die Hand, und wir liefen in den Saal.

Der genossene Wein, Ssonjetschkas Gegenwart und ihre Fröhlichkeit ließen mich das traurige Abenteuer mit der Mazurka ganz vergessen. Ich machte mit den Füßen die spaßigsten Bewegungen; bald ahmte ich ein Pferd nach, trabte vor mich hin, wobei ich stolz die Beine hob; bald stampfte ich mit den Füßen auf einem Platz, wie ein Hammel, den die Hunde ärgern; dabei lachte ich aus vollem Halse und dachte gar nicht an den Eindruck, den mein Benehmen auf die Zuschauer machen mußte. Ssonjetschka hörte auch nicht auf zu lachen; sie lachte darüber, daß wir uns, einander bei den Händen haltend, im Kreise drehten; sie lachte beim Anblick eines alten Herrn, der, langsam die Füße hebend, über ein Taschentuch schritt und dabei so tat, als fielen ihm das sehr schwer; und sie verging fast vor Lachen, als ich, um meine Geschicklichkeit zu zeigen, beinahe bis zur Decke sprang. Als wir durch Großmutter's Zimmer gingen, sah ich mich im Spiegel; mein Gesicht war schweißbedeckt, das Haar zerzaust;

doch der allgemeine Gesichtsausdruck war so heiter, gutmütig und gesund, daß ich mir selbst im Spiegel gefiel. „Wenn ich immer so aussähe wie jetzt“, dachte ich, „dann könnte ich den anderen doch noch gefallen.“

Als ich aber dann wieder das schöne Gesichtchen meiner Dame anblickte und darin außer dem Ausdruck von Frohsinn, Gesundheit und Sorglosigkeit, der mir in dem meinen auffiel, noch so viel zarte und vornehme Schönheit fand, ärgerte ich mich über mich selbst; ich begriff, wie dumm es von mir war, zu hoffen, daß ich die Aufmerksamkeit eines so wunderbaren Geschöpfes auf mich lenken könne.

Ich durfte auf keine Erwiderung meiner Gefühle hoffen und dachte auch nicht daran; mein Herz war so übertoll von Glück. Ich begriff nicht, wie man statt des Gefühls, das mein Herz mit Wonne erfüllte, ein noch größeres Glück verlangen und überhaupt noch etwas anderes wünschen könne, als daß dieses Gefühl kein Ende nehme. Ich fühlte mich so wohl. Mein Herz schlug hörbar, das Blut strömte unaufhörlich zu ihm hin, und ich hätte weinen mögen vor Glück.

Als wir im Korridor an dem dunklen Treppenverschlag vorbeigingen, sah ich hin und dachte: „Was wäre das für ein Glück, das ganze Leben mit ihr in diesem dunklen Verschlag zuzubringen, ohne daß jemand ahnte, daß wir darin wohnen!“

„Nicht wahr, heute ist es sehr lustig?“ sagte ich mit leiser zitternder Stimme und beschleunigte meine Schritte, denn ich erschreckte; weniger über das, was ich gesagt hatte, als über das, was ich zu sagen beabsichtigte.

„Ja . . . sehr!“ antwortete sie, indem sie mir ihr Gesichtchen in so aufrichtig gutmütiger Weise zuwandte, daß ich meine Angst verlor. „Besonders nach dem Souper . . . Wenn Sie aber wüßten, wie leid es mir tut (ich wollte sagen: „wie es mich schmerzt“, traute mich jedoch nicht), daß Sie bald fortfahren und wir uns nicht mehr sehen werden!“

„Warum sollten wir uns denn nicht sehen?“ fragte sie, indem sie die Spitzen ihrer Schuhe aufmerksam betrachtete und mit dem kleinen Finger an dem durchbrochenen Wandschirm entlangfuhr, an dem wir

gerade vorbeigingen. „Ich fahre mit Mama jeden Dienstag und Freitag auf den Twerstot-Boulevard. Gehen Sie denn nicht auch spazieren?“

„Ich werde am Dienstag unbedingt um die Erlaubnis bitten; und wenn man es mir nicht erlaubt, laufe ich allein davon — ohne Mühe. Den Weg kenne ich.“

„Wissen Sie was? sagte Ssonjetschka plötzlich. „Ich sage zu einigen Jungen, die öfters bei uns verkehren, immer „du“. Wollen wir auch „du“ zueinander sagen? Willst du?“ fügte sie hinzu, das Köpfchen hebend und mir offen in die Augen blickend.

In diesem Moment betraten wir den Saal, und der zweite, lebhaftere Teil des Großvatertanzes begann gerade.

„Komm . . . en Sie“, sagte ich, in der Hoffnung, daß die Musik und der Lärm meine Worte übertönen würden.

„Komm du, und nicht kommen Sie,“ verbesserte mich Ssonjetschka und lachte.

Der Großvatertanz war zu Ende, ohne daß ich dazu kam, einen Satz mit „du“ zu sagen, obwohl ich unaufhörlich Sätze ersann, in denen diese Anrede mehrmals vorkam. Ich fand nicht den Mut dazu.

„Willst du? Komm“, tönte es in meinen Ohren und wirkte auf mich wie ein Rausch; ich sah niemand und nichts außer Ssonjetschka. Ich sah, wie man ihre Locken hochnahm und hinter die Ohren zurückschob, so daß die bisher verdeckten Teile der Stirn und der Schläfen sichtbar wurden; ich sah, wie man sie so fest in einen grünen Schal einhüllte, daß nur ihr Nasenspitzen hervorguckte; ich glaubte zu sehen, wie sie unbedingt erstickt wäre, wenn sie nicht mit ihren kleinen, rostigen Fingern um den Mund eine Öffnung gemacht hätte, und ich beobachtete, wie sie, die Treppe mit ihrer Mutter hinuntergehend, sich schnell nach uns umsah, uns mit ihrem Köpfchen zunickte und hinter der Türe verschwand.

Wolodja, die Twins, der junge Fürst und ich waren alle in Ssonjetschka verliebt und verfolgten sie, oben auf der Treppe stehend, mit den Augen. Ich weiß nicht, wem im besonderen ihr Kopfnicken galt; damals war ich fest davon überzeugt, daß es mir galt.

Als ich von den Zwins Abschied nahm, benahm ich mich sehr ungezwungen, sprach einige kalte Worte mit Sserjoscha und drückte ihm die Hand. Wenn er sich klar darüber geworden ist, daß er von heute ab meine Liebe und seine Macht über mich eingebüßt hatte, dann hat er es sicher bedauert; er bemühte sich aber, ganz gleichgültig zu erscheinen.

Zum erstenmal in meinem Leben beging ich eine Untreue an der Liebe, und zum erstenmal kostete ich die Süßigkeit dieses Gefühles aus. Es tat mir wohl, das abgenutzte Gefühl gewohnter Ergebenheit gegen ein frisches Liebesgefühl zu vertauschen, das voller Geheimnis und mir bisher unbekannt war. Es heißt außerdem doppelt so stark lieben als vorher, wenn man um dieselbe Zeit zu lieben aufhört und neu damit beginnt.

24

Im Bett

Wie konnte ich Sserjoscha so leidenschaftlich und so lange „lieben?“ überlegte ich, während ich im Bette lag. „Nein, er hat meine Liebe niemals verstanden, er wußte sie nicht zu schätzen, er war ihrer nicht wert... Und Ssonjetschka? Wie reizend ist sie! „Willst du?“ „Du beginnst jetzt.“

Ich sprang auf allen vieren in die Höhe, während ich mir lebhaft ihr Gesichtchen vorstellte, zog die Decke über den Kopf, schob sie von allen Seiten unter meinen Körper, legte mich dann, als nirgends mehr eine Öffnung übrig blieb, nieder und versank, während eine angenehme Wärme mich durchflutete, in süße Träumereien und Erinnerungen. Den Blick unbeweglich auf das Futter der Steppdecke gerichtet, sah ich sie so deutlich vor mir wie vor einer Stunde; ich sprach mit ihr in der Phantasie und, obwohl dieses Gespräch gar keinen Sinn hatte, war es ein unbeschreiblicher Genuß, da die Worte: „du“, „dir“, „mit dir“, „deine“, unaufhörlich vorkamen.

Diese Träumereien gewannen so deutliche Gestalt, daß ich vor freudiger Erregung nicht einschlafen konnte und den Wunsch empfand, das Übermaß meines Glückes mit jemand zu teilen.

„Liebchen!“ sagte ich fast laut, mich plötzlich auf die andere Seite werfend. „Wolodja! Schläfst du?“

„Nein“, antwortete er mit verschlafener Stimme. „Warum?“

„Ich bin verliebt, Wolodja, ich bin entschieden verliebt in Ssonjetschka.“

„Nun, was folgt daraus?“ antwortete er und reckte sich im Bette.

„Ach, Wolodja, du kannst dir gar nicht vorstellen, was in mir vorgeht . . . Eben lag ich in die Decke gehüllt und sah sie vor mir; so deutlich, so deutlich, und ich sprach mit ihr, — das war einfach erstaunlich. Und weißt du, wenn ich liege und an sie denke, wird mir, Gott weiß warum, so traurig zumute, daß ich am liebsten weinen möchte.“

Wolodja machte eine Bewegung.

„Ich wünsche nur eins“, fuhr ich fort, „immer mit ihr zusammen zu sein, sie stets zu sehen, — weiter nichts. Bist du auch verliebt? Sag mir die Wahrheit, Wolodja.“

Sonderbar, ich wünschte, alle wären in Ssonjetschka verliebt und sollten mir alle davon erzählen.

„Was geht das dich an?“ sagte Wolodja und wandte sein Gesicht mir zu. „Vielleicht bin ich es.“

„Du kannst ja auch nicht schlafen, eben hast du dich verstellt!“ rief ich, als ich an seinen glänzenden Augen sah, daß er gar nicht an Schlaf dachte, und warf die Decke von mir. „Sprechen wir doch lieber von ihr. Nicht wahr, sie ist entzückend? . . . Sie ist so entzückend, daß, wenn sie mir sagen würde: ‚Nikolenta, spring zum Fenster hinaus oder stürz dich ins Feuer‘, daß ich, ich schwöre dir’s, es sofort mit Freuden tun würde. Ach, wie entzückend sie ist!“ fügte ich hinzu, während ich sie mir lebhaft vorstellte, und um dieses Bild ganz zu genießen, warf ich mich ungestüm auf die andere Seite und steckte den Kopf in die Kissen. „Am liebsten möchte ich weinen, Wolodjenka!“

„Dummkopf!“ sagte er lächelnd und fügte nach kurzem Schweigen hinzu, „ich bin gar nicht so wie du, ich denke, wenn ich dürste, würde ich am liebsten mit ihr zusammensitzen und mich mit ihr unterhalten . . .“

„Ah, du bist also auch verliebt!“ unterbrach ich ihn.

„Dann“, fuhr Wolodja zärtlich lächelnd fort, „möchte ich ihre Fingerchen, ihre Auglein, ihr Mündchen, ihr Näschen, ihre Füßchen, kurz alles an ihr küssen.“

„Dummheiten!“ rief ich unter den Rissen hervor.

„Du verstehst nichts davon,“ sagte Wolodja verächtlich.

„Doch, ich verstehe was, du aber verstehst nichts davon und sprichst Dummheiten!“ sagte ich unter Tränen.

„Du brauchst gar nicht zu weinen. Du bist ja wie ein Mädchen!“

25

Der Brief

Am 16. April, etwa ein halbes Jahr nach dem hier beschriebenen Tage, kam Papa während des Unterrichts zu uns nach oben und teilte uns mit, daß wir noch in derselben Nacht mit ihm auf unser Gut reisen würden. Mein Herz krampfte sich zusammen bei dieser Mitteilung, und all meine Gedanken wandten sich sofort der Mutter zu.

Die Veranlassung zu dieser unerwarteten Abreise war folgender Brief:

„Petrowskoje, den 12. April.

Soeben erst, um 10 Uhr abends, erhalte ich Deinen guten Brief vom 3. April und beantworte ihn meiner Gewohnheit gemäß sofort. Fjodor brachte ihn schon gestern aus der Stadt; da es aber spät war, gab er ihn erst heute früh Mimi. Unter dem Vorwande jedoch, daß ich unpäßlich und aufgereggt sei, hat Mimi ihn mir den ganzen Tag vorenthalten. Tatsächlich hatte ich etwas Fieber, und um Dir die Wahrheit zu gestehen, fühle ich mich seit vier Tagen schon nicht wohl und liege zu Bett.

Ich bitte Dich, erschrick nicht, lieber Freund; ich fühle mich ganz gut, und wenn Iwan Wassiljewitsch es mir erlaubt, gedenke ich morgen aufzustehen.

Vorigen Freitag fuhr ich mit den Kindern spazieren; aber dort, wo man auf die Landstraße hinauskommt, neben der Brücke, vor der ich immer solches Entsetzen habe, blieben die Pferde im Schmutz stecken. Der Tag war sehr schön, und ich kam auf den Gedanken, bis zur Landstraße zu Fuß zu gehen, während man den Wagen aus dem Schmutz zog. Bei der Kapelle angelangt, war ich sehr müde und setzte mich hin, um auszuruhen; da aber fast eine halbe Stunde verging, bis die Leute zusammenkamen, fing ich an zu frieren, besonders an den Füßen, denn ich hatte nur Schuhe mit dünnen Sohlen an und bekam daher nasse Füße. Nach dem Essen überfiel mich ein Schüttelfrost. Wie ich es gewohnt bin, legte ich mich nicht zu Bett, sondern setzte mich nach dem Tee ans Klavier, um mit Ljubotschka vierhändig zu spielen. (Du würdest staunen über die Fortschritte, die sie gemacht hat!) Denk Dir aber meine Verwunderung, als ich merkte, daß ich den Takt nicht mehr zählen konnte. Mehrmals begann ich zu zählen, doch alles verwirrte sich mir im Kopfe, und ich empfand ein merkwürdiges Brausen in den Ohren. Ich zählte: eins, zwei, drei — und plötzlich: acht, fünfzehn und, die Hauptsache, ich sah, daß ich mich irrte, und konnte doch nicht richtig zählen. Endlich kam mir Mimi zu Hilfe und brachte mich fast gewaltsam zu Bett. Hier, mein Freund, hast du einen ausführlichen Bericht darüber, wie ich krank wurde, und wie ich selbst daran schuld bin. Am nächsten Tage hatte ich ziemlich starkes Fieber, und unser guter, alter Iwan Wassiljewitsch mußte kommen; er wohnt noch heute bei uns und verspricht, daß er mich bald wieder in die schöne Welt hinauslassen wird. Ein wunderbarer Mensch, dieser Iwan Wassiljewitsch! Als ich Fieber hatte und phantasierte, brachte er die ganze Nacht an meinem Bette zu, ohne die Augen zu schließen; jetzt, da er weiß, daß ich schreibe, sitzt er mit den Kindern im Sofazimmer, und ich höre vom Bette aus, wie er ihnen deutsche Märchen erzählt, und wie sie sich dabei fast totlachen.

„La belle Flamande“, wie Du sie nennst, ist schon über eine Woche bei mir zu Besuch, denn ihre Mutter ist irgendwohin verreist, und durch ihre Pflege beweist sie mir die aufrichtigste Anhänglichkeit. Sie vertraut mir alle ihre Herzensgeheimnisse an. Bei ihrem schönen Gesicht, ihrem guten Herzen und ihrer Jugend könnte sie ein vortreffliches Mädchen werden, wenn sie in guten Händen wäre; in der Gesellschaft aber, in der sie lebt, geht sie, nach ihren Erzählungen zu urteilen, gänzlich zugrunde. Ich dachte schon daran, wenn ich nicht selbst so viele Kinder hätte, wäre es eine gute Tat, sie zu mir zu nehmen.

Ljubotschka wollte Dir selbst schreiben, sie hat aber schon den dritten Briefbogen zerrissen und sagt: „Ich weiß, was Papa für ein Spötter ist; wenn ich den kleinsten Fehler mache, wird er allen Leuten den Brief zeigen.“ Katsjenka ist immer noch so nett, Mimi ist immer noch so lieb und langweilig.

Nun laß uns von ernstern Dingen reden: Du schreibst mir, daß Deine Geschäfte in diesem Winter nicht gut gehen, und daß Du gezwungen sein wirst, das Geld vom Chabarowschen Gut anzugreifen. Ich wundere mich, daß Du dazu erst noch meine Zustimmung einholst. Gehört denn nicht alles, was mein ist, ebenso Dir?

Du bist so gut, mein lieber Freund, daß Du aus Angst, mich zu betrüben, mir die wirkliche Lage Deiner Angelegenheiten verheimlichst. Ich denke mir aber, Du hast sicher viel Geld verspielt; das betrübt mich jedoch, ich schwöre es Dir, nicht im mindesten; wenn die Sache nur gut gemacht werden kann, bitte ich Dich, denke nicht viel daran und quäle Dich nicht unnütz. Ich habe mich daran gewöhnt, für die Kinder nicht nur auf Deinen Kartengewinn nicht zu rechnen, sondern, sei mir nicht böse, auch nicht auf Dein gesamtes Vermögen. Mich freut Dein Gewinn ebensowenig, wie mich Dein Verlust betrübt; nur Deine unglückliche Leidenschaft für das Spiel betrübt mich, denn sie raubt mir einen Teil Deiner zärtlichen Zuneigung und zwingt mich, Dir solche bitteren Wahrheiten zu sagen wie heute; aber Gott weiß, wie mich das schmerzt! Ich höre nicht auf, Ihn um eines zu bitten, daß Er uns . . . nicht vor Armut

(denn was ist Armut?), sondern vor der schrecklichen Lage bewahren möge, daß die Interessen der Kinder, die ich verteidigen muß, mit den unseren in Widerspruch geraten. Bis jetzt hat Gott mein Gebet erhört. Du hast bis jetzt die Grenze nicht überschritten, jenseits der wir entweder das Vermögen, das ja bereits nicht mehr uns, sondern unseren Kindern gehört, opfern müssen oder . . . es ist schrecklich, bloß daran zu denken, dieses Unglück aber bedroht uns beständig. Ja, es ist ein schweres Kreuz, das der Herr uns beiden auferlegt hat!

Du schreibst mir auch noch von den Kindern und beginnst wieder mit unserem alten Streit: Du bittest um meine Einwilligung, sie in einer Lehranstalt unterzubringen. Du kennst mein Vorurteil gegen eine solche Erziehung . . .

Ich weiß nicht, mein lieber Freund, ob Du mir zustimmen wirst; auf jeden Fall flehe ich Dich an, versprich mir, aus Liebe zu mir, daß das nicht geschehen wird, solange ich lebe, und auch nach meinem Tode, wenn es Gott gefallen sollte, uns zu trennen.

Du schreibst, daß Du in unseren Angelegenheiten unbedingt nach Petersburg reisen mußt. Fahre mit Gott, mein lieber Freund, und kehre recht bald wieder zurück. Wir alle vermissen Dich sehr! Der Frühling ist wundervoll; die Balkontüre ist bereits herausgehoben, der Weg zur Orangerie ist schon seit vier Tagen gänzlich trocken, die Pfirsichbäume stehn in voller Blüte, nur an wenigen Stellen liegt noch etwas Schnee; die Schwalben sind schon da, und Ljubotschka hat mir heute die ersten Frühlingsblumen gebracht. Der Arzt sagt, daß ich in drei Tagen ganz gesund sein werde, dann kann ich die frische Luft atmen und mich in der Aprilsonne wärmen. Lebe also wohl, mein lieber Freund, beunruhige Dich weder über meine Krankheit noch über Deinen Verlust; erledige schnell Deine Angelegenheiten und komme mit den Kindern für den ganzen Sommer zu uns. Ich mache herrliche Pläne, wie wir ihn verbringen wollen, und nur Du fehlst noch, damit sie sich verwirklichen."

Der folgende Teil des Briefes war französisch und stand auf einem anderen Bogen in ungleichmäßiger Handschrift. Ich überseze ihn Wort für Wort:

„Glaube nicht, was ich Dir über meine Krankheit geschrieben habe: Niemand ahnt, wie ernst sie ist. Ich weiß das eine, daß ich das Bett nicht mehr verlassen werde. Verliere keinen Augenblick, komme sofort hierher und bringe die Kinder mit. Vielleicht werde ich sie noch einmal umarmen und segnen können. Das ist mein einziger, letzter Wunsch. Ich weiß, welchen furchtbaren Schlag ich Dir zufüge, aber früher oder später würdest Du doch durch mich oder durch andere die Wahrheit erfahren. Bemühen wir uns, dieses Unglück mit Festigkeit und im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes zu tragen, und ergeben wir uns in seinen Willen.

Denke darum nicht, daß es Fieberphantasien sind, was ich Dir schreibe. Im Gegenteil, meine Gedanken sind in diesem Augenblick sehr klar, und ich bin ganz ruhig. Tröste Dich darum nicht mit der vergeblichen Hoffnung, daß das alles trügerische, verworrene Ahnungen eines ängstlichen Herzens sind. Nein, ich fühle, ich weiß, ich weiß — es hat Gott gefallen, mir das zu eröffnen —, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe.

Wird mit meinem Leben meine Liebe zu Dir und zu den Kindern aufhören? Ich habe begriffen, daß das unmöglich ist. Mein Empfinden ist in diesem Augenblick zu stark, um zu glauben, daß das Gefühl, ohne das mir meine Existenz unvorstellbar wäre, jemals vernichtet werden könnte. Meine Seele kann nicht weiter bestehen ohne die Liebe zu Euch; ich weiß aber, daß sie ewig bestehen wird, schon allein darum, weil ein solches Gefühl wie meine Liebe nicht hätte entstehen können, wenn es jemals aufhören müßte.

Ich werde nicht bei Euch sein; aber ich bin ganz sicher, daß meine Liebe Euch niemals verlassen wird, und diese Gewißheit ist so tröstlich für mein Herz, daß ich ruhig und furchtlos den herannahenden Tod erwarte.

Ich bin ruhig, und Gott weiß, daß ich stets den Tod als einen Übergang zu einem besseren Leben angesehen habe; warum aber schnüren mir die Tränen die Kehle zusammen? Warum muß den Kindern die geliebte Mutter entrissen werden? Warum muß Dich ein so schwerer, unerwarteter Schlag treffen? Warum muß ich

sterben, während doch Eure Liebe mein Leben zu einem grenzenlos glücklichen machte?

Sein heiliger Wille geschehe!

Ich kann vor Tränen nicht mehr schreiben. Vielleicht sehe ich Dich nicht wieder. So danke ich Dir denn, mein teuerster, liebster Freund, für das Glück, mit dem Du mich in diesem Leben umgeben hast; ich werde im Jenseits Gott bitten, daß er es Dir vergelte. Lebe wohl, mein lieber Freund; denke daran, daß, wenn ich auch nicht mehr da bin, meine Liebe Dich niemals und nirgends verlassen wird. Lebe wohl, Wolodja, lebe wohl, mein Engel! Lebe wohl, du, mein Benjamin, Nikolentka!

Könnte es möglich sein, daß sie mich jemals vergessen?!"

Diesem Brief war ein französisch geschriebener Zettel folgenden Inhalts von Mimi beigelegt:

„Die traurigen Ahnungen, von denen sie zu Ihnen spricht, werden durch die Worte des Arztes nur zu sehr bestätigt. Gestern Nacht befahl sie, diesen Brief sofort zur Post zu schicken. Da ich der Meinung war, sie sage dies im Fieber, wartete ich bis heute morgen und entschloß mich dann, den Brief zu öffnen. Kaum hatte ich dies getan, als Natalja Nikolajewna mich fragte, was ich mit dem Brief gemacht habe, und mir befahl, ihn zu verbrennen, falls er noch nicht abgesandt sei. Sie spricht immer von dem Brief und sagt, er werde sie töten. Verschieben Sie Ihre Reise nicht, wenn Sie diesen Engel noch einmal sehen wollen, bevor er uns verläßt. Entschuldigen Sie mein Gekritzeln! Ich habe drei Nächte nicht geschlafen. Sie wissen, wie lieb ich sie habe.“

Natalja S Sawischna, die die ganze Nacht zum 12. April in Mamas Schlafzimmer verbrachte, erzählte mir später, daß maman, nachdem sie den ersten Teil des Briefes geschrieben hatte, ihn neben sich auf das Tischchen legte und einschlief.

„Ich selbst“, so erzählte Natalja S Sawischna, „war, ich gestehe es, im Sessel eingekickt, der Strickstrumpf war meiner Hand entfallen. Im Schlaf hörte ich dann, es mag wohl schon gegen ein Uhr gewesen sein, wie sie sprach; ich machte die Augen auf: mein

Läubchen sitzt aufrecht im Bett, hat ihre Händchen gefaltet, und die Tränen laufen ihr in Strömen aus den Augen. Sie sagte nur: ‚Soll nun alles zu Ende sein?‘ und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Ich sprang auf und fragte sie: ‚Was haben Sie denn?‘

‚Ach, Natalja S Sawischna, wenn Sie wüßten, wen ich eben gesehen habe!‘

So viel ich auch fragte, sie wollte mir nichts erzählen, befahl nur, das Tischchen näherzurücken, schrieb noch ein wenig, ließ den Brief in ihrer Gegenwart zustiegeln und sofort abschicken. Seitdem geht es ihr immer schlechter und schlechter.“

26

Was uns auf dem Gut erwartete

Am 25. April stiegen wir vor der Freitreppe unseres Hauses in Petrowskoje aus dem Reisewagen. Bei der Abreise aus Moskau war Papa nachdenklich, und als Wolodja ihn fragte, ob maman krank wäre, sah er ihn traurig an und nickte mit dem Kopf. Während der Reise wurde er merklich ruhiger; je mehr wir uns aber unserem Hause näherten, desto trauriger wurde sein Gesichtsausdruck, und als er beim Verlassen des Wagens Foka, der atemlos herbeigeeilt war, fragte: „Wo ist Natalja Nikolajewna?“ klang seine Stimme unsicher, und in seinen Augen standen Tränen. Der gute, alte Foka warf uns einen verstohlenen Blick zu, senkte die Augen und antwortete, wobei er sich abwandte und die Tür zum Vorzimmer öffnete:

„Die gnädige Frau haben seit sechs Tagen das Schlafzimmer nicht verlassen.“

Milka, von dem ich später erfuhr, daß er von dem Tage an, an dem maman erkrankte, nicht aufgehört hatte, kläglich zu heulen, stürzte freudig dem Vater entgegen, sprang an ihm in die Höhe, winselte und leckte ihm die Hände; Vater stieß ihn jedoch beiseite und trat durch den Salon in das Sofazimmer, von dem aus eine

Türe ins Schlafzimmer führte. Je mehr er sich diesem Zimmer näherte, umso merklicher machte sich eine große Unruhe in seinen Bewegungen bemerkbar; als er das Sofazimmer betrat, ging er auf den Fußspitzen und bekreuzigte sich, ehe er sich entschließen konnte, die Klinke der geschlossenen Türe zu berühren. In diesem Augenblick kam Mimi unfrisiert und verweint aus dem Korridor gelaufen. „Ach, Peter Alexandrytsch,“ sagte sie flüsternd und mit einem Ausdruck wahrer Verzweiflung, und, als sie sah, daß Papa die Türe aufklinken wollte, fügte sie kaum hörbar hinzu: „Hier kann man nicht hinein, Sie müssen durch die andere Tür.“

Oh, wie niederdrückend wirkte das alles auf meine kindliche Phantasie, die eine schreckliche Vorahnung für das Unglück besonders empfänglich gemacht hatte!

Wir begaben uns in die Mädchenstube. Im Korridor kam uns der Narr Alim entgegen, der uns sonst stets mit seinen Grimassen belustigte; in diesem Augenblick schien er mir nicht nur nicht komisch, sondern seine sinnlos gleichgültige Miene verwundete mich schmerzlicher als alles andere. Die zwei Mädchen, die in der Mädchenstube bei irgendeiner Arbeit saßen, erhoben sich mit so betrübten Gesichtern, um uns zu begrüßen, daß mir unheimlich zumute wurde. Als wir Mimis Zimmer passierten, öffnete Papa die Tür zum Schlafzimmer, und wir traten ein. Die beiden Fenster rechts von der Türe waren mit Tüchern zugehängt; an einem dieser Fenster saß Natalja Sawischna mit der Brille auf der Nase und strickte einen Strumpf. Sie küßte uns nicht wie sonst zur Begrüßung, sondern erhob sich nur und blickte uns durch die Brille an, wobei ihr die Tränen über das Gesicht liefen. Es gefiel mir gar nicht, daß alle bei unserem Anblick zu weinen begannen, während sie bis dahin offenbar ganz ruhig gewesen waren.

Links von der Türe befand sich ein Wandschirm; hinter diesem stand das Bett, ein Tischchen, ein mit Arzneien gefülltes Schränkchen und ein großer Lehnstuhl, in dem der Arzt schlummerte; neben dem Bett stand ein blondes, auffallend schönes junges Mädchen in einem weißen Morgenkleid und aufgestreiften Ärmeln und

machte Eisumschläge um mamans Kopf, den ich in diesem Augenblick nicht sehen konnte. Dieses Mädchen war „la belle Flamande,“ von der maman geschrieben hatte, und die später eine so wichtige Rolle im Leben unserer Familie spielen sollte. Als wir in das Zimmer traten, zog sie eine Hand von mamans Kopf zurück, ordnete an der Brust die Falten ihres Morgenkleides und flüsterte: „Bewußtlos!“

Mein Schmerz war in diesem Augenblick groß, doch entging mir nicht die geringste Kleinigkeit. Im Zimmer war es fast dunkel und heiß, es roch darin nach Pfefferminze, Eau de Cologne, Kamillentee und Hoffmannstropfen. Dieser Geruch prägte sich mir so stark ein, daß ich mich in meiner Phantasie, nicht nur, wenn ich ihn rieche, sondern wenn ich mich seiner bloß erinnere, in dieses düstere, dumpfe Zimmer versetzt fühle und die kleinsten Einzelheiten dieser schrecklichen Minuten vor mein geistiges Auge treten.

Mamans Augen waren geöffnet, doch sie sah nichts. Oh, niemals werde ich diesen schrecklichen Blick vergessen: solch ein Leiden sprach aus ihm!

Wir wurden fortgeführt.

Als ich dann später Natalja S Sawischna über die letzten Augenblicke meiner Mutter befragte, berichtete sie mir folgendes:

„Als man euch fortgeführt hatte, warf sich mein Täubchen lange im Bett hin und her, als laste etwas auf ihr; dann ließ sie ihr Köpfchen von den Kissen sinken und schlummerte ein, so süß, so still und so ruhig, wie ein himmlischer Engel. Kaum war ich aus dem Zimmer gegangen, um nachzusehen, warum ihr Getränk so lange nicht kam — und wie ich ins Zimmer zurücklehre, da hat sie, mein Herzblatt, alles von sich fortgeworfen und winkt Ihrem Papachen; er beugt sich zu ihr nieder, sie aber hat, wie es scheint, nicht mehr die Kraft zu sagen, was sie will; sie öffnet nur ihre Lippen und stöhnt immer wieder: Mein Gott! O Herr! . . . Die Kinder! Die Kinder!“ Ich wollte schon hinlaufen, um euch zu holen, doch hielt mich Iwan Wassiljewitsch zurück; er meinte, man solle das unterlassen, denn das würde sie noch mehr aufregen. Von da ab hob sie

nur das Händchen und ließ es wieder sinken. Was sie damit sagen wollte, weiß Gott allein! Ich denke mir nichts anderes, als daß sie euch von ferne segnete; es war ihr vom Herrn nicht beschieden, die Kinderchen noch einmal vor ihrem letzten Ende zu sehen. Dann richtete sie sich auf, das liebe Täubchen, faltete ihre Hände so und sprach, aber mit einer Stimme, an die ich noch heute gar nicht denken darf: „Mutter Gottes, verlasse sie nicht!“ Dann ergriffen die Schmerzen ihr Herz; man sah es ihren Augen an, daß sie sich furchtbar quälte, die Armste; sie fiel in die Kissen zurück, verbiß sich mit den Zähnen in das Bettuch, und die Tränen, mein Väterchen, die Tränen hörten nicht auf, aus ihren Augen zu strömen.“

„Nun, und dann?“ fragte ich.

Natalja Sawischna konnte nicht mehr sprechen; sie wandte sich ab und begann bitterlich zu weinen.

Maman war unter entsetzlichen Qualen verschieden.

27

Der Schmerz

Am nächsten Tag, spät abends, überkam mich das Verlangen, sie noch einmal zu sehen. Ich überwand das unwillkürliche Angstgefühl, öffnete leise die Türe und trat auf den Fußspitzen in den Saal.

In der Mitte des Zimmers, auf einem Tisch, stand der Sarg; um ihn herum in hohen, silbernen Leuchtern standen brennende Kerzen; in einer entfernten Ecke saß der Diakon und las mit leiser eintöniger Stimme die Psalmen.

Ich blieb an der Türe stehen und sah hinüber, doch meine Augen waren so verweint und meine Nerven so zerrüttet, daß ich nichts unterscheiden konnte; alles floß seltsam ineinander; das Licht, der Goldbrokat, der Samt, die großen Leuchter, das rosafarbene, spitzenbesetzte Kissen, der Kranz, das mit Bändern verzierte Häubchen und noch etwas Durchsichtiges, Wachsfarbenes. Ich stieg auf einen

Stuhl, um ihr Gesicht zu sehen, doch an der Stelle, wo es sein sollte, befand sich wieder das fahlgelbe, durchsichtige Etwas. Ich konnte es nicht fassen, daß dies ihr Gesicht sei. Ich blickte angestrengt hin, und allmählich traten die mir bekannten, lieben Züge hervor. Ich erschauerte vor Schreck, als ich mich davon überzeugte, daß sie es war. Warum waren aber die geschlossenen Augen so eingefallen? Warum diese schreckliche Blässe und auf einer Wange dieser schwärzliche Fleck unter der durchsichtigen Haut? Warum war der ganze Ausdruck des Gesichtes so streng und kalt? Warum waren die Lippen so blaß, warum der Ausdruck dieser Lippen so schön, so erhaben und von einer solchen überirdischen Ruhe, daß mir ein Schauer über meinen Rücken und meine Haare lief, während ich sie betrachtete? . . .

Ich sah, und ich fühlte, daß eine unüberwindliche, unbegreifliche Macht meine Augen an dieses leblose Gesicht fesselte. Ich konnte die Augen nicht von ihm abwenden, während meine Phantasie mir Bilder voller Glück und voll blühenden Lebens vorgaukelte. Ich vergaß, daß der tote Körper, der vor mir lag und den ich sinnlos anblickte wie einen Gegenstand, der mit meinen Erinnerungen nichts gemein hatte, sie war. Ich stellte sie mir bald in dieser, bald in jener Lage vor: fröhlich, lebendig, lächelnd; dann plötzlich fiel mir in ihrem Gesicht ein Zug auf, an dem mein Blick haften blieb; ich besann mich auf die entsetzliche Wirklichkeit und erschauerte, hörte jedoch nicht auf hinzublicken. Und wieder ersetzten Träume die Wirklichkeit, und wieder schreckte das Bewußtsein der Wirklichkeit die Träume auf. Endlich ermattete meine Einbildungskraft, sie hörte auf, mich zu täuschen; aber auch das Bewußtsein der Wirklichkeit verließ mich, und ich versank in eine Art Bewußtlosigkeit. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande verblieb, ich weiß auch nicht, worin er eigentlich bestand; ich weiß nur, daß ich eine Zeitlang das Bewußtsein meiner Existenz verlor und die Empfindung eines hohen, unbegreiflich wohlthuenden und schmerzlichen Genusses durchlebte.

Vielleicht blickte ihre schöne Seele, während sie in die bessere Welt hinüberflog, auf die Welt zurück, in der sie uns zurückließ; sie sah

meinen Schmerz, erbarmte sich meiner und schwebte auf den Flügeln der Liebe mit einem himmlischen Lächeln des Mitleids auf die Erde herab, um mich zu trösten und zu segnen.

Die Türe knarrte, ein anderer Diakon trat ins Zimmer, um den ersten abzulösen. Dieses Geräusch weckte mich, und mein erster Gedanke war, daß der Diakon mich, da ich nicht weinte und in einer wenig respektvollen Stellung auf dem Stuhle stand, für einen gefühllosen Jungen halten könne, der nur aus Ungezogenheit oder aus Neugier auf den Stuhl geklettert sei; ich machte das Zeichen des Kreuzes, verneigte mich und begann zu weinen.

Wenn ich mir dies jetzt ins Gedächtnis zurückrufe, sehe ich, daß nur dieser eine Augenblick der Selbstvergessenheit echter Schmerz war. Vor und nach dem Begräbnis hörte ich nicht auf zu weinen und war traurig, doch ist es mir peinlich, mich dieser Trauer zu erinnern, denn ihr war stets irgendein Gefühl von Eigenliebe beigemischt; bald der Wunsch, zu zeigen, daß ich mehr betrübt sei als die andern, bald die Sorge um den Eindruck, den ich auf die anderen machte, dann wieder eine zwecklose Neugier, die mich zwang, Beobachtungen über Minis Haube oder die Gesichter der Anwesenden anzustellen. Ich verachtete mich, weil es nicht ausschließlich Schmerz war, was ich empfand, und versuchte alle anderen Gefühle zu verbergen. Darum war meine Trauer unaufrichtig und unnatürlich. Außerdem bereitete mir der Gedanke, daß ich unglücklich war, irgendwie Genuß, ich bemühte mich, das Bewußtsein des Unglücks in mir zu steigern, und dieses egoistische Gefühl unterdrückte in mir mehr als alles andere die echte Trauer.

Nachdem ich die Nacht fest und gut geschlafen hatte, wie das stets nach einer großen seelischen Erschütterung zu sein pflegt, erwachte ich mit getrockneten Tränen und beruhigten Nerven. Um zehn Uhr rief man uns zum Trauergottesdienst, der stattfand, bevor der Sarg fortgetragen wurde. Das Zimmer war mit Hofgesinde und Bauern gefüllt, die alle weinend kamen, um Abschied von ihrer Herrin zu nehmen. Während des Gottesdienstes weinte ich, wie es sich gehörte, betkreuzigte mich und kniete nieder, doch betete ich nicht in meinem

Herzen und blieb ziemlich kaltblütig; ich machte mir Gedanken darüber, daß der neue Rock, mit dem man mich bekleidet hatte, mich unter den Armen drückte; ich sorgte dafür, daß meine Hosen beim Knieen nicht zu sehr beschmutzt wurden, und beobachtete verstohlen alle Anwesenden. Mein Vater stand am Kopfende des Sarges, war blaß wie ein Tuch und hielt mit merklicher Anstrengung die Tränen zurück. Seine große Gestalt in dem schwarzen Frack, das blasse, ausdrucksvolle Gesicht, seine, wie stets, sicheren und anmutigen Bewegungen, mit denen er sich bekreuzigte, niederkniete, die Art, wie er dann den Boden mit der Hand berührte, die Kerze aus der Hand des Priesters nahm oder an den Sarg herantrat, das alles wirkte sehr effektiv; ich weiß zwar nicht warum, aber es gefiel mir nicht an ihm, daß er gerade in diesem Augenblick so einen effektvollen Eindruck machen konnte. Mimi stand an die Wand gelehnt und schien sich kaum auf den Beinen halten zu können; ihr Kleid war zerknittert und mit Bettfedern bedeckt, die Haube saß schief auf dem Kopf; die geschwollenen Augen waren rot, und ihr Kopf bebte; sie hörte nicht auf, herzerreißend zu weinen, und deckte sich unaufhörlich mit dem Taschentuch und den Händen das Gesicht zu. Mir schien, sie machte das nur, um mit zugedecktem Gesicht sich von dem erheuchelten Weinen zu erholen. Ich erinnerte mich, daß sie am Tage zuvor zu Papa gesagt hatte, daß mamans Tod für sie einen schrecklichen Schlag bedeute, den sie nicht zu überleben hoffe, daß er ihr Alles geraubt habe, und daß dieser Engel (so nannte sie maman) sie vor seinem Tode nicht vergessen und ihr den Wunsch ausgedrückt habe, ihre und Katsjenkas Zukunft sicher zu stellen. Sie vergoß bittere Tränen, während sie das erzählte, ihr Schmerz war vielleicht echt, aber es war kein reines, jedes andre ausschließendes Gefühl darin. Ljubotschka, die ein schwarzes Kleidchen mit Trauerbesatz anhatte, zerfloß in Tränen, senkte ihr Köpfchen, und blickte ab und zu den Sarg an; ihr Gesicht drückte nur kindliche Angst aus. Katsjenka stand neben ihrer Mutter und sah trotz ihres in die Länge gezogenen Gesichtchens rosig aus wie immer. Wolodjas aufrichtiger Charakter zeigte sich auch im Schmerz ganz aufrichtig; bald stand er nachdenk-

lich da, den Blick starr auf irgendeinen Gegenstand gerichtet, bald verzog sich sein Mund, dann bekreuzigte er sich und kniete schnell nieder. All die Fremden, die dem Begräbnis beiwohnten, waren mir unerträglich. Die tröstenden Phrasen, die sie zu meinem Vater sprachen, daß sie es im Jenseits besser haben werde, und daß sie nicht für diese Welt geschaffen war, ärgerten mich.

Welches Recht hatten sie, von ihr zu sprechen und ihr nachzuweinen? Manche von ihnen nannten uns Waisenkinder, wenn sie von uns sprachen. Als hätten wir nicht ohne sie gewußt, daß Kinder, die keine Mutter mehr haben, so genannt werden! Es gefiel ihnen wahrscheinlich, uns als erste diesen Namen zu geben, gerade so, wie man sich beeilt, zu einem eben verheirateten Mädchen zum erstenmal madame zu sagen.

In einer entfernten Ecke des Saales, fast verdeckt von der offenen Tür nach dem Speisezimmer, kniete ein vor Alter gebeugtes, grauhaariges Weibchen. Mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Augen lag es auf den Knien und weinte nicht, sondern betete. Ihre Seele strebte zu Gott empor; sie bat ihn, mit der vereinigt werden zu dürfen, die sie mehr als alles in der Welt geliebt habe, und sprach zuversichtlich von der Hoffnung, daß ihre Bitte erhört werde.

„Da ist jemand, der sie wahrhaft geliebt hat!“ dachte ich, und ich schämte mich meiner selbst.

Der Gottesdienst war zu Ende. Das Gesicht der Toten war unbedeckt, und alle Anwesenden, mit Ausnahme von uns Familienmitgliedern, traten einer nach dem andern an den Sarg heran, um Abschied zu nehmen.

Als eine der letzten trat eine Bäuerin mit einem hübschen, fünfjährigen Mädchen auf dem Arm heran, das sie, Gott weiß warum, mitgebracht hatte. In diesem Augenblick fiel mein nasses Taschentuch zu Boden, und ich bückte mich, um es aufzuheben. Da traf mein Ohr ein fürchterlicher, durchdringender Schrei, aus dem ein solches Entsetzen klang, daß ich ihn nie vergessen werde, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte; es überläuft mich noch heute kalt, wenn ich

daran zurückdenke. Ich hob den Kopf; auf dem Schemel neben dem Sarg kniete noch immer dieselbe Bäuerin und hielt mit Mühe das kleine Mädchen in ihren Armen, das, abwehrende Bewegungen mit den Händchen machend, das erschrockene Gesichtchen zurückgeworfen und, die hervortretenden Augen auf das Gesicht der Toten gerichtet, rasend und mit schrecklicher Stimme schrie. Ich stieß selbst einen Schrei aus, der, wie ich glaube, noch entsetzlicher klang als die Stimme des Kindes, die mich so erschreckt hatte, und stürzte aus dem Zimmer.

Erst in diesem Augenblick hatte ich begriffen, woher der starke, beklemmende Geruch kam, der zusammen mit dem Weihrauchduft das Zimmer erfüllte; und der Gedanke, daß das Gesicht, das noch vor wenigen Tagen voll zarter Schönheit war, das Gesicht der, die ich mehr als alles in der Welt geliebt hatte, Entsetzen einflößen konnte, enthüllte mir die bittere Wahrheit und füllte meine Seele mit Verzweiflung.

28

Die letzten traurigen Erinnerungen

Maman war nicht mehr; unser Leben aber ging seinen alten Gang weiter. Wir gingen schlafen und standen zu denselben Stunden, in denselben Zimmern auf; Frühstückstee, Nachmittagstee, Mittagessen, Abendbrot, alles fand zur gewohnten Zeit statt; nichts im Hause und an unserer Lebensweise hatte sich verändert; nur sie war nicht mehr.

Ich hatte die Empfindung, daß nach einem solchen Unglücksfall sich alles ändern müsse; die gewohnte Lebensweise erschien mir als Entweihung ihres Andenkens und rief ihr Fehlen um so stärker ins Gedächtnis.

Am Tage vor dem Begräbnis wollte ich mittags ein wenig schlafen und ging in Natalja S Sawischnas Zimmer, um auf ihrem Bette, in den weichen Daunenkissen, unter der warmen, gesteppten Decke zu ruhen. Als ich eintrat, lag Natalja S Sawischna im Bett

und schlief, wie es schien; vom Geräusch meiner Schritte aufgeweckt, richtete sie sich auf, warf das wollene Tuch zurück, das sie sich zum Schutze gegen die Fliegen um den Kopf gelegt hatte, und setzte sich, ihre Haube zurechtrückend, auf den Rand des Bettes.

Da ich früher schon öfters nach Tisch in ihr Zimmer gekommen war, um zu schlafen, erriet sie den Grund meines Erscheinens, stand vom Bettrand auf und sagte:

„Sie kommen wohl, um ein wenig zu ruhen, mein Täubchen? Legen Sie sich nur hin!“

„Was fällt Ihnen denn ein, Natalja Ssawischna!“ sagte ich und nahm ihre Hand, „ich komme gar nicht deswegen . . . ich bin nur so gekommen . . . Sie sind doch auch selbst müde, bleiben Sie nur liegen!“

„Nein, mein Liebling, ich habe schon ausgeschlafen.“ Ich wußte aber, daß sie drei Tage und drei Nächte hintereinander nicht geschlafen hatte. „Mir ist es jetzt auch nicht ums Schlafen zu tun,“ fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Ich hatte Verlangen, mit Natalja Ssawischna über unser Unglück zu sprechen; ich kannte ihre Aufrichtigkeit und ihre Liebe, und es hätte mir Trost gewährt, mich mit ihr zusammen auszuweinen.

„Natalja Ssawischna!“ sagte ich nach kurzem Schweigen und setzte mich auf den Rand des Bettes. „Hatten Sie das erwartet?“

Die Alte sah mich verständnislos und neugierig an, denn sie begriff wohl nicht, warum ich diese Frage an sie richtete.

„Wer hätte das erwartet!“ wiederholte ich.

„Ach, mein Täubchen“, sagte sie mit einem Blick zärtlichsten Mitgeföhls; „nicht allein, daß ich das nicht erwartet habe, ich kann es noch jetzt nicht fassen. Für mich alte Frau wäre es längst an der Zeit, die alten Knochen zur Ruhe zu legen; und nun muß ich noch dieses erleben! Den alten gnädigen Herrn, Ihren Großvater, Gott hab ihn selig, den Fürsten Nikolai Michallowitsch, zwei Brüder, meine Schwester Annuschka, alle habe ich begraben, und alle waren jünger als ich, mein Täubchen, und nun muß ich, wohl zur Strafe für meine Sünden, auch sie überleben. Gottes heiliger Wille ge-

schehel! Er hat sie zu sich genommen, weil sie dessen würdig war, denn er braucht auch dort im Jenseits die Guten."

Dieser einfache Gedanke wirkte tröstend auf mich, und ich rückte näher an Natalja S Sawischna heran. Sie faltete ihre Hände auf der Brust und blickte zum Himmel empor; ihre eingefallenen, tränenfeuchten Augen sprachen von einer großen aber ruhigen Trauer. Sie hoffte fest, daß Gott sie nicht für lange von der getrennt habe, auf die sie so viele Jahre die ganze Kraft ihrer Liebe gerichtet hatte.

"Ja, mein Täubchen, mir ist es, als wäre es noch nicht lange her, daß ich sie gewiegt und in Windeln gewickelt habe, und daß sie mich Nascha nannte. Wie oft kam sie zu mir gelaufen, schlang ihre Armchen um mich, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und plapperte liebkosend: „Meine Nascha“, „du meine Schöne“, „du meine süße Pute!“ Ich scherzte dann wohl und erwiderte: „Es ist nicht wahr, mein Mütterchen, Sie lieben mich gar nicht; wenn Sie erst groß sind, heiraten Sie und vergessen dann Ihre Nascha.“ Sie überlegte dann wohl und sagte: „Nein, lieber heirate ich nicht, wenn ich Nascha nicht mitnehmen darf; Nascha werde ich niemals verlassen. Und nun hat sie mich doch verlassen, hat nicht auf mich gewartet. Und wie hat sie mich geliebt, die Selige! Wen hat sie denn nicht lieb gehabt, um die Wahrheit zu sagen! Ja, mein Liebling, Ihr Mütterchen dürfen Sie niemals vergessen; sie war kein Mensch, sondern ein Engel vom Himmel. Wenn ihre Seele im Himmelreich sein wird, wird sie Sie auch dort noch lieben und sich über Sie freuen!"

"Warum sagen Sie, Natalja S Sawischna: wenn sie im Himmelreich sein wird?" fragte ich. "Ich denke, sie ist doch jetzt schon dort."

"Nein, mein Liebling", erwiderte Natalja S Sawischna mit gedämpfter Stimme und rückte auf dem Bette näher an mich heran, "jetzt ist ihre Seele noch hier."

Sie deutete nach oben. Sie sprach fast flüsternd mit so viel Gefühl und Überzeugung, daß ich unwillkürlich nach oben schaute und das Gesims betrachtete, als müßte ich dort etwas suchen.

"Ehe die Seele eines Gerechten ins Paradies gelangt, muß sie noch vierzig Prüfungen bestehen, vierzig Tage lang und kann so

lange in ihrem Hause bleiben . . ." Lange noch sprach sie in dieser Weise, und zwar mit solcher Einfachheit und Zuversicht, als erzähle sie die allergewöhnlichsten Dinge, die ihr vom Sehen bekannt wären, und an denen kein Mensch zweifeln könne. Ich hörte ihr mit verhaltenem Atem zu, und obgleich ich nicht recht verstand, was sie mir sagte, glaubte ich ihr unbedingt.

„Ja, Kindchen, jetzt ist sie hier, steht uns und hört vielleicht, was wir sprechen“, schloß Natalja Ssawischna.

Sie senkte den Kopf und schwieg. Sie brauchte das Taschentuch, um die rinnenden Tränen zu trocknen; dann erhob sie sich, blickte mir direkt ins Gesicht und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Um wieviel Stufen hat mich Gott durch diesen Tod näher an sich herangebracht! Was ist mir hier noch geblieben? Für wen soll ich noch leben? Wen lieben?“

„Lieben Sie uns denn nicht?“ fragte ich vorwurfsvoll und konnte nur schwer die Tränen zurückhalten.

„Gott weiß, wie ich euch liebe, meine Täubchen, aber so, wie ich sie geliebt habe, kann und werde ich niemand mehr lieben.“

Sie konnte nicht mehr sprechen, wandte sich von mir ab und brach in ein lautes Schluchzen aus.

Ich dachte nicht mehr an Schlafen; schweigend saßen wir einander gegenüber und weinten.

Foka kam herein; als er merkte, was für eine Stimmung hier herrschte, blieb er, wohl um uns nicht zu stören, schweigend und verlegen auf uns blickend, an der Türe stehen.

„Was willst du, Fokachen?“ fragte Natalja Ssawischna, sich die Tränen mit dem Taschentuch trocknend.

„Anderthalb Pfund Rosinen, vier Pfund Zucker und drei Pfund Reis zum Totenmahl.“

„Gleich, gleich, Väterchen,“ sagte Natalja Ssawischna, nahm schnell eine Prise und ging mit hastigen, kleinen Schritten zum Vorratsschrank. Die letzten Spuren des Schmerzes, den unser Gespräch aufgerührt hatte, verschwanden, als sie sich an die Tätigkeit machte, die sie für so wichtig hielt.

„Warum vier Pfund?“ fragte sie brummig, indem sie den Zucker auf der Handwage wog; „dreieinhalb werden auch genügen.“

Sie nahm einige Stücke von der Wage herunter.

„Und was soll denn das heißen? Erst gestern habe ich acht Pfund Reis herausgegeben, und heute wird schon wieder welcher verlangt! Mach, was du willst, Foka Demidowitsch, aber ich gebe keinen Reis mehr heraus! Wanjka freut sich wohl, daß im Hause alles drunter und drüber geht, und glaubt, jetzt würde man nichts merken. Ich laß aber das herrschaftliche Gut nicht auf diese Weise vergeuden! Hat man schon so was gehört! Acht Pfund!“

„Was soll ich machen? Er sagt, der Reis sei schon verbraucht.“

„Na, dann nimm, nimm! Er soll ihn haben!“

Dieser unmittelbare Übergang von der Rührung, mit der sie zu mir gesprochen hatte, zu Brummigkeit und kleinlicher Sparsamkeit berührte mich sonderbar. Als ich später darüber nachdachte, begriff ich, daß sie trotz allem, was in ihrer Seele vorging, Geistesgegenwart genug besaß, um den gewohnten Pflichten nachzukommen, zu denen sie sich kraft der Gewohnheit hingezogen fühlte. Der Schmerz wirkte sehr stark auf sie, und darum eben hielt sie es nicht für nötig, zu verheimlichen, daß sie sich auch noch anderen Dingen widmen konnte; sie hätte wohl gar nicht verstanden, wie man auf einen solchen Gedanken kommen könne.

Eitelkeit ist ein Gefühl, das sich mit echter Trauer am wenigsten vereinigen läßt; dabei ist es in der menschlichen Natur so fest verwurzelt, daß selbst der stärkste Schmerz es kaum zum Verstummen bringen kann. Eitelkeit im Schmerz kommt darin zum Ausdruck, daß man betrübt oder unglücklich oder gefaßt erscheinen will; und diese niedrigen Wünsche, die wir uns nicht eingestehen, die uns jedoch fast niemals, selbst beim bittersten Kummer nicht, verlassen, nehmen dem Schmerzgefühl jede Kraft, Würde und Aufrichtigkeit. Doch war Natalja Ssawischna von dem Unglück so betroffen, daß in ihrem Inneren kein Wunsch übrig geblieben war und sie nur noch aus Gewohnheit weiterlebte.

Nachdem sie Foka die gewünschten Sachen zugeteilt und ihn an

den Kuchen erinnert hatte, der zur Bewirtung der Geistlichkeit dienen sollte, entließ sie ihn, nahm ihren Strickstrumpf und setzte sich wieder zu mir.

Wir kamen auf unser Gespräch zurück, weinten nochmals und trockneten nochmals unsere Tränen.

Die Gespräche mit Natalja Sawischna wiederholten sich jeden Tag; ihre stillen Tränen und ihre ruhigen, frommen Reden brachten mir Trost und Erleichterung.

Aber wir wurden bald getrennt; drei Tage nach der Beerdigung siedelten wir mit dem ganzen Hausstand nach Moskau über; es war mir nicht beschieden, sie jemals wiederzusehen.

Großmutter erhielt die furchtbare Nachricht erst bei unserer Ankunft. Ihr Schmerz war ungeheuerlich. Wir wurden nicht zu ihr gelassen, denn sie lag acht Tage lang ohne Bewußtsein da; die Ärzte fürchteten für ihr Leben, um so mehr, als sie nicht nur keine Arznei nehmen wollte, sondern auch mit niemand sprach, nicht schlief und keine Nahrung zu sich nahm. Allein in ihrem Lehnstuhl sitzend, begann sie manchmal zu lachen, weinte dann wieder ohne Tränen zu vergießen, bekam Krämpfe und schrie mit unmenschlicher Stimme sinnlose oder schreckliche Worte. Das war der erste große Schmerz, der sie betroffen hatte, und dieser Schmerz brachte sie zur Verzweiflung. Sie hatte das Bedürfnis, jemand die Schuld an ihrem Unglück zu geben; so sprach sie schreckliche und drohende Worte, sprang mit ungewöhnlicher Heftigkeit aus dem Lehnstuhl, ging mit hastigen, großen Schritten im Zimmer auf und ab und fiel dann bewußtlos zu Boden.

Einmal kam ich in ihr Zimmer; sie saß wie gewöhnlich in ihrem Lehnstuhl und schien ruhig zu sein; aber ihr Blick machte mich stutzig. Ihre Augen waren weit geöffnet, doch ihr Ausdruck war unbestimmt und stumpf; sie blickte starr auf mich, doch sah sie mich wohl nicht. Ihre Lippen begannen langsam zu lächeln, und sie sagte mit rührender, zärtlicher Stimme: „Komm her, mein Engel, tritt näher!“ Ich dachte, sie meine mich, und trat näher an sie heran, doch sie blickte nicht auf mich. „Ach, wenn du wüßtest, mein Herz,

wie ich mich gequält habe, und wie ich mich jetzt freue, daß du gekommen bist. . . ." ich merkte, daß sie mit maman zu sprechen meinte, und blieb stehen. „Und man sagte mir, du seist tot!" fuhr sie stirnrunzelnd fort. „Dieser Unsinn! Kannst du denn vor mir sterben?"

Sie lachte schrecklich, hysterisch. Nur Menschen, die fähig sind, stark zu lieben, können auch starken Schmerz empfinden. Dieses Bedürfnis zu lieben dient ihnen auch als Gegenmittel gegen den Schmerz und macht sie wieder gesund. Daher ist die moralische Natur des Menschen noch widerstandsfähiger als die physische; Schmerz tötet niemals.

Nach einer Woche konnte Großmutter weinen, und es ging ihr besser. Als sie zu sich kam, galt ihr erster Gedanke uns Kindern, und ihre Liebe zu uns wurde noch größer. Wir wichen nicht von ihrem Lehnstuhl; sie weinte leise, sprach von maman und liebte uns zärtlich.

Keinem Menschen, der Großmutter's Schmerz sah, wäre es in den Sinn gekommen, daß sie ihn übertrieb. Der Ausdruck ihrer Trauer war stark und rührend; aber ich weiß nicht warum, ich fühlte mehr mit Natalja S Sawischna und bin bis heute davon überzeugt, daß niemand maman so rein und aufrichtig geliebt und beweint hat wie dieses einfache und liebevolle Geschöpf.

Mit Mamas Tode endete für mich die glückliche Zeit der Kindheit; es begann eine neue Lebensperiode, das Knabenalter. Da aber die Erinnerungen an Natalja S Sawischna, die ich nicht mehr wieder sah, die aber einen so starken und günstigen Einfluß auf meine Entwicklung und auf mein Gefühlsleben ausübte, der ersten Epoche angehören, will ich noch einige Worte über sie und über ihren Tod sagen.

Nach unserer Abreise litt sie sehr unter der Untätigkeit, wie mir später Leute erzählten, die mit auf dem Gute geblieben waren. Obwohl alle Schränke und Koffer in ihrer Obhut standen und sie ohne Unterlaß darin kramte, den Inhalt umpackte, wog und verteilte, fehlte ihr doch der Lärm und das Getriebe des von der Herrschaft bewohnten Gutshauses, woran sie von Kind auf gewöhnt war.

Der Kummer, die veränderte Lebensweise und der Mangel an Thätigkeit brachten bald die Alterkrankheit zum Ausbruch, zu der sie neigte. Genau ein Jahr nach Mutters Tode bekam sie die Wassersucht und legte sich zu Bett.

Für Natalja S Sawischna war es, wie ich glaube, recht schwer, in dem großen, leeren Herrenhause von Petrowskoje, ohne Verwandte und ohne Freunde zu leben und noch schwerer, zu sterben. Alle im Hause liebten und achteten Natalja S Sawischna, aber mit niemand verband sie eine engere Freundschaft, und darauf war sie stolz. Sie war der Ansicht, daß bei ihrer Stellung als Wirthschafterin, die das Vertrauen ihrer Herrschaft genoß und so viele Kasten und Schränke mit allen möglichen Dingen in ihrer Obhut hatte, Freundschaft mit irgend jemand zu Parteilichkeit und sträflicher Nachgiebigkeit führen müsse; aus diesem Grunde oder vielleicht, weil sie mit der übrigen Dienerschaft nichts gemein hatte, hielt sie sich von allen fern, sagte, daß es für sie im Hause keine Verwandten und keine Gevatter gebe und daß sie auf Kosten des herrschaftlichen Gutes bei niemand durch die Finger sehe.

In heißen Gebeten Gott ihr Herz ausschüttend, suchte und fand sie Trost; manchmal aber, in Augenblicken der Schwäche, wie wir alle ihnen einmal unterliegen, und in denen der beste Trost für den Menschen Tränen und die Teilnahme eines lebenden Wesens sind, nahm sie ihr Hündchen, einen Mops, mit ins Bett (der ihre Hände leckte und sie mit seinen gelben Augen unverwandt anblickte), sprach mit ihm und liebte ihn, lautlos weinend. Wenn der Mops dann kläglich zu heulen anfing, bemühte sie sich, ihn zu beruhigen, und sagte: „Laß das nur sein! Ich weiß auch ohne dich, daß ich bald sterben werde!“

Einen Monat vor ihrem Tode nahm sie aus ihrer Truhe weißen Kalikostoff, weißen Tüll und ein rosa Band hervor, nähte sich mit Hilfe ihres Mädchens ein weißes Kleid und eine Haube und ordnete alles, was ihr Begräbniß betraf, bis in die kleinsten Einzelheiten an. Außerdem ordnete sie die Kisten der Herrschaft und übergab sie mit größter Gewissenhaftigkeit und mit einem genauen Verzeichniß der

Frau des Gutsverwalters. Dann holte sie zwei seidene Kleider, einen altmodischen Schal, den ihr Großmutter einmal geschenkt hatte, sowie Großvaters goldgestickte Uniform, die man ihr seinerzeit auch zum Geschenk gemacht hatte. Dank ihrer Achtsamkeit waren Stickerei und Treffen an der Uniform noch tadellos erhalten, und das Tuch war von Motten verschont geblieben. Vor ihrem Tode sprach sie den Wunsch aus, daß eines der Kleider, das rosafarbene, Wolodja zum Gebrauch als Schlafrock oder als Joppe übergeben werde; das andere, das rotkarierte, sollte ich zu demselben Zwecke und den Schal sollte Ljubotschka bekommen. Die Uniform vermachte sie dem von uns, der zuerst Offizier werden würde. Alle übrige Habe und das Geld, bis auf vierzig Rubel, die sie für das Begräbniß und das Messelesen bestimmte, sollte ihr Bruder bekommen. Dieser war schon vor langer Zeit aus der Leibeigenschaft entlassen worden, lebte in irgendeinem entfernten Gouvernement und führte ein äußerst liederliches Leben, weshalb sie bei Lebzeiten gar keine Beziehungen zu ihm unterhielt.

Als Natalja S Sawischnas Bruder erschien, um die Erbschaft anzutreten, und es sich herausstellte, daß das ganze Vermögen der Verstorbenen fünfundzwanzig Rubel ausmachte, wollte er es nicht glauben und sagte, es sei unmöglich, daß eine Frau, die sechzig Jahre in einem Hause gelebt, alles unter den Händen gehabt, ihr Lebtag sparsam gewesen und um jeden Fetzen gezittert hätte, daß eine solche Frau nichts hinterlassen haben sollte. Aber es war wirklich so.

Natalja S Sawischna litt zwei Monate lang an ihrer Krankheit und ertrug ihr Leiden mit wahrhaft christlicher Geduld; sie murrte nicht, beklagte sich nicht und rief nur, ihrer Gewohnheit gemäß, unaufhörlich Gott an. Eine Stunde vor ihrem Tode beichtete sie mit stiller Freude und empfing das Abendmahl und die letzte Ölung.

Alle Hausgenossen bat sie um Verzeihung für die Kränkungen, die sie ihnen vielleicht zugefügt hätte, und bat ihren Beichtvater, den Vater Wassilij, uns auszurichten, daß sie nicht wisse, wie sie uns für alle Güte danken sollte, und daß sie uns um Verzeihung bitte, wenn sie uns in ihrer Einfalt je Kummer bereitet hätte. „Eine Diebin

war ich aber niemals und habe auch nicht einen Faden vom herrschaftlichen Gut veruntreut."

Als sie das Sterbekleid angezogen und die Haube aufgesetzt hatte, sprach sie, auf das Kissen gestützt, bis zu ihrem letzten Augenblick mit dem Geistlichen; sie erinnerte sich, daß sie den Armen nichts hinterlassen hätte, holte zehn Rubel hervor und bat ihn, sie im Kirchspiel zu verteilen. Dann bekreuzigte sie sich, legte sich zurück und hauchte mit freudigem Lächeln, den Namen Gottes auf den Lippen, ihren letzten Seufzer aus.

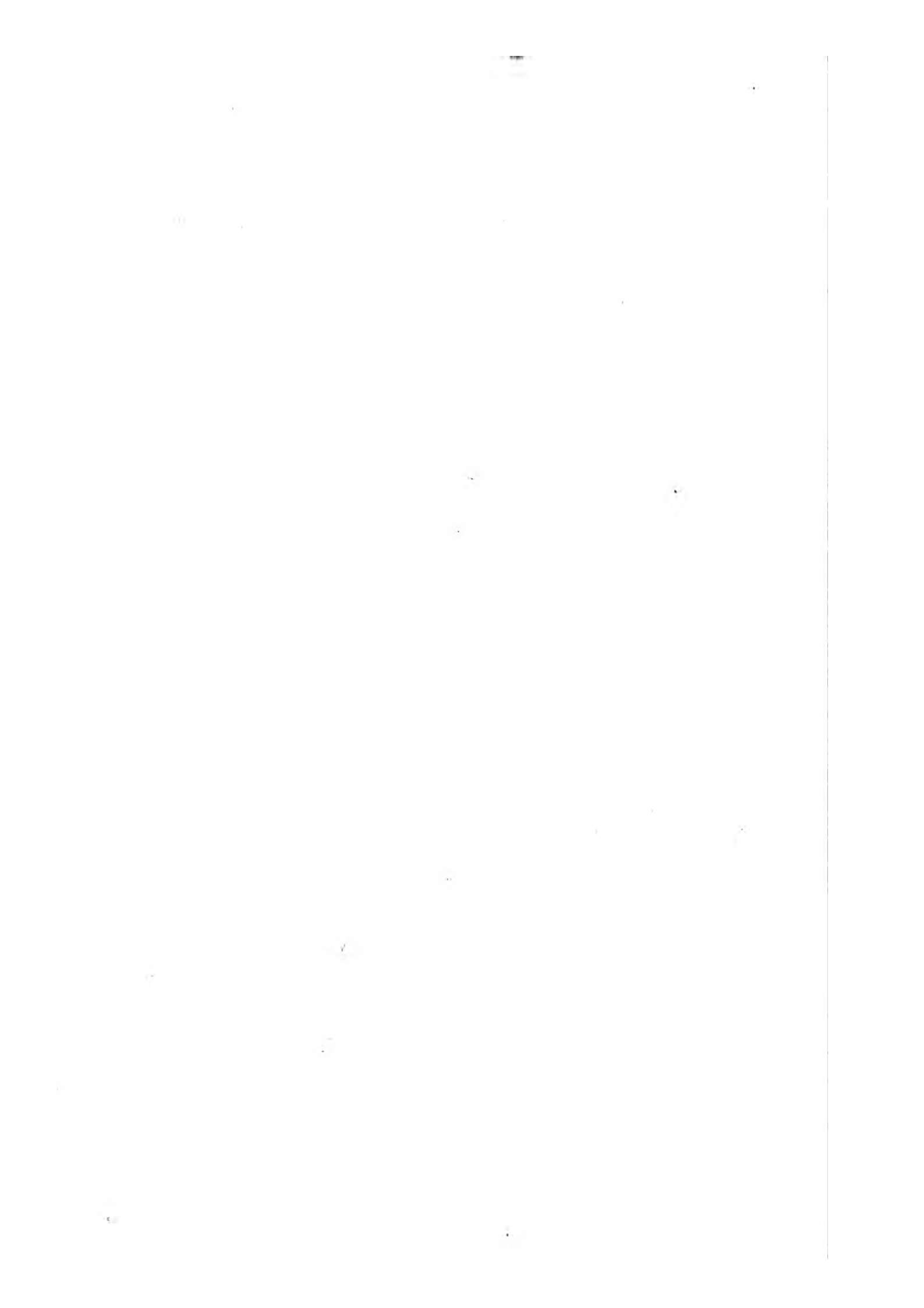
Sie schied ohne Bedauern aus dem Leben und fürchtete den Tod nicht, den sie als Wohltat hinnahm. Wie oft wird so etwas gesagt, wie selten ist es aber in Wirklichkeit der Fall. Natalja Ssawischna brauchte den Tod nicht zu fürchten, denn sie starb in unerschütterlichem Glauben, nachdem sie ihr Leben lang den Geboten des Evangeliums gefolgt war. Ihr ganzes Leben war reine, uneigennützigte Liebe und Selbstverleugnung gewesen!

Und wenn auch ihr Glaube erhabener, ihr Leben höheren Zielen hätte zugewandt gewesen sein können, ist darum diese reine Seele weniger der Liebe und Bewunderung würdig?

Sie vollbrachte das beste und höchste Werk dieses Lebens, als sie ohne Bedauern und ohne Furcht starb.

Sie wurde ihrem Wunsche gemäß nicht weit von der Kapelle bestattet, die über dem Grabe meiner Mutter errichtet war. Der von Brennesseln und Kletten überwucherte Hügel, unter dem sie liegt, ist von einem schwarzen Gitter umgeben; ich vergesse niemals, beim Verlassen der Kapelle zu diesem Gitter zu gehen und dort niederzuknien.

Manchmal bleibe ich still zwischen der Kapelle und dem schwarzen Gitter stehen. In meiner Seele erwachen düstere Erinnerungen. Mir kommt der Gedanke: Sollte die Vorsehung mich mit diesen zwei Wesen nur zu dem Zwecke vereinigt haben, damit ich ihren Verlust ewig betrauern muß? . . .



Knabenalter



Die Reise im Wagen

Wieder stehen zwei Wagen vor der Freitreppe des Gutshauses von Petrowskoje: eine geschlossene Kutsche, in der Mimi, Katenka, Ljubotschka und das Stubenmädchen Platz genommen haben, während der Verwalter Jakob in eigener Person auf dem Bock sitzt; in dem anderen offenen Wagen sitzen Wolodja, ich und der Lakai Wassilij, den man erst kürzlich dem Hausgesinde zugeteilt hat.

Papa, der erst einige Tage nach uns in Moskau eintreffen wird, steht mit unbedecktem Kopf auf der Freitreppe und macht das Zeichen des Kreuzes über das Fenster der Kutsche und unseren Wagen.

„Nun, Gott mit euch! Vorwärts!“ Jakob und die Kutscher (wir fahren mit eigenen Pferden) nehmen die Mützen ab und bekreuzigen sich. Die Kutsche und der Wagen beginnen auf dem unebenen holprigen Wege dahinzufahren, und die Birken der großen Allee laufen eine nach der anderen an uns vorüber. Ich bin gar nicht traurig; mein geistiger Blick ist nicht darauf gerichtet, was ich verlasse, sondern darauf, was mich erwartet. Je ferner ich von den Gegenständen abräume, mit denen drückende, meine Phantasie beherrschende Erinnerungen verknüpft sind, um so mehr verlieren diese Erinnerungen ihre Macht über mich, und an ihre Stelle tritt das beglückende Bewußtsein eines Lebens voller Kraft, Frische und Hoffnung.

Selten habe ich einige Tage so — ich will nicht sagen lustig, denn ich schämte mich lustig zu sein — aber so angenehm und schön verlebt, wie diese vier Tage unserer Reise. Ich hatte nicht mehr die geschlossene Türe zum Zimmer meiner Mutter vor Augen, an der ich nicht

ohne Schaudern vorbeigehen konnte, nicht das geschlossene Klavier, an das man nicht nur nicht herantrat, sondern das man sogar voller Scheu betrachtete, nicht mehr die Trauerkleider (wir alle hatten einfache Hauskleider an) und all die Dinge, die mich so lebhaft an den unerföhllichen Verlust erinnerten und mich zwangen, jede Außerung des Lebens zu vermeiden, aus Angst, ihr Andenken zu entweihen. Hier dagegen fesseln immer neue malerische Gegenden und Dinge die Aufmerksamkeit, zerstreuen den Sinn, und der Frühling flößt dem Herzen eine frohe Zufriedenheit mit der Gegenwart und eine leuchtende Hoffnung auf die Zukunft ein.

Ganz früh am Morgen zieht der erbarmungslose und, wie alle Menschen, die eine neue Stellung bekleiden, übereifrige Wassilij die Decke von uns weg und versichert, es sei Zeit aufzubrechen, da schon alles bereit sei. Wie man sich auch im Bett zusammenrollt, wie man sich auch gegen das Frühaufstehen sträubt, wie schlau man es auch anstellt, um den süßen Morgenschlaf wenigstens um eine Viertelstunde zu verlängern, man merkt es dem entschlossenen Gesicht Wassilij's an, daß er in seiner Unerbittlichkeit bereit ist, die Decke noch zwanzigmal von einem herabzuziehen; da springt man aus dem Bett und läuft in den Hof, um sich zu waschen.

Der Esamowar, in dessen Rohr der Vorreiter Mitjka mit krebserotem Gesicht hineinbläst, dampft bereits im Flur; im Hof ist es feucht und neblig; der duftende Dünger dampft; die Sonne breitet heiteres, helles Licht über den östlichen Teil des Himmels und über die von Tau glänzenden Strohdächer der geräumigen Schuppen, die den Hof umgeben. Unter ihnen sieht man unsere an die Rippen gebundenen Pferde, und man hört ihr gleichmäßiges Rauern. Ein zottiges Hündchen, das vor dem Sonnenaufgang auf einem trocknen Düngerhaufen geschlafen hat, reckt sich träge und trabt, mit dem Schwanz wedelnd, auf die andere Seite des Hofes. Die geschäftige Hausfrau macht das knarrende Tor auf, treibt die nachdenklichen Kühe auf die Straße, wo bereits das Getrampel, das Blöken und Brüllen der Herde hörbar sind, und wechselt einige Worte mit der verschlafenen Nachbarin. Philipp hat seine Ärmel aufgetrumpelt und

zieht mit Hilfe eines Rades einen Eimer Wasser aus dem tiefen Brunnen herauf; das klare Wasser plätschert im Eimer, er schüttet es in eine eichene Krippe dicht neben einer Pfütze, in der sich die schon erwachten Enten baden; ich sehe mit Vergnügen Philipps ernstes, von einem breiten Bart umrahmtes Gesicht, die starken Adern und Muskeln, die bei jeder Anstrengung auf seinen nackten, kräftigen Armen scharf hervortreten.

Hinter der dünnen Zwischenwand, die den Raum abtrennt, in dem Mimi mit den Mädchen schläft, und durch die wir uns gestern abend allerlei zugerufen haben, rührt es sich. Immer öfter läuft Mascha mit verschiedenen Gegenständen vorbei, die sie vor uns mit ihrem Kleide zu verdecken sucht; die Türe wird endlich geöffnet, und wir werden zum Frühstück gerufen.

In einem Anfall überflüssigen Eifers kommt Wassilij immer wieder ins Zimmer gelaufen, trägt bald das eine, bald das andere hinaus, zwinkert uns zu und drängt Maria Iwanowna, sich mit dem Aufbruch zu beeilen. Die Pferde sind angespannt und äußern ihre Ungeduld, indem sie von Zeit zu Zeit mit ihren Schellen klingeln. Die Koffer, die Kisten, die Schatullen werden wieder aufgeladen, und wir nehmen unsere Plätze ein. Aber statt der Sitze finden wir in unserem Wagen ganze Berge vor, so daß wir nicht begreifen können, wie das alles gestern Platz finden konnte und wie wir heute sitzen werden. Eine Teebüchse aus Nußbaumholz mit dreieckigem Deckel, die man in unserem Wagen neben mir unterbringt, erregt ganz besonders meinen Unwillen. Aber Wassilij behauptet, der Berg werde schon nachgeben, und ich muß ihm zustimmen.

Die Sonne ist eben erst hinter einer dicken weißen Wolke, die den Osten bedeckt, heraufgestiegen und die ganze Gegend erglänzt in ruhigem freudigem Lichte. Alles um mich herum ist so schön, und mir ist so leicht und so ruhig zumute... Wie ein breites, ungeheuerliches Band windet sich die Straße vor uns zwischen den vertrockneten Stoppelfeldern und dem taufeuchten schimmernden Grün; hie und da steht eine düstere Weide am Wege oder eine junge Birke mit winzigen, klebrigen Blättern und wirft einen langen, unbeweglichen Schatten

auf die eingetrockneten, lehmigen Radspuren und das junge, grüne Gras . . . Das eintönige Geräusch der Räder und der Schellen vermag nicht den Gesang der Lerchen zu übertönen, die neben der Straße umherschwirren. Der Geruch von mottenzerfressenem Tuch, von Staub und irgendeiner Säure, der unserem Wagen anhaftet, wird vom Duft des Morgens verdrängt, und ich fühle in meinem Herzen eine beseligende Unruhe, den Wunsch, irgend etwas zu tun, das Kennzeichen echten Genusses.

Ich bin in der Herberge nicht dazu gekommen, zu beten; da ich aber schon mehr als einmal bemerkt habe, daß mir an den Tagen, an denen ich dies aus irgend einem Grunde unterlasse, ein Unglück zustößt, bemühe ich mich, das Versäumte nachzuholen: ich nehme die Mütze ab, wende mich mit dem Gesicht zur Wagendecke, sage das Gebet her und bekreuzige mich unter meiner Jacke so, daß niemand es sieht. Aber tausend verschiedene Gegenstände lenken meine Aufmerksamkeit ab, und in meiner Zerstretheit wiederhole ich mehrmals hintereinander dieselben frommen Worte.

Jetzt werden auf dem Fußpfade, der sich neben der Straße hin-schlängelt, einige langsam vorwärtsschreitende Gestalten sichtbar; es sind Pilgerinnen. Der Kopf ist in schmutzige Tücher gehüllt, auf dem Rücken tragen sie den Ranzen aus Birkenrinde, die Füße sind in schmutzige, abgerissene Lappen gewickelt und mit schweren Bast-schuhen bekleidet. Gleichmäßig ihre Wanderstäbe schwingend und kaum einen Blick auf uns werfend, bewegen sie sich mit langsamen, schweren Schritten, eine hinter der anderen, und mich beschäftigt die Frage: Wohin gehen sie, und welchem Zwecke dient diese Pilgerschaft? Haben sie noch einen langen Weg vor sich? Werden die langen Schatten, die sie auf den Weg werfen, sich bald mit dem Schatten der Weide vereinigen, an der sie vorbei müssen? Jetzt kommt uns in rascher Fahrt ein vier-spänniger Postwagen entgegen. Zwei Sekunden, — und die Gesichter, die uns auf zwei Meter Entfernung mit freundlicher Neugier betrachtet haben, sind vorüber geflogen, und es kommt einem merkwürdig vor, daß diese Gesichter einem so gänzlich fremd sind, und daß man sie nie mehr wiedersehen wird.

An der Seite des Weges laufen zwei schweißbedeckte, zottige Pferde im Kummer neben uns her, den Zugriemen hinter den Rückenriemen geschlungen; hinterdrein reitet ein junger Fuhrmann, dessen lange Beine in großen Stiefeln stecken und zu beiden Seiten des Pferdes herabhängen; auf dem Hals des Pferdes sitzt ein Krummholz, an dem bisweilen eine Schelle erklingt. Der Bursche hat seinen Filzhut auf ein Ohr gedrückt und singt irgendein langgedehntes Lied. Gesicht und Haltung drücken soviel träge, sorglose Zufriedenheit aus, daß es mir als das höchste Glück erscheint, ein Fuhrmann zu sein, mit Pferden, die zur Rückfahrt bestimmt sind, heimzukehren und wehmütige Lieder zu singen. Dort, weit hinter der Schlucht, zeichnet sich auf dem hellblauen Himmel eine Dorfkirche mit grünem Dach ab, und dort ist auch das Dorf, das rote Dach des Herrschaftshauses und der grüne Garten. Wer wohnt in diesem Hause? Gibt es dort Kinder, einen Vater, eine Mutter, einen Lehrer? Warum sollten wir nicht zu diesen Leuten fahren und mit ihnen Bekanntschaft schließen? Jetzt müssen wir einer Reihe riesenhafter Wagen, von denen jeder mit drei satten, dickbeinigen Pferden bespannt ist, ausweichen. „Was habt ihr in euren Wagen?“ fragte Wassilij den ersten Fuhrmann, der die riesigen Füße vom Wagen herunterbaumeln läßt und, die Peitsche schwingend, uns lange mit starrem sinnlosem Blick betrachtet und so spät eine Antwort gibt, daß man ihn nicht mehr verstehen kann. „Was habt ihr da für Ware?“ wendet sich Wassilij an den anderen Wagen, auf dessen abgeteilter vorderer Hälfte der andere Fuhrmann unter einer Bastmatte liegt. Der blonde Kopf mit dem roten Gesicht und dem rötlichen Bärtchen taucht für einen Augenblick unter der Bastmatte auf, wirft einen verächtlich gleichgültigen Blick auf unseren Wagen und verschwindet wieder; ich aber denke daran, daß diese Fuhrleute sicher nicht wissen, wer wir sind, woher und wohin wir fahren...

In Beobachtungen verschiedenster Art vertieft, beachte ich so anderthalb Stunden die schiefen Zahlen nicht, die auf den Werstpfehlen stehen. Doch brennt jetzt die Sonne stärker auf Kopf und Rücken, der Weg wird staubiger, der dreieckige Deckel der See-

büchse beunruhigt mich immer mehr, ich ändere mehrmals meine Lage: mir ist heiß, unbequem, ich langweile mich. Meine ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf die Werstpfähle und ihre Zahlen; ich stelle verschiedene mathematische Berechnungen über die Zeit an, innerhalb der wir die nächste Station erreichen können. „Zwölf Werst sind ein Drittel von sechsunddreißig, bis Lipzy sind es einundvierzig Werst, wir haben also ein Drittel und wieviel zurückgelegt?“ usw.

„Wassilij!“ rufe ich, als ich merke, daß dieser auf dem Bock einzunicken beginnt: „Laß mich auf den Bock, mein Lieber.“ Wassilij geht darauf ein. Wir tauschen unsere Plätze; er beginnt sofort zu schnarchen und macht es sich im Schlafe so bequem, daß für niemand mehr Platz übrig bleibt; mir aber bietet sich von der Höhe, die ich jetzt besetzt halte, ein höchst angenehmer Anblick dar: unsere vier Pferde, Nerutschinskaja, Djatschof, das Deichselpferd, Lewaja und der Apotheker, die ich bis in die geringsten Einzelheiten und die feinsten Schattierungen ihrer Eigenart kenne.

„Warum ist heute Djatschof rechtes und nicht linkes Seitenpferd, Philipp?“ fragte ich etwas scheu.

„Djatschof?“

„Nerutschinskaja zieht ja gar nicht“, sage ich.

„Djatschof darf nicht links eingespannt werden“, erwidert Philipp, ohne meine letzte Bemerkung zu beachten, „ein solches Pferd darf nicht links eingespannt werden. Links muß man ein Pferd haben, das, mit einem Wort, das ein Pferd ist, das ist aber kein solches Pferd.“

Bei diesen Worten beugt sich Philipp nach rechts vor und schlägt, während er die Zügel straff zieht, dem armen Djatschof aus aller Kraft über den Schwanz und die Beine, auf ganz besondere Art, nämlich von unten nach oben; obgleich Djatschof sich die äußerste Mühe gibt und bald den ganzen Wagen umzuwerfen droht, stellt Philipp dieses Manöver erst ein, als er das Bedürfnis fühlt, sich zu erholen und seinen bis dahin fest und richtig auf dem Kopfe sitzenden Hut, unbekannt zu welchem Zweck, auf die Seite zu rücken.

Ich benutze den günstigen Augenblick und bitte Philipp, mich ein wenig kutschieren zu lassen. Philipp reicht mir die Zügel und zwar einen nach dem andern; alle sechs Zügel und sogar die Peitsche gehen in meine Hände über, und ich bin vollkommen glücklich. Ich bemühe mich, Philipp in jeder Weise nachzuahmen, frage ihn, ob es so gut sei, doch endet das gewöhnlich damit, daß er nicht zufrieden zu stellen ist: daß eine Pferd ziehe zu stark, daß andere ziehe gar nicht, er streckt seine Hand aus und nimmt mir die Zügel weg. Die Hitze wird immer stärker, die Lämmerwölkchen blähen sich auf wie Seifenblasen, steigen immer höher am Himmel empor, vereinigen sich und nehmen eine dunkelgraue Färbung an. Aus dem Fenster der Kutsche streckt sich eine Hand heraus, die eine Flasche und ein Paket hält; Wassilij springt mit erstaunlicher Gewandtheit während der Fahrt vom Bock und bringt uns Küchel und Kwas.

Bei jedem steilen Abhang steigen wir alle aus dem Wagen und laufen manchmal um die Wette bis zur Brücke, während Wassilij und Jakob, nachdem sie die Bremse angezogen, die Kutsche auf beiden Seiten mit den Händen stützen, als könnten sie sie halten, wenn sie umstürzen sollte. Dann steige ich oder Wolodja mit Mimis Erlaubnis in die Kutsche, während Katsjenka oder Ljubotschka im offenen Wagen Platz nehmen. Diese Platzveränderungen bereiten den Mädchen große Freude, denn sie finden mit Recht, daß es viel lustiger ist, im offenen Wagen zu fahren. Manchmal, wenn die Hitze sehr groß ist, bleiben wir bei der Durchfahrt durch ein Wäldchen hinter der Kutsche zurück, brechen frische Zweige ab und bauen uns in dem offenen Wagen eine Laube. Diese fahrende Laube holt dann in voller Fahrt die Kutsche ein, und Ljubotschka quietscht dabei mit durchdringender Stimme, was sie bei keiner Gelegenheit versäumt, wenn ihr etwas großes Vergnügen bereitet.

Nun ist das Dorf erreicht, in dem wir Mittag essen und ruhen werden. Es riecht schon nach dem Dorf, — nach Rauch, Teer und Brezeln; man hört das Geräusch von Stimmen, Schritten und Rädern. Die Schellen klingen nicht mehr so wie auf freiem Felde; auf beiden Seiten tauchen Bauernhäuser auf mit Strohdächern,

geschnitzten Vortreppen, roten oder grünen Läden und kleinen Fenstern, an denen hie und da das Gesicht einer neugierigen Bäuerin erscheint. Da sind auch die Bauernkinder in ihren bloßen Hemden; mit weit geöffneten Augen und ausgebreiteten Armchen stehen sie unbeweglich auf einer Stelle oder laufen, mit den nackten Beinchen schnell im Staube einher trippelnd, trotz der drohenden Gebärden Philipps den Wagen nach und bemühen sich, auf die hinten angebundenen Koffer hinaufzuklettern. Jetzt laufen auch die rothaarigen Hausknechte von beiden Seiten an die Wagen heran und bemühen sich um die Wette, durch einladende Worte und Gebärden die Reisenden anzulocken. Brrr! Das Tor knarrt, das Strangholz stößt an die Torflügel, und wir fahren in den Hof hinein. Vier Stunden Rast und Freiheit!

2

Das Gewitter!

Die Sonne neigte sich dem Westen zu, und ihre schrägen, heißen Strahlen brannten mir unerträglich auf Hals und Backen; es war unmöglich, die Außenflächen des Wagens zu berühren, so glühend heiß waren sie; dichter Staub erhob sich von der Straße und erfüllte die Luft. Nicht der leiseste Windhauch wehte, um ihn fortzutragen. Vor uns schaukelte rhythmisch in stets gleichem Abstand die hohe, staubige Kutsche, hinter der ab und zu die Peitsche, die der Kutscher schwang, sein Hut oder Jakobs Mütze sichtbar wurden. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; weder das staubgeschwärzte Gesicht Wolodjas, der neben mir schlummerte, noch die Bewegungen von Philipps Rücken, noch der lange Schatten unseres Wagens, der im spitzen Winkel hinter uns herlief, boten mir irgendwelche Zerstreuung. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf die Werstpfähle gerichtet, die ich schon von weitem erspähte, und auf die Wolken, die zuerst am ganzen Horizont zerstreut waren, sich dann aber in drohende, schwarze Schatten hüllten und sich zu einer großen, düsteren Gewitterwolke vereinigten. Ab und zu grollte der Donner in der Ferne.

Das verstärkte mehr als alles meine Ungeduld, eine Herberge zu erreichen. Das Gewitter versetzte mich in einen Zustand unaussprechlicher Bangigkeit.

Bis zum nächsten Dorfe hatten wir noch ungefähr zehn Werst, doch eine große, dunkelviolette Gewitterwolke, die weiß Gott woher gekommen war, näherte sich uns immer schneller, trotzdem nicht der leiseste Wind sie antrieb. Die Sonne, noch gänzlich unverdeckt, beleuchtet grell die düsteren Umrisse der Wolke und die grauen Streifen, die sich von ihr bis zum Horizont hinabziehen. Manchmal flammt in der Ferne ein Blitz auf, und man hört ein schwaches Grollen, das sich allmählich steigert, immer näher kommt und in ein Knattern übergeht, das das ganze Himmelsgewölbe durchläuft. Wassilij erhebt sich vom Bock und zieht das Verdeck unseres Wagens hoch; die Kutscher ziehen ihre Mäntel über; bei jedem Donnerschlag nehmen sie die Mützen ab und bekreuzigen sich; die Pferde spitzen die Ohren, blähen die Nüstern auf, als wollten sie die frische Luft einziehen, die die herannahende Wolke ausströmt, und der Wagen rollt schneller auf der staubigen Straße dahin. Mir ist unheimlich zumute, und ich fühle, wie das Blut in meinen Adern stärker pocht. Schon beginnen die vorderen Wolken, die Sonne zu verdecken; jetzt blickt sie zum letztenmal hervor, bestrahlt zum letztenmal die unheimliche düstere Seite des Horizonts und verschwindet. Die ganze Gegend ist mit einemmal verändert und hat ein finsternes Aussehen bekommen. Das Espenwäldchen erzittert, die Blätter bekommen eine weißlich trübe Farbe, die grell von dem violetten Hintergrund der Gewitterwolken absticht, sie rauschen und drehen sich um sich selber. Die Wipfel der hohen Birken beginnen sich zu wiegen, und trockne Grasbüschel fliegen über den Weg. Schwalben mit weißer Brust schwirren um unseren Wagen, als wollten sie uns aufhalten und streifen dicht an den Köpfen der Pferde vorbei; Dohlen mit zerzausten Flügeln lassen sich seitwärts vom Winde tragen; die Ränder der Lederdecke, die wir festgeknüpft haben, beginnen zu flattern, lassen feuchte Windstöße in den Wagen hereinströmen, schwingen hin und her und schlagen an das Verdeck. Ein Blitz flammt gleichsam

mitten im Wagen auf, blendet uns und erleuchtet für einen Augenblick das graue Tuch, die Borten und die in der Ecke zusammengekauerte Gestalt Wolodjas. Im selben Augenblick ertönt gerade über unserem Kopf ein majestätisches Rollen, das immer höher und höher steigt, sich in riesenhafter Spirallinie immer weiter ausbreitet und in ein ohrenbetäubendes Knattern übergeht, das einen unwillkürlich erzittern läßt und den Atem anzuhalten nötigt. Gottes Zorn! Wieviel Poesie liegt in dieser Vorstellung des einfachen Volkes!

Die Räder drehen sich schneller und schneller; an den Rücken Wassilj's und Philipps, der ungeduldig an der Leine zerrt, sehe ich, daß sie sich fürchten. Unser Wagen rollt geschwind bergab und poltert jetzt über eine Bretterbrücke; ich habe Angst, mich zu rühren, und erwarte jeden Augenblick den Untergang von uns allen.

Pr! Das Strangholz hat sich losgerissen, und trotz des unaufhörlichen, ohrenbetäubenden Donnerns müssen wir haltmachen.

Den Kopf an den Rand des Wagens gelehnt, mit benommenem Atem und pochendem Herzen verfolge ich hoffnungslos die Bewegungen der dicken, schmutzigen Finger Philipps, der langsam die Schlinge knüpft und die Zügel straff zieht, wobei er das Seitenpferd mit der flachen Hand und dem Peitschenstiel stößt.

Die beunruhigenden Gefühle der Beklommenheit und Furcht wuchsen in mir mit dem Stärkerwerden des Gewitters; als aber erst der majestätische Augenblick gänzlicher Stille kam, der dem Losbrechen des Gewitters vorauszu gehen pflegt, steigerten sich diese Gefühle in solchem Grade, daß ich sicher vor Aufregung gestorben wäre, wenn dieser Zustand noch eine Viertelstunde angehalten hätte. In diesem Augenblick tauchte unter der Brücke ein menschliches Wesen in schmutzigem, zerrissenem Hemd, mit gedunsenem, sinnlosem Gesicht, mit wackelndem, unbedecktem, kurzgeschorenem Kopf, mit schiefen, muskellosen Beinen und einem glänzend roten Stumpf statt einer Hand hervor, den es direkt in unseren Wagen streckte.

„Väterchen! Geben Sie einem Armen etwas um Christi Willen!“ ertönte eine kränkliche Stimme, und der Bettler bekreuzigte sich bei jedem Wort und verneigte sich fast bis zur Erde.

Ich kann das kalte Entsetzen nicht wiedergeben, das mich ergriff. Meine Haare sträubten sich, meine Augen hafteten in sinnlosem Schrecken an dem Bettler.

Wassilij, der unterwegs die Almosen zu verteilen hat, gibt Philipp noch einige Anweisungen über die Befestigung des Strangholzes und klettert erst auf den Bock, als schon alles fertig ist und Philipp die Zügel zusammenzunehmen beginnt; erst auf dem Bock langt er in seine Tasche. Kaum aber hat sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als ein blendender Blitz, der für einen Augenblick die ganze Schlucht mit feurigem Licht erfüllt, die Pferde zum Stehenbleiben zwingt; unmittelbar darauf ertönt ein solch ohrenbetäubendes Donnerrollen, daß das ganze Himmelsgewölbe über uns zusammenzustürzen scheint. Der Wind wird noch stärker; die Mähnen und Schwänze der Pferde, Wassilij's Mantel und die Lederdecke nehmen alle die gleiche Richtung an und flattern verzweifelt unter den gewaltigen Windstößen hin und her. Der erste, schwere Regentropfen fällt auf das lederne Verdeck des Wagens, . . . ihm folgt ein zweiter, ein dritter, vierter, und plötzlich geht ein Getrommel über uns los, und die ganze Gegend hallt wider von dem gleichmäßigen Geräusch des herabstürzenden Regens. An den Bewegungen der Ellenbogen Wassilij's sehe ich, daß er den Geldbeutel aufknüpft; der Bettler läuft, sich unaufhörlich bekreuzigend und verbeugend, dicht neben den Rädern her, die ihn jeden Augenblick zu überfahren drohen. „Um Christi Willen!“ Endlich fliegt eine Kupfermünze an uns vorüber, und das traurige Geschöpf, dessen magerer Körper sich unter dem völlig durchnästen, zerrissenen Hemd abzeichnet, bleibt, schwankend von den Windstößen und bestürzt auf dem Wege stehen und entschwindet meinen Blicken.

Der schräg herabfallende Regen, den ein starker Wind vor sich hertrieb, strömte wie aus einem Kübel; von Wassilij's mit einem Tuchmantel bekleideten Rücken floß das Wasser herab und bildete eine trübe Wasserpfühe auf der Lederschürze. Der Staub, der zuerst kleine Kügelchen gebildet hatte, verwandelte sich in flüssigen Schmutz, den die Räder kneteten; die Stöße wurden schwächer, und in den lehmigen Radspuren rannen trübe Bäche. Die Blitze verbreiterten

sich, verblaßten, und das von dem gleichmäßigen Geräusch des Regens gedämpfte Rollen des Donners klang nicht mehr ganz so gewaltig.

Der Regen wird nun schwächer; die schwere Gewitterwolke beginnt sich in wellenförmige, kleinere Wolken aufzulösen und an der Stelle, an der die Sonne sein sollte, lichter zu werden; schon wird hinter den grauweißen Rändern der Wolke ein Fetzen leuchtend blauen Himmels sichtbar. Eine Minute später erglänzt auch bereits ein scheuer Sonnenstrahl in den Pfützen der Straße und scheint in den Streifen des wie durch ein Sieb senkrecht hindurchfallenden, feinen Regens und in dem frisch gewaschenen glänzenden Grün des Grases wider. Die schwarze Wolke bedeckt jetzt ebenso drohend die gegenüberliegende Seite des Himmelsgewölbes, doch fürchte ich sie nicht mehr. Ich empfinde ein unaussprechlich beglückendes Gefühl der Lebenshoffnung, das unvermittelt an die Stelle der beklemmenden Angst getreten ist. Mein Herz scheint zu lachen ebenso wie die erfrischte, heitere Natur. Wassilij klappt den Manteltragen zurück, nimmt die Mütze ab und schüttelt das Wasser von ihr herunter; Wolodja wirft die Lederschürze zurück; ich strecke mich aus dem Wagen hervor und atme gierig die neue, erfrischte, duftige Luft ein. Die glänzende frisch gewaschene Kutsche mit dem Kasten für die Koffer schaukelt vor uns auf und ab, die Pferderücken, das Pferdegeschirr, die Radreifen, — alles ist naß und schimmert wie frisch lackiert in der Sonne. Auf einer Seite des Weges liegt ein unübersehbares Feld mit Wintergetreide, hie und da von kleinen Gräben durchquert; es glänzt von der Feuchtigkeit der Erde und des Grüns und erstreckt sich wie ein schattiger Teppich bis zum Horizont; auf der anderen Seite steht ein Espenhain, durchsetzt mit Haselnuß- und Fliedersträuchern; wie im Überfluß des Glücks rührt sich nichts in ihm, und gemächlich fallen von seinen rein gewaschenen Zweigen klare Regentropfen auf das dürre vorjährige Laub. Überall schwirren Lerchen mit großen Schöpfen fröhlich singend hin und her oder schießen aus der Luft herab; in den nassen Sträuchern hört man das geschäftige Treiben der kleinen Vögel, und tief aus dem Hain erklingt deutlich der Ruf eines Kuckucks. So betäubend ist der herrliche Waldesduft

nach dem Frühlingsgewitter, der Duft der Birken, der Veilchen, der welken Blätter, der Morcheln, des Flieders, daß ich es nicht mehr im Wagen aushalten kann, vom Trittbrett springe, zu den Sträuchern laufe, und, trotzdem ich von Regentropfen überschüttet werde, die nassen Zweige des eben aufgeblühten Flieders pflücke, mir damit ins Gesicht schlage und mich an ihrem herrlichen Duft berausche. Ohne darauf zu achten, daß an meinen Stiefeln große Schmutzklumpen kleben und daß meine Strümpfe schon längst naß sind, laufe ich durch den klatschenden Schmutz zum Fenster der Kutsche.

„Ljubotschka! Katsjenka!“ schreie ich und reiche ihnen einige Fliederzweige. „Schaut nur, wie schön!“

Die Mädchen quiettschen und kreischn; Mimi schreit, ich solle fortgehen, ich würde überfahren.

„So riech doch, wie das duftet!“ schreie ich.

3

Neue Anschauungen

Katsjenka saß neben mir im offenen Wagen und blickte, während sie das hübsche Köpfschen gesenkt hielt, auf den unter den Rädern entschwindenden, staubigen Weg. Ich blickte sie schweigend an und wunderte mich über den gar nicht mehr kindlichen traurigen Zug, den ich zum ersten Male in ihrem rosigen Gesichtchen bemerkte.

„Nun kommen wir bald in Moskau an,“ sagte ich. „Wie denkst du, sieht es da wohl aus?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie unlustig.

„Aber so hör doch! Wie stellst du es dir denn vor? Ist es größer als Sferpuchowo oder nicht?“

„Was?“

„Nichts.“

Aber mit dem instinktiven Gefühl, mit dem ein Mensch die Gedanken des andern errät und das er als Leitfaden des Gesprächs

benutzt, merkte Katsjenka, daß mir ihre Gleichgültigkeit weh tat, hob den Kopf und sagte zu mir:

„Hat euch Papa gesagt, daß wir bei Großmutter wohnen werden?“

„Er sagte, daß Großmutter mit uns allen zusammen wohnen möchte.“

„Und werden wir alle zusammen wohnen?“

„Sicher, wir werden oben auf der einen Seite und ihr auf der anderen Seite wohnen; und Papa im Seitenflügel; wir werden aber alle zusammen bei Großmutter spielen.“

„Maman sagt, daß Großmutter so streng und so ernst ist!“

„Nein! Das scheint nur anfangs so. Sie ist ernst, aber sie ist gar nicht streng, sie ist gut und kann sogar lustig sein. Wenn du gesehen hättest, wie es auf dem Ball zu ihrem Namenstage zuging!“

„Und doch fürchte ich sie, Gott weiß, ob wir überhaupt...“ Katsjenka verstummte plötzlich und wurde wieder nachdenklich.

„Was ist denn?“ fragte ich.

„Nichts, ich meinte nur so.“

„Nein, du hast gesagt, Gott weiß...“

„Was war das für ein Ball bei Großmutter, von dem du gesprochen hast?“

„Schade, daß ihr nicht dabei wart; es waren eine Unmenge Gäste da, vielleicht tausend Menschen, Musik, Generäle, und ich habe getanzt... Katsjenka!“ rief ich und hielt mitten in meiner Schilderung inne. „Du hörst mir ja gar nicht zu!“

„Doch, ich höre; du sagtest, du hättest getanzt.“

„Warum bist du so traurig?“

„Man kann doch nicht immer heiter sein.“

„Nein, du hast dich sehr verändert, seit wir aus Moskau gekommen sind. Sag mir die Wahrheit,“ fügte ich entschlossen hinzu und blickte ihr ins Gesicht. „Warum bist du so sonderbar geworden?“

„Bin ich denn sonderbar?“ fragte Katsjenka mit einer Lebhaftigkeit, die bewies, daß meine Bemerkung sie interessierte. „Ich bin doch gar nicht sonderbar.“

„Doch, du bist nicht mehr so wie früher,“ fuhr ich fort. „Früher

sah man, daß du in allem mit uns eins warst, daß du uns, eben so wie wir dich, als Verwandte betrachtet und geliebt hast; jetzt aber bist du so ernst geworden, ziehst dich von uns zurück."

"Nein . . ."

"Nein, laß mich ausreden," unterbrach ich sie, während ich schon das leise Kitzeln in der Nase spürte, das den Tränen vorausgeht, die mir immer in die Augen traten, wenn ich einen lange zurückgehaltenen, mir sehr nahegehenden Gedanken aussprach. „Du hältst dich von uns fern und sprichst nur noch mit Mimi, als wolltest du von uns nichts mehr wissen."

"Man kann sich doch nicht immer gleich bleiben; einmal muß man sich doch auch ändern," antwortete Katjenka, die die Gewohnheit hatte, wenn sie nichts zu erwidern wußte, alles durch eine Art fatalistischer Notwendigkeit zu erklären.

Ich erinnere mich, daß sie einmal, als Ljubotschka sie im Streit „dummes Mädchen" genannt hatte, die Antwort gab, es könnten doch nicht alle klug sein, es müsse auch Dumme geben. Doch die Bemerkung, daß man sich auch einmal ändern müsse, befriedigte mich nicht, und ich fuhr fort, sie auszufragen:

"Warum muß man sich denn ändern?"

"Wir werden doch nicht immer zusammenbleiben," antwortete Katjenka, leicht errötend und Philipps Rücken aufmerksam betrachtend. „Meine Mutter konnte bei eurer seligen Mutter wohnen, die ihre Freundin war; Gott weiß aber, ob sie mit der Gräfin übereinstimmen wird, von der man sagt, sie sei so streng. Außerdem werden wir doch einmal auseinandergehen. Ihr seid reich, ihr habt Petrowssoje; wir aber sind arm, meine Mutter hat nichts."

"Ihr seid reich, wir sind arm." Diese Worte und die mit ihnen verknüpften Vorstellungen erschienen mir äußerst sonderbar. Arm waren nach meinen damaligen Begriffen nur Bettler und Bauern; diesen Begriff von Armut konnte ich in meiner Vorstellung nicht mit der hübschen und graziösen Katjenka verbinden. Es schien mir, daß Mimi und Katjenka, wenn sie schon immer bei uns gelebt hatten, auch weiterhin bei uns leben und alles mit uns teilen müßten. Das

konnte gar nicht anders sein. Jetzt aber schwirrten mir tausend neue, unklare Gedanken über ihre Gleichstellung im Kopfe; ich mußte mich schämen, daß wir reich und sie arm waren; ich wurde rot und wagte nicht, Katjenka anzusehen.

„Was ist denn dabei, daß wir reich und sie arm sind?“ dachte ich.

„Und warum ergibt sich daraus die Notwendigkeit einer Trennung? Warum sollen wir nicht alles, was wir haben, gleichmäßig teilen?“ Ich begriff aber, daß es besser sei, nicht mit Katjenka davon zu sprechen, und irgend ein praktischer Instinkt sagte mir im Gegensatz zu diesen logischen Betrachtungen, daß sie recht habe, und daß es unangebracht sei, ihr meine Meinung darzulegen.

„Wirst du uns denn wirklich verlassen?“ sagte ich. „Wie sollen wir denn getrennt voneinander leben?“

„Was soll man machen? Ich bin selbst traurig darüber; wenn es aber so kommt, weiß ich, was ich tue . . .“

„Du wirst Schauspielerin werden! So ein Unsinn!“ unterbrach ich sie, da ich wußte, daß es ihr Traum war, Schauspielerin zu werden.

„Nein, das sagte ich, als ich klein war . . .“

„Was willst du denn sonst machen?“

„Ich gehe in ein Kloster; ich werde dort leben, werde ein schwarzes Kleidchen und eine samtne Mütze tragen.“

Katjenka begann zu weinen.

Ist es dir auch begegnet, Leser, daß du in einem gewissen Lebensabschnitt plötzlich merkst, wie deine Anschauungen sich völlig ändern, als hätten alle Dinge, die du bisher gesehen hast, dir plötzlich eine andere, dir noch unbekannte Seite zugewandt? Eine solche moralische Veränderung ging zum ersten Male während unserer Reise mit mir vor, die ich als den Anfang meines Knabenalters betrachte.

Zum ersten Male stieg mit großer Klarheit der Gedanke in mir auf, daß nicht wir, d. h. unsere Familie allein, in der Welt lebten, daß nicht alles sich um uns drehte, sondern daß es noch ein anderes Leben gab, — das Leben von Menschen, die mit uns nichts gemein haben, die sich um uns nicht kümmern, die nicht einmal von unserer

Existenz etwas wissen. Zweifellos hatte ich das alles schon früher gewußt; aber nicht so wie ich es jetzt wußte; ich hatte es nicht mit dem Gefühl erkannt.

Ein Gedanke wird nur auf einem bestimmten Wege zur Überzeugung, und dieser Weg ergibt sich oft ganz unerwartet von selbst und unterscheidet sich von den Wegen, auf denen ein anderer Geist zu derselben Überzeugung gelangt. Das Gespräch mit Katsjenta, das auf mich einen tiefen Eindruck gemacht und mich gezwungen hatte, über ihre zukünftige Lage nachzudenken, war dieser Weg für mich. Während ich die Dörfer und die Städte betrachtete, an denen wir vorüberfuhren und in denen jedes Haus mindestens von einer Familie wie die unserige bewohnt war, während ich die Frauen, die Kinder ansah, die mit minutenlanger Neugier unseren Gefährten nachblickten und dann meinen Augen für immer entchwanden, wenn ich die Händler und die Bauern betrachtete, die uns nicht nur nicht grüßten, wie ich es von Petrowskoje her gewohnt war, sondern uns nicht einmal eines Blickes würdigten, — regte sich in mir zum erstenmal der Gedanke: Was beschäftigt wohl diese Menschen, die sich gar nicht um uns kümmern? Aus dieser einen Frage erwachsen andere: Wie und wovon leben sie? Wie erziehen sie ihre Kinder? Wie unterrichten sie sie? Erlauben sie ihnen zu spielen? Wie bestrafen sie sie? usw.

4

In Moskau

Mit der Ankunft in Moskau trat die Veränderung in meiner Anschauung von den Dingen und Personen und mein Verhältnis zu ihnen noch deutlicher zutage.

Beim ersten Wiedersehen mit Großmutter trat, als ich in ihr mageres, runzliges Gesicht mit den erloschenen Augen sah, an Stelle der ehrerbietigen Achtung und Angst ein Gefühl von Mitleid und in dem Augenblick, als sie, das Gesicht an Ljubotschkas Kopf gelehnt, laut zu weinen begann, als sähe sie die Leiche der geliebten

Tochter vor sich, trat an Stelle des Mitleids ein Gefühl von Liebe. Es war mir unbehaglich zumute, als ich bei unserm ersten Zusammensein ihren Schmerz bemerkte; ich fühlte, daß wir ihr an und für sich nichts bedeuteten, daß wir ihr nur als eine Erinnerung teuer waren; ich fühlte, daß in jedem Kuß, mit dem sie meine Wangen bedeckte, nur ein Gedanke lag: Sie ist nicht mehr, sie ist gestorben, ich werde sie nicht mehr sehen!

Papa, der sich in Moskau gar nicht mit uns beschäftigte, und mit ewig sorgenvollem Gesicht und nur zum Mittagessen in schwarzem Gehrock oder Frack bei uns erschien, hatte in meinen Augen viel verloren, seitdem er nicht mehr die weiten Umlegekragen und den Morgenrock trug, nicht mehr mit Aufsehern und Verwaltern verhandelte, keine Spaziergänge zur Tenne mit uns machte und nicht mehr auf die Jagd ging. Karl Iwanowitsch, den Großmutter den „Wärter“ nannte, und dem es, Gott weiß warum, plötzlich eingefallen war, sich über den ehrwürdigen, mir bekannten kahlen Kopf eine rothaarige Perrücke mit dem Scheitel von Zwirn in der Mitte zu ziehen, erschien mir so sonderbar und komisch, daß ich nicht begriff, weshalb ich das nicht schon früher bemerkt hatte.

Zwischen den Mädchen und uns bildete sich auch eine unsichtbare Scheidewand; sie sowohl wie wir hatten unsere ganz persönlichen Geheimnisse; sie waren auf ihre Kleider, die immer länger wurden, stolz, und wir auf unsere Hosen mit Steg. Mimi aber erschien gleich am ersten Sonntagnachmittag in einem prachtvollen Kleide und mit herrlichen Bändern im Haar; man merkte gleich, daß wir nicht mehr auf dem Lande waren und daß das ganze Leben jetzt einen anderen Gang nehmen werde.

5

Der ältere Bruder

Ich war ein Jahr und wenige Monate jünger als Wolodja; wir wuchsen zusammen auf, lernten und spielten zusammen. Wir wurden nicht verschieden behandelt, dem Unterschied unseres Alters

entsprechend, aber gerade um die Zeit, von der ich spreche, begriff ich, daß Wolodja nach Alter, Neigungen und Fähigkeiten nicht mein Genosse war. Es erschien mir sogar, daß Wolodja sich dieser Priorität bewußt und auf sie stolz war. Diese Überzeugung, die vielleicht auch falsch war, steigerte meine Eigenliebe, die bei jedem Zusammenstoß mit ihm litt. In allem war er mir überlegen: im Spiel, im Lernen, im Streit, im Benehmen, und all dies entfernte mich von ihm und bereitete mir unbegreifliche moralische Qualen. Hätte ich, als Wolodja zum ersten Male Hemden mit Fältchen aus holländischem Leinen bekam, offen gesagt, daß es mich ärgerte, nicht auch welche zu besitzen, es wäre mir sicher in der Folge viel leichter zumute gewesen, und ich hätte nicht jedesmal, wenn er seinen Kragen zurechtschob, geglaubt, er täte das nur, um mich zu verletzen.

Am meisten kränkte es mich, daß Wolodja meinen Zustand deutlich zu erkennen schien, dies aber zu verbergen suchte.

Wer kennt nicht die geheimnisvollen, wortlosen Beziehungen, die in einem unmerklichen Lächeln, einer Geste oder einem Blick zum Ausdruck kommen, wie sie zwischen Menschen bestehen, die dauernd zusammenwohnen: zwischen Brüdern, Freunden, zwischen Mann und Frau, Herrn und Diener, besonders, wenn diese Menschen nicht ganz offen zu einander sind. Wieviel unausgesprochene Wünsche, Gedanken, und wieviel Angst, verstanden zu werden, drücken sich in einem zufälligen Blick aus, wenn die Augen sich scheu und zaghaft begegnen.

Vielleicht aber täuschte mich in dieser Hinsicht meine allzu große Empfindlichkeit und die Neigung, alles zu zergliedern; vielleicht empfand Wolodja ganz anders als ich. Er war temperamentvoll, aufrichtig und unbeständig in seinen Neigungen, er begeisterte sich für die verschiedensten Dinge und gab sich ihnen gleich mit seiner ganzen Seele hin. Bald überkam ihn eine Leidenschaft für Zeichnungen, er begann selbst zu zeichnen, gab dafür sein ganzes Taschengeld aus, bettelte darum beim Zeichenlehrer, bei Papa, bei Großmutter. Bald hatte er eine Leidenschaft für Dinge, mit denen er sein Tischchen schmückte, die er dann im ganzen Hause sammelte,

bald eine Leidenschaft für Romane, die er sich im geheimen verschaffte und Tag und Nacht las . . . Ich wurde unwillkürlich angesteckt von seinen Neigungen, war aber zu stolz, seinen Spuren zu folgen, andererseits doch auch wieder zu jung und unselbständig, um meinen eigenen Weg zu gehen. Um nichts aber beneidete ich Wolodja mehr, als um seinen glücklichen, vornehmen, aufrichtigen Charakter, der bei Gelegenheit unserer Streitigkeiten besonders deutlich zutage trat. Ich fühlte, daß er richtig handelte und konnte ihn nicht nachahmen.

Einmal, in der Periode seiner großen Leidenschaft für Nipp=sachen, trat ich an sein Tischchen heran und zerbrach unabsichtlich ein leeres buntes Riechfläschchen.

„Wer hat dich gebeten, meine Sachen anzurühren?“ sagte Wolodja, der gerade ins Zimmer trat und die Unordnung entdeckte, die ich in die Symmetrie seines mit Nipp=sachen vollbesetzten Tischchens gebracht hatte.

„Und wo ist das Riechfläschchen? Du mußt doch immer . . .“

„Es ist mir aus Versehen entfallen und zerbrochen . . . Was ist dabei?“

„Tu mir den Gefallen und unterstehe dich niemals, meine Sachen anzurühren,“ sagte er, indem er die Scherben des zerbrochenen Fläschchens zusammensetzen suchte und sie traurig betrachtete.

„Bitte, kommandiere nicht,“ antwortete ich. „Zerschlagen ist zerschlagen, was ist da weiter zu reden?“

Ich lächelte, obwohl es mir gar nicht danach zumute war.

„Dir macht es nichts aus, wohl aber mir!“ fuhr Wolodja fort und machte eine Bewegung mit der Schulter, die er von Papa geerbt hatte. „Hat das Fläschchen zerschlagen und lacht noch, der unaussehliche kleine Bengel!“

„Ich bin ein kleiner Bengel, du aber bist groß und dumm.“

„Ich habe nicht die Absicht, mich mit dir herumzuzanken,“ sagte Wolodja, indem er mich mit leichter Hand fortstieß. „Mach, daß du wegkommst!“

„Stoß mich nicht!“

„Mach, daß du wegkommst!“

„Und ich sage dir, stoß mich nicht!“

Wolodja faßte mich am Arm und wollte mich vom Tisch fortziehen, aber ich war aufs äußerste gereizt; ich ergriff das Bein des Tischchens und warf es um, „da hast du's“, und alle Porzellan- und Kristall-Nippfachen flogen klirrend zu Boden.

„Ekelhafter Bengel!“ schrie Wolodja und bemühte sich, die fallenden Sachen aufzufangen.

„Nun, jetzt ist alles zwischen uns aus,“ dachte ich, das Zimmer verlassend. „Wir sind für ewige Zeiten entzweit.“

Bis zum Abend sprachen wir nicht miteinander. Ich fühlte mich schuldbeladen, fürchtete mich, ihn anzublicken und konnte mich den ganzen Tag mit nichts beschäftigen; Wolodja dagegen lernte gut, plauderte und lachte mit den Mädchen wie stets nach dem Mittagessen.

Sobald der Lehrer mit dem Unterricht fertig war, verließ ich das Zimmer; es war mir unheimlich, ungemütlich und unangenehm, mit meinem Bruder allein zu bleiben. Als ich an Wolodja vorbeiging, bemühte ich mich, trotzdem ich mich am liebsten mit ihm ausgeföhnt hätte, ein böses Gesicht zu machen. In diesem Augenblick hob Wolodja den Kopf und blickte mir mit einem kaum merklichen, gutmütig spöttischen Ausdruck offen ins Gesicht. Unsere Augen begegneten sich, und ich sah, daß er mich durchschaute und dabei bemerkte, daß ich das sah; aber ein unüberwindliches Gefühl zwang mich, mich abzuwenden.

„Nikolentka!“ sagte er mit einfacher, gar nicht pathetischer Stimme, „wir haben uns genug geärgert. Verzeihe mir, wenn ich dich beleidigt habe.“

Und er reichte mir die Hand.

Mir war es, als stiege etwas in meiner Brust empor, immer höher und höher und benehme mir den Atem; das dauerte aber nur eine Sekunde; Tränen traten in meine Augen, und mir wurde es wohler.

„Ver-zei-he mir, Wo-lo-dja,“ sagte ich, seine Hand drückend.

Wolodja aber betrachtete mich, als begreife er gar nicht, warum ich Tränen in den Augen hatte.

6

Mascha

Keine der Veränderungen, die mit mir vor sich gingen, war für mich selbst so frappierend, wie die, auf Grund deren ich aufhörte, eines unserer Stubenmädchen als Dienstboten weiblichen Geschlechts anzusehen und anfing, es als ein Weib zu betrachten, von dem bis zu einem gewissen Grade meine Ruhe und mein Glück abhängen.

So weit meine Erinnerung reicht, war Mascha immer in unserem Hause gewesen, und bis zu dem zufälligen Ereignis, das meine Anschauung von ihr so gänzlich veränderte und von dem ich bald berichten werde, beachtete ich Mascha in keiner Weise. Mascha war fünfundzwanzig Jahre alt, ich vierzehn; sie war sehr hübsch; ich fürchte mich aber, sie zu schildern; ich fürchte, daß meine Phantasie mir wieder die entzückende und trügerische Gestalt vorgaukeln wird, die sich für mich zur Zeit meiner Leidenschaft in Mascha verkörperte. Um nicht irre zu gehen, sage ich nur, daß sie eine ungewöhnlich weiße Haut hatte, prächtig entwickelt und ein Weib war: und ich war damals 14 Jahre alt!

In einem jener Augenblicke, wo man damit beschäftigt ist, mit einem Lehrbuch in der Hand bloß im Zimmer auf- und abzugehen und auf die Ritzen zwischen den Brettern des Fußbodens zu treten oder auch irgendeine zusammenhanglose Melodie zu singen, die Lunte auf den Rand des Tisches zu schmieren oder gedankenlos irgendein Wörtchen zu wiederholen, kurz in dem Augenblick, in dem das Gehirn versagt und nicht arbeiten will, die Phantasie die Oberhand gewinnt und nach Eindrücken sucht, trat ich aus unserem Unterrichtszimmer und stieg ziellos zum Treppenabsatz hinab.

Jemand kam in leichten Stiefeln die Treppe heruntergegangen. Ich wollte natürlich wissen, wer das war, doch das Geräusch der

Schritte hörte plötzlich auf, und ich vernahm Maschas Stimme: „Lassen Sie das bitte, machen Sie keine Streiche, was würde wohl Marja Iwanowna sagen, wenn sie jetzt gerade käme?“

„Sie kommt nicht,“ flüsterte Wolodjas Stimme, und ich hörte Wolodja irgendeine Bewegung machen, als wollte er sie zurückhalten.

„Nehmen Sie Ihre Hände weg, Sie Unverschämter!“ und Mascha lief mit zur Seite geschobenem Brusttuch, das den vollen, weißen Hals sehen ließ, an mir vorüber.

Ich kann mein Erstaunen angesichts dieser Entdeckung nicht schildern; doch an Stelle des Erstaunens trat sehr bald ein Gefühl der Sympathie für Wolodjas Tun; ich staunte nicht mehr über dieses Tun an sich, sondern darüber, daß Wolodja begriffen hatte, wie angenehm es sei, so etwas zu machen. Mich überkam der Wunsch, es ihm gleichzutun.

Ganze Stunden brachte ich gedankenlos auf dem Treppenabsatz zu und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das geringste Geräusch, das sich von oben vernehmen ließ, doch brachte ich es nicht fertig, Wolodja nachzuahmen, trotzdem es mein höchster Wunsch war. Manchmal stand ich verborgen hinter der Türe und hörte dem Treiben in der Mädchenstube zu, und ich fragte mich: Was würde wohl geschehen, wenn ich nach oben ginge, um Mascha ebenso wie Wolodja abzuküssen? Was würde ich mit meiner breiten Nase und mit meinem hochstehenden struppigen Haar Mascha antworten, wenn sie mich fragte, was ich wolle? Manchmal hörte ich, wie Mascha zu Wolodja sagte: „Das ist ja unglaublich! Warum belästigen Sie mich, Sie Schäfer? . . . Nikolaj Petrowitsch würde sich niemals erlauben, hierher zu kommen und solche Dummheiten zu treiben . . .“

Sie wußte nicht, daß Nikolaj Petrowitsch in diesem Augenblick unten auf dem Treppenabsatz saß und alles in der Welt dafür hingegeben hätte, um an Wolodjas Stelle zu sein.

Ich war von Natur schüchtern, doch meine Schüchternheit wurde noch durch das Bewußtsein meiner Häßlichkeit gesteigert. Und ich bin überzeugt, nichts beeinflusst die Entwicklung eines Menschen so

stark, wie sein Außeres, oder vielmehr nicht das Äußere selbst, sondern die Ansicht, die man über seine Schönheit oder Häßlichkeit hat.

Ich besaß zu viel Eigenliebe, um mich an meine Lage zu gewöhnen; ich tröstete mich wie der Fuchs mit der Versicherung, die Trauben seien zu sauer, d. h. ich bemühte mich, alle Freuden zu verachten, die einem ein schönes Äußere bereitet, Freuden, die Wolodja vor meinen Augen kostete und um die ich ihn von Herzen beneidete; und ich strengte alle Kraft meines Geistes und meiner Phantasie an, um Genuß an meiner stolzen Einsamkeit zu finden.

7

Schrot

„Mein Gott! Pulver!“ schrie Mimi mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Was macht ihr? Wollt ihr das ganze Haus in Brand stecken und uns alle umbringen? . . .“

Und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck mutiger Entschlossenheit befahl Mimi allen, beiseite zu treten, ging mit entschlossenen großen Schritten auf das ausgestreute Schrot zu und begann mit den Füßen darauf zu treten, ohne an die Gefahr einer plötzlichen Explosion zu denken. Als die Gefahr nach ihrer Meinung vorüber war, rief sie Michej und befahl ihm, das ganze „Pulver“ weit fortzuschaffen oder noch besser ins Wasser zu werfen, schüttelte stolz ihre Haube und schritt auf den Salon zu. „Da sieht man ja, wie die Kinder behütet werden,“ brummte sie.

Als Papa aus dem Seitenflügel kam und wir mit ihm zur Großmutter gingen, saß Mimi bereits am Fenster und sah finster, geheimnisvoll und mit wichtiger Miene an uns vorbei. In ihrer Hand befand sich etwas, was in viel Papier eingewickelt war. Ich erriet, daß es das Schrot war, und daß Großmutter bereits alles wußte.

Außer Mimi war noch das Stubenmädchen Gascha da, die, wie ihr zornig gerötetes Gesicht verriet, sehr aufgereggt war, und der

Arzt Blumenthal, ein kleiner, poekennarbiger Mann, der sich vergebens bemühte, Gascha zu beruhigen, indem er ihr mit Augen und Kopf geheimnisvolle, besänftigende Zeichen machte.

Großmutter selbst saß etwas abgewandt da und legte die Patience „Der Reisende,“ was stets auf eine ungnädige Stimmung bei ihr schließen ließ.

„Wie fühlen Sie sich heute, maman? Haben Sie gut geschlafen?“ sagte Papa und küßte ehrerbietig ihre Hand.

„Sehr gut, mein Lieber; Sie wissen doch wohl, daß ich stets vollkommen gesund bin,“ sagte Großmama in einem Tone, als ob Papas Frage höchst unangebracht und beleidigend sei. „Wollen Sie mir also ein sauberes Taschentuch geben?“ fuhr sie, zu Gascha gewendet, fort.

„Ich habe Ihnen bereits eins gegeben“, sagte Gascha und zeigte auf ein schneeweißes Batisttaschentuch, das auf der Armlehne des Sessels lag.

„Nehmen Sie diesen schmutzigen Lappen und bringen Sie mir ein sauberes Taschentuch, meine Liebe.“

Gascha ging an die Chiffonnière, zog eine Schublade auf und stieß sie dann mit solcher Gewalt zurück, daß die Scheiben im Zimmer klirrten.

Großmutter sah uns alle drohend an und fuhr fort, Gaschas Bewegungen aufmerksam zu verfolgen. Als diese ihr, wie mir schien, dasselbe Taschentuch reichte, sagte Großmutter:

„Wann gedenken Sie mir den Schnupstabaß zu reiben, meine Liebe?“

„Ich werde ihn reiben, wenn ich Zeit habe.“

„Was sagen Sie da?“

„Ich werde ihn heute reiben.“

„Wenn Sie mir nicht mehr dienen wollen, meine Liebe, hätten Sie es nur zu sagen brauchen; dann hätte ich Sie längst entlassen.“

„Ich werde nicht weinen, wenn Sie mich entlassen,“ murmelte das Mädchen halblaut.

In diesem Augenblick begann der Arzt ihr wieder zuzuwinken,

doch sah sie ihn so zornig und entschlossen an, daß er den Blick senkte und mit seinem Uhrschlüssel zu spielen anfing.

„Sie sehen, mein Lieber,“ wandte sich Großmutter an Papa, als Gascha brummend das Zimmer verließ, „wie man mich in meinem Hause behandelt.“

„Erlauben Sie, maman, daß ich Ihnen den Tabak reibe,“ sagte Papa, den diese unerwartete Anrede sichtlich in Verlegenheit brachte.

„Nein, ich danke Ihnen; sie ist darum so grob, weil sie weiß, daß niemand außer ihr den Tabak so zu reiben versteht, wie ich es gern habe. — Sie wissen, mein Lieber,“ sagte Großmutter nach kurzem Schweigen, „daß Ihre Kinder heute beinahe das Haus in Brand gesteckt hätten.“

Papa sah Großmutter mit ehrfurchtsvoller Neugier an.

„Sehen Sie nur, womit sie spielen. Zeigen Sie einmal her,“ wandte sie sich an Mimi.

Papa nahm das Schrot in die Hand und konnte sich nicht eines Lächelns enthalten.

„Das ist Schrot, maman“, sagte er; „das ist ganz ungefährlich.“

„Ich danke Ihnen sehr, mein Lieber, daß Sie mich belehren; ich bin aber schon zu alt, um . . .“

„Die Nerven! Die Nerven!“ flüsterte der Arzt.

Papa wandte sich sofort an uns:

„Wo habt ihr das her? Und wie kommt ihr dazu, mit solchen Dingen zu spielen?“

„Sie fragen die Kinder! Fragen Sie lieber den Wärter!“ sagte Großmutter, wobei sie das Wort „Wärter“ ganz besonders verächtlich aussprach. „Ich möchte wissen, wo er mit seiner Aufsicht bleibt!“

„Woldemar sagt, daß Karl Iwanowitsch ihm selbst dieses ‚Pulver‘ gegeben hat,“ mischte sich Mimi ins Gespräch.

„Da sehen Sie, was an ihm ist,“ fuhr Großmutter fort. „Wo ist er denn, dieser Wärter? Wie heißt er doch? Rufen Sie ihn her!“

„Ich habe ihm heute Urlaub zu einem Besuch gegeben,“ sagte Papa.

„Das gibt es nicht: Er hat immer da zu sein. Es sind zwar Ihre Kinder und nicht meine, und ich habe kein Recht, Ihnen zu raten, denn Sie sind klüger als ich,“ fuhr Großmutter fort, „aber mir scheint, es wäre an der Zeit, einen richtigen Erzieher für sie zu nehmen, statt dieses deutschen Bauern. Ja, er ist ein dummer Bauer, der ihnen nichts weiter beibringen kann als schlechte Manieren und Tiroler Lieder. Ich frage Sie, ist es so wichtig für die Kinder, Tiroler Lieder singen zu können? Ubrigens, jetzt ist natürlich niemand mehr da, der an so etwas denkt, und Sie können ja machen, was Sie wollen!“

Das Wort „jetzt“ bedeutete, daß die Kinder keine Mutter mehr hätten, und rief in Großmutters Herzen traurige Erinnerungen wach; sie senkte ihren Blick auf die Tabakdose mit dem Porträt und wurde nachdenklich.

„Ich habe schon längst daran gedacht,“ beillte sich Papa zu sagen, „und wollte mich mit Ihnen beraten. Sollen wir nicht St. Jérôme, der die Kinder jetzt nur stundenweise unterrichtet, ganz ins Haus nehmen?“

„Das wäre sehr gut, mein Freund“, sagte Großmutter mit weniger unzufriedener Stimme als zuvor. „St. Jérôme ist wenigstens ein ‚Gouverneur‘, der weiß, wie man ‚des enfants de bonne maison‘ erziehen muß, und kein einfacher menin, der nur dazu taugt, mit den Kindern spazieren zu gehen.“

„Ich werde gleich morgen mit ihm sprechen,“ sagte Papa.

Und in der Tat, zwei Tage nach diesem Gespräch mußte Karl Iwanowitsch seinen Platz an den jungen geckenhaften Franzosen abtreten.

8

Karl Iwanowitschs Geschichte

Spät am Vorabend des Tages, an dem Karl Iwanowitsch uns für immer verlassen sollte, stand er in seinem wattierten Schlafrock und mit dem roten Käppchen neben dem Bett und packte, über einen Koffer gebeugt, sorgfältig seine Sachen zusammen.

Karl Iwanowitschs Verhalten uns gegenüber war in der letzten Zeit sehr kühl; er schien jeden Verkehr mit uns zu meiden. Auch jetzt, als ich ins Zimmer trat, blickte er mich von unten an und setzte seine Arbeit fort. Ich legte mich auf mein Bett, aber Karl Iwanowitsch, der das früher aufs strengste zu verbieten pflegte, sagte nichts zu mir, und der Gedanke, daß er uns in Zukunft weder schelten noch von etwas zurückhalten werde, daß wir ihn jetzt nichts mehr angingen, brachte mir die bevorstehende Trennung lebhaft zu Bewußtsein. Es machte mich traurig, daß er uns nicht mehr liebte, und ich wollte ihm dieses Gefühl zum Bewußtsein bringen.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe, Karl Iwanowitsch!“ sagte ich, näher an ihn herantretend.

Karl Iwanowitsch blickte mich an und wandte sich wieder ab, aber in dem flüchtigen Blick, den er auf mich warf, las ich nicht Gleichgültigkeit, mit der ich mir sein kühles Verhalten erklärt hatte, sondern aufrichtige, ernste Trauer.

„Gott sieht alles, weiß alles, und nichts geschieht ohne seinen heiligen Willen,“ sagte er, sich aufrichtend und schwer seufzend. — „Ja, Nikolenka,“ fuhr er fort, als er den Ausdruck aufrichtigen Mitleids in meinem Gesicht bemerkte, „es ist mein Schicksal, unglücklich zu sein von meiner frühesten Kindheit an bis zum Grabe. Man hat mir stets das Gute, das ich getan, mit Bösem vergolten, und ich werde meinen Lohn nicht hier, sondern dort (er zeigte auf den Himmel) finden. Wenn Sie meine Geschichte gekannt hätten und alles, was ich im Leben erduldet habe! . . . Ich war Schuhmacher, ich war Soldat, ich war Deserteur, ich war Fabrikant, ich war Lehrer, und jetzt bin ich ein Nichts, und wie der Sohn Gottes habe ich keinen Platz, mein Haupt hinzulegen,“ sagte er, schloß die Augen und ließ sich in seinem Lehnstuhl nieder.

Als ich merkte, daß Karl Iwanowitsch in jener gefühlvollen Stimmung war, in der er, ohne auf seine Zuhörer zu achten, seine innersten Gedanken wie im Selbstgespräch zu verraten pflegte, setzte ich mich schweigend, ohne meine Augen von seinem gutmütigen Gesicht abzuwenden, auf den Rand des Bettes.

„Sie sind kein Kind mehr, Sie können schon etwas begreifen. Ich will Ihnen meine Geschichte und alles, was ich erduldet habe, erzählen. Sie werden sich später des alten Freundes noch erinnern, der euch Kinder so geliebt hat.“

Karl Iwanowitsch stützte den Ellbogen auf das Tischchen, das neben ihm stand, nahm eine Prise, richtete die Augen zum Himmel empor und begann seine Erzählung mit dem besonderen, gleichmäßigen Kehnton, mit dem er uns zu diktieren pflegte.

„Das Unglück verfolgte mich schon im Schoße meiner Mutter!“ sagte er in gebrochenem Russisch und wiederholte das noch einmal deutsch.

Da Karl Iwanowitsch mir seine Geschichte mehrmals, und zwar stets in der gleichen Reihenfolge, in denselben Ausdrücken und stets mit gleicher Betonung erzählte, hoffe ich, sie hier wörtlich wiedergeben zu können; ich unterdrücke natürlich die sprachlichen Unrichtigkeiten, die ihm mitunter liefen. War es wirklich seine Geschichte oder ein Phantasieprodukt, das sich während seines einsamen Lebens in unserem Hause bei ihm herausgebildet hatte, und an das er nun infolge der ständigen Wiederholung selbst glaubte, oder schmückte er nur die wirklichen Ereignisse seines Lebens mit phantastischen Begebenheiten aus? Ich kann das heute noch nicht entscheiden. Einerseits brachte er seine Erzählung mit zu lebhaftem Gefühl und methodischer Folgerichtigkeit vor, was ja das Hauptmerkmal der Wahrscheinlichkeit ist, als daß man ihm nicht hätte glauben sollen; andererseits enthielt die Geschichte zu viel poetische Schönheiten, was gerade Zweifel erregen mußte.

„In meinen Adern fließt das edle Blut der Grafen von Sommerblatt! (Er wiederholte diesen Satz deutsch.) Ich kam sechs Wochen nach der Hochzeit zur Welt. Der Mann meiner Mutter (ich nannte ihn Papa), war Pächter beim Grafen Sommerblatt. Er konnte die Schande meiner Mutter nicht vergessen und liebte sie nicht. Ich hatte noch einen kleinen Bruder, Johann, und zwei Schwestern; aber ich war ein Fremder in meiner eigenen Familie! Wenn Johann Dummheiten machte, sagte Papa: ‚Dieser Taugenichts Karl läßt mir keine Minute lang Ruhe!‘, und ich wurde gescholten und be-

strafft. Wenn die Schwestern miteinander zankten, sagte Papa: ‚Karl wird nie ein gehorsamer Junge werden!‘, und ich wurde abermals gescholten und bestraft. Nur meine gute Mutter liebte mich und war zärtlich zu mir. Oft sagte sie zu mir: ‚Karl, komm hierher, in mein Zimmer!‘ und küßte mich dann heimlich. ‚Armer, armer Karl!‘ sagte sie. ‚Niemand liebt dich, aber ich möchte dich um nichts in der Welt hergeben. Nur um eines bittet dich dein Mütterchen,‘ sagte sie zu mir, ‚lerne gut und bleibe stets ein ehrlicher Mensch, dann wird dich Gott nicht verlassen. Trachte nur, ein ehrlicher Deutscher zu werden‘ sagte sie, ‚und der liebe Gott wird dich nicht verlassen!‘ (Das sagte er auf deutsch.) Und ich gab mir Mühe. Als ich vierzehn Jahre alt wurde und zur Beichte gehen durfte, sagte meine Mutter zu Papa: ‚Karl ist jetzt ein großer Junge geworden, Gustav, was wollen wir mit ihm anfangen?‘ Und Papa sagte: ‚Das weiß ich nicht.‘ Dann sagte Mama: ‚Nun wir ihn zu Herrn Schulz in die Stadt, mag er Schuhmacher werden!‘ Und mein Vater sagte: ‚Gut!‘ Sechs Jahre und sieben Monate lebte ich in der Stadt bei dem Schuhmachermeister, und der Meister liebte mich. Er pflegte zu sagen: ‚Karl ist ein guter Arbeiter, bald wird er mein Gefelle sein.‘ Aber... der Mensch denkt und Gott lenkt. Im Jahre 1796 fand eine Konskription statt, und alle jungen Männer zwischen achtzehn und einundzwanzig Jahren, die tauglich zum Soldatendienst waren, mußten sich in der Stadt einfinden.

Papa und Bruder Johann kamen in die Stadt, und wir gingen zusammen, das Los zu ziehen, wer Soldat werden solle und wer nicht. Johann zog eine schlechte Nummer, er mußte Soldat werden; ich zog eine gute Nummer und brauchte nicht Soldat zu sein. Und Papa sagte: ‚Ich hatte einen einzigen Sohn, und von diesem muß ich mich trennen!‘

Ich faßte seine Hand und sagte: ‚Warum sprechen Sie so, Papa? Kommen Sie mit, ich will Ihnen etwas sagen.‘ Und Papa kam mit. Wir setzten uns in einer Kneipe an einem kleinen Tisch nieder: ‚Bringen Sie uns zwei Bierkrüge,‘ sagte ich. Wir tranken ein Glas Bier, und Bruder Johann trank auch mit.

‚Vater‘, sagte ich, ‚sagen Sie nicht, Sie hätten einen einzigen Sohn, von dem Sie sich trennen müssen. Mein Herz will zerspringen, wenn ich so etwas höre. Bruder Johann soll nicht dienen, ich will Soldat werden. . . Niemand braucht Karl, und Karl wird Soldat.‘

‚Du bist ein braver Mensch, Karl Iwanowitsch!‘ sagte mir mein Vater und küßte mich. ‚Du bist ein braver Bursche!‘

Und ich wurde Soldat.“

9

Fortsetzung des vorhergehenden Kapitels

„Es war damals eine schreckliche Zeit, Nikolenta,“ fuhr Karl Iwanowitsch fort, „es war die Zeit Napoleons. Er wollte Deutschland erobern, und wir verteidigten unser Vaterland bis auf den letzten Tropfen Blut!

Ich war bei Ulm, ich war bei Austerlitz, ich war bei Wagram!“

„Haben Sie denn wirklich auch Krieg geführt?“ fragte ich, ihn verwundert betrachtend. „Haben Sie auch Menschen getötet?“

Karl Iwanowitsch beruhigte mich sofort über diesen Punkt.

„Einmal war ein französischer Grenadier hinter seinen Leuten zurückgeblieben und auf der Straße hingefallen. Ich kam mit meinem Gewehr gelaufen und wollte ihn erstechen, aber der Franzose warf sein Gewehr weg und rief: ‚Pardon!‘ Da ließ ich ihn laufen.

Bei Wagram hatte uns Napoleon auf eine Insel zurückgedrängt und so umzingelt, daß es keine Rettung mehr gab. Drei Tage lang waren wir ohne Proviant und standen bis zu den Knien im Wasser. Und der Bösewicht Napoleon wollte uns nicht gefangennehmen und auch nicht freilassen!

Am vierten Tage wurden wir, Gott sei Dank, gefangen genommen und in die Festung abgeführt. Ich hatte eine blaue Hose an, eine Uniform aus gutem Tuch, fünfzehn Taler Geld und eine silberne Uhr, ein Geschenk meines Papas. Der französische Soldat

nahm mir alles weg. Zu meinem Glück hatte ich noch drei Goldstücke, die mein Mütterchen mir in das Wams eingenäht hatte. Diese hatte niemand gefunden!

Ich wollte nicht lange in der Festung bleiben und beschloß zu fliehen. Einmal, an einem hohen Festtage, sagte ich zu dem Sergeanten, der die Aufsicht über uns hatte: ‚Herr Sergeant, heute ist ein hoher Festtag, und ich will ihn feiern. Seien sie so gut, bringen Sie zwei Flaschen Madeira, wir wollen sie zusammen austrinken.‘ Und der Sergeant sagte: ‚Gut.‘ Als er dann den Wein brachte und wir ein Gläschen getrunken hatten, faßte ich ihn an der Hand und sagte: ‚Herr Sergeant, vielleicht haben Sie auch Vater und Mutter!‘ Er sagte: ‚Ja, Herr Mauer!‘ ‚Mein Vater und meine Mutter haben mich acht Jahre nicht mehr gesehen,‘ sagte ich, ‚und sie wissen nicht, ob ich lebe oder ob meine Knochen nicht schon längst in der feuchten Erde ruhen. Oh, Herr Sergeant, ich habe in meinem Wams zwei Goldstücke; nehmen Sie diese und lassen Sie mich laufen. Seien Sie mein Wohltäter, mein Mütterchen wird für Sie ihr ganzes Leben lang zum allmächtigen Gott beten.‘

Der Sergeant trank ein Gläschen Madeira und sagte: ‚Herr Mauer, ich liebe und bedauere Sie, aber Sie sind Gefangener und ich bin Soldat!‘ Ich drückte ihm die Hand und sagte: ‚Herr Sergeant!‘

Und der Sergeant sagte: ‚Sie sind ein armer Mann, und ich will Ihr Geld nicht haben, aber ich werde Ihnen helfen. Wenn ich schlafen gehe, kaufen Sie einen Eimer Schnaps für die Soldaten, dann werden sie schlafen. Ich werde auf Sie nicht achtgeben.‘

Er war ein guter Mann. Ich kaufte einen Eimer Schnaps, und als die Soldaten betrunken waren, zog ich die Stiefel und den alten Mantel an und ging leise aus der Türe hinaus. Ich kam auf den Wall und wollte von dort abspringen, doch da unten war Wasser, ich wollte meine letzten Kleidungsstücke nicht ruinieren und ging daher zum Tor.

Die Wache schritt mit geschultertem Gewehr auf und ab und erblickte mich. ‚Qui vive?‘ sagte der Soldat auf einmal, und ich

schwieg. ‚Qui vive?‘ sagte er zum zweitenmal, und ich schwieg. ‚Qui vive?‘ sagte er zum drittenmal, und ich begann zu laufen. Ich sprang ins Wasser, kletterte auf die andere Seite und machte mich aus dem Staube.

Die ganze Nacht lief ich die Straße entlang, aber als es dämerte, fürchtete ich, man könne mich erkennen, und verbarg mich in einem hohen Kornfelde. Dort kniete ich nieder, faltete meine Hände, ich dankte dem allmächtigen Gott für seine Barmherzigkeit und mit beruhigtem Gefühl schlief ich ein.“

Abends erwachte ich und ging weiter. Plötzlich holte mich ein großer deutscher Lastwagen mit zwei Rappen ein. In dem Wagen saß ein gutgekleideter Mann, rauchte seine Pfeife und sah mich an. Ich ging langsam, um den Wagen vorbeizulassen; doch wenn ich langsam ging, dann fuhr auch der Wagen langsam, und der Mann sah mich unverwandt an; ging ich schneller, dann fuhr auch der Wagen schneller, und der Mann sah mich immerfort an. Ich setzte mich an den Rand des Weges; der Wagen hielt und der Mann sah mich an. ‚Junger Mann,‘ sagte er, ‚wohin gehen Sie noch so spät?‘ Ich sagte: ‚Ich gehe nach Frankfurt!‘ ‚Steigen Sie in meinen Wagen! Es ist Platz für Sie da, ich werde Sie hinfahren. Warum haben Sie kein Gepäck mit? Warum ist Ihr Bart nicht rasiert? Warum ist Ihr Kleid so beschmutzt?‘ fragte er mich, als ich neben ihm saß. ‚Ich bin ein armer Mann,‘ sagte ich, ‚ich will mich bei irgendeiner Fabrik verdingen; mein Anzug ist schmutzig, weil ich unterwegs hingefallen bin.‘ ‚Sie sagen nicht die Wahrheit, junger Mann,‘ sagte er, ‚die Straße ist ganz trocken.‘

Ich schwieg aber.

‚Sagen Sie mir die ganze Wahrheit,‘ sagte der gute Mann zu mir. ‚Wer sind Sie, und woher kommen Sie? Ihr Gesicht gefällt mir, und wenn Sie ein anständiger Mann sind, will ich Ihnen helfen.‘

Und ich erzählte ihm alles. Er sagte: ‚Gut, junger Mann. Kommen Sie mit in meine Seilfabrik. Ich werde Ihnen Arbeit geben, Kleidung und Geld, und Sie werden bei mir wohnen.‘

Ich sagte: ‚Gut‘.

Wir kamen in die Seilfabrik, und der gute Mann sagte zu seiner Frau: ‚Hier ist ein junger Mann, der für sein Vaterland gekämpft hat und aus der Gefangenschaft entflohen ist; er hat kein Haus, keine Kleidung, kein Brot. Er wird bei mir wohnen. Gib ihm saubere Wäsche und etwas zum Essen.‘

Ich lebte anderthalb Jahre in der Seilfabrik, und mein Wohltäter gewann mich so lieb, daß er mich nicht mehr fortlassen wollte. Es ging mir auch sehr gut. Ich war damals ein schöner Mann. Ich war jung, groß gewachsen, hatte blaue Augen, eine römische Nase . . . und madame L. . . (ich will ihren Namen nicht nennen), die Frau meines Wohltäters, war eine junge, hübsche Dame, und sie hatte mich in ihr Herz geschlossen.

Einmal sah sie mich an und sagte: ‚Herr Mauer, wie nannte Ihre Mutter Sie?‘ Ich sagte: ‚Karlchen!‘

Da sagte sie: ‚Karlchen, setzen Sie sich zu mir.‘

Ich setzte mich neben sie, und sie sagte: ‚Karlchen, geben Sie mir einen Kuß!‘

Ich gab ihr einen Kuß und sie sagte: ‚Karlchen, ich liebe Sie so, daß ich es nicht mehr ertragen kann,‘ und sie begann zu zittern.“

Hier machte Karl Iwanowitsch eine lange Pause; er verdrehte seine blauen Augen, schüttelte leise den Kopf und lächelte, wie man unter dem Eindruck angenehmer Erinnerungen zu lächeln pflegt.

„Ja,“ begann er wieder, sich im Lehnstuhl zurechtsetzend und den Schlafrock übereinanderschlagend; „ich habe in meinem Leben viel Gutes und viel Böses erfahren; aber der da ist mein Zeuge,“ sagte er, indem er auf ein auf Kanevas gesticktes Bild des Erlösers, das über seinem Bett hing, zeigte; „niemand wird behaupten können, daß Karl Iwanowitsch kein ehrlicher Mann ist. Ich wollte das Gute, das mir Herr L. erwiesen hatte, nicht mit schwarzer Undankbarkeit belohnen, und ich beschloß zu fliehen. Abends, als alle schon schliefen, schrieb ich einen Brief an ihn, legte ihn auf den Tisch in seinem Zimmer, nahm meine Kleider, drei Taler und schlich auf die Straße. Niemand hatte mich gesehen, und ich ging meiner Wege.“

Fortsetzung

Neun Jahre hatte ich mein Mütterchen nicht gesehen, und ich „wusste nicht, ob sie noch lebte oder ob ihre Gebeine schon in der feuchten Erde ruhten. Ich begab mich in meine Heimat. Als ich in die Stadt kam, fragte ich, wo Gustav Mauer wohne, der Pächter beim Grafen Sommerblatt war. Man sagte mir: ‚Graf Sommerblatt ist tot, und Gustav Mauer wohnt jetzt in der Hauptstraße und hat einen Likörladen.‘ Ich zog meine neue Weste an, den guten Rock, ein Geschenk des Fabrikanten, kämmte sorgfältig mein Haar und ging in den Likörladen meines Paps. Schwester Mariechen saß im Laden und fragte mich, was ich wünsche. Ich sagte: ‚Kann ich ein Glas Likör bekommen?‘ Sie rief: ‚Vater, ein junger Mann wünscht ein Glas Likör.‘ Und Papa sagte: ‚Bring dem jungen Mann ein Glas Likör.‘ Ich nahm Platz an einem Tischchen, zündete meine Pfeife an und blickte Papa, Mariechen und Johann an, der inzwischen auch in den Laden gekommen war. Im Gespräch sagte Papa zu mir: ‚Sie wissen wahrscheinlich, junger Mann, wo jetzt unsere Armee steht.‘ Ich sagte: ‚Ich komme selbst von der Armee; sie steht jetzt bei Wien.‘ — ‚Unser Sohn‘, sagte Papa, ‚war Soldat; er hat uns schon neun Jahre nicht mehr geschrieben, und wir wissen nicht, ob er lebt oder gestorben ist. Meine Frau weint immer um ihn.‘ Ich rauchte meine Pfeife weiter und fragte: ‚Wie hieß Ihr Sohn, und wo hat er gedient? Vielleicht kenne ich ihn...‘ — ‚Er hieß Karl Mauer und hat bei den österreichischen Jägern gedient,‘ sagte mein Vater. ‚Er ist groß von Wuchs und ein schöner Mann, wie Sie,‘ sagte Schwester Mariechen. Ich sagte: ‚Ich kenne Ihren Karl.‘ ‚Amalia!‘ sagte auf einmal mein Vater. ‚Kommen Sie! hier ist ein junger Mann, der unsern Karl kennt.‘ Und mein liebes Mütterchen trat aus der Hintertür. Ich erkannte sie sofort. ‚Sie kennen unseren Karl!‘ sagte sie, sah mich an, wurde blaß und begann zu zittern. ‚Ja, ich kannte ihn,‘ erwiderte ich und wagte nicht, die Augen auf sie zu richten; mein Herz wollte zerspringen. ‚Mein Karl ist am

Leben!" sagte sie. „Gott sei Dank! Wo ist er denn, mein lieber Karl? Ich würde ruhig sterben, wenn ich ihn, meinen geliebten Sohn, noch einmal sehen könnte, aber Gott hat es anders beschlossen.“ Und sie begann zu weinen. „Ich konnte mich nicht mehr halten. ‚Mütterchen!‘ sagte ich: ‚Ich bin Ihr Karl!‘, und sie stürzte mir in die Arme.

Karl Iwanowitsch schloß die Augen, und seine Lippen bebten.

‚Mutter,‘ sagte ich, ‚Ich bin Ihr Sohn, ich bin Ihr Karl!‘ und sie stürzte mir in die Arme,‘ wiederholte er, nachdem er sich ein wenig beruhigt und die schweren Tränen, die über seine Wangen rollten, getrocknet hatte.

„Aber es war Gottes Wille nicht, daß ich meine Tage in der Heimat beschließen sollte. Unglück war mein Schicksal! Das Unglück verfolgte mich überall!... Ich blieb nur drei Monate in meiner Heimat. Eines Sonntags saß ich im Kaffeehaus, bestellte mir ein Glas Bier, rauchte meine Pfeife und unterhielt mich mit meinen Bekannten über Politik, über Kaiser Franz, über Napoleon, über den Krieg, und jeder äußerte seine Meinung. Neben uns saß ein unbekannter Herr in grauem Überrock, trank Kaffee, rauchte sein Pfeifchen und schwieg still. Als der Nachtwächter zehn Uhr verkündete, nahm ich meinen Hut, zahlte und ging nach Hause. Um Mitternacht klopfte jemand an die Tür. Ich wachte auf und fragte: ‚Wer ist da?‘ — ‚Macht auf!‘ Ich rief: ‚Sagt, wer Ihr seid, und ich werde aufmachen!‘ — ‚Macht auf im Namen des Gesetzes!‘ rief man hinter der Tür. Und ich machte auf. Zwei Soldaten mit Gewehren standen vor der Tür, ins Zimmer trat der Unbekannte mit dem grauen Überrock, der neben uns im Kaffee gegessen hatte. Es war ein Spion!... ‚Kommen Sie mit mir!‘ sagte der Spion. ‚Gut!‘ sagte ich. Ich zog die Stiefel und die Hose an, nahm meine Hosenträger und ging im Zimmer umher. In meinem Herzen kochte es. Ich sagte mir: ‚So ein Schuft!‘ Als ich an die Wand kam, an der mein Säbel hing, ergriff ich ihn und sagte: ‚Du bist ein Spion. Verteidige dich!‘

Ich gab ihm einen Hieb rechts, einen Hieb links und einen auf den Kopf. Er stürzte zu Boden. Ich nahm meinen Mantelsack und

Beutel und sprang zum Fenster hinaus. Ich kam nach Ems und lernte dort den General Sfasin kennen. Er gewann mich lieb, verschaffte mir bei dem Gesandten einen Paß und nahm mich mit nach Rußland, um dort seine Kinder zu unterrichten. Als General Sfasin gestorben war, nahm mich Ihr Mütterchen bei sich auf. Sie sagte zu mir: ‚Karl Iwanowitsch, ich vertraue Ihnen meine Kinder an, haben Sie sie lieb, ich werde Sie niemals verlassen und werde für Ihr Alter sorgen.‘ Jetzt ist sie nicht mehr da, und alles ist vergessen. Zur Belohnung für meinen zwanzigjährigen Dienst muß ich jetzt in meinen alten Tagen auf die Straße gehen, um mir mein Stück trockenes Brot zu suchen. Gott sieht es und weiß es, und es ist sein heiliger Wille, aber um euch tut es mir leid, Kinder!‘ schloß Karl Iwanowitsch, indem er mich bei der Hand nahm, zu sich heranzog und mich auf den Kopf küßte.“

Die Eins

Nach Beendigung des Trauerjahres erholte sich Großmutter etwas von dem Schmerz, der sie betroffen hatte, und begann ab und zu wieder Besuche zu empfangen, besonders Kinder, unsere Altersgenossen und -genossinnen.

An Ljubotschkas Geburtstage, am 13. Dezember, kam noch vor dem Mittagessen die Fürstin Kornakowa mit ihren Töchtern zu uns, dazu Frau Walachina mit Ssonjetschka, Iljinka Grap und die beiden jüngeren Brüder Iwin.

Der Lärm der Gespräche, des Gelächters, des Hin- und Herrennens drang schon von unten, wo sich die ganze Gesellschaft versammelte, zu uns herauf; wir durften uns aber nicht zu den anderen gesellen, bevor nicht der Morgenunterricht zu Ende war. Auf dem Stundenplan, der im Unterrichtszimmer hing, hieß es: Lundi, de 2 à 3, maître d’histoire et de géographie, und diesen maître de géographie mußten wir erwarten, anhören und hinausbegleiten, bevor

wir die Freiheit genießen durften. Es war schon zwanzig Minuten nach zwei, und vom Geschichtslehrer war weder etwas zu hören, noch war er auf der Straße zu sehen, die er heraufkommen mußte und die ich hinablickte, in dem stärksten Wunsch, ihn niemals gewahr zu werden.

„Es scheint, Lebedjew kommt heute nicht mehr“, sagte Wolodja, sich für einen Augenblick von dem Smaragdow losreisßend, aus dem er seine Aufgabe lernte.

„Gott gebe es, Gott gebe es . . . denn ich weiß gar nichts . . . aber ich glaube, er kommt jetzt gerade,“ fügte ich traurig hinzu.

Wolodja erhob sich und trat ans Fenster.

„Nein, das ist er nicht, sondern irgend ein Herr,“ sagte er. „Warten wir noch bis halb drei,“ fügte er hinzu, indem er sich reckte und den Kopf kratzte, wie er zu tun pflegte, wenn er sich für einen Augenblick von seiner Arbeit erholte. „Ist er um halb drei nicht da, dann können wir es St. Jérôme melden und die Bücher weglegen.“

„Wozu braucht er auch zu kommen!“ sagte ich, reckte mich und schwang mit beiden Händen das Lehrbuch von Raidanow über meinem Kopf.

Aus Langerweile schlug ich das Buch an der Stelle auf, die uns aufgegeben war, und begann zu lesen. Es war eine große und schwierige Aufgabe; ich konnte sie nicht und sah, daß ich nicht das geringste behalten werde, umso mehr, als ich mich bereits in dem erregten Zustande befand, in dem man unfähig ist, die Gedanken auf irgend einen bestimmten Gegenstand zu richten.

Wegen der vorigen Aufgabe aus der Geschichte, die mir stets als ein sehr langweiliges und schwieriges Fach erschienen war, hatte sich Lebedjew bei St. Jérôme über mich beklagt und mir im Aufgabennefte eine zwei gegeben, was für schlecht galt. St. Jérôme sagte mir damals gleich, daß ich, wenn ich für die nächste Aufgabe weniger als drei erhalte, streng bestraft würde; jetzt stand diese nächste Stunde bevor, und ich muß gestehen, ich hatte große Angst.

Ich war so vertieft in die mir unbekanntere Aufgabe, daß das Geräusch, das das Ausziehen der Galoschen im Vorzimmer machte,

mich völlig überraschte. Kaum hatte ich Zeit, mich umzusehen, da erschien in der Tür das poekennarbige, widerwärtige Gesicht des Lehrers in dem blauen, zugeknöpften Frack mit den goldenen Knöpfen des Gelehrten.

Bedächtig legte der Lehrer seine Mütze auf das Fensterbrett und die Hefte auf den Tisch, schob die Schöße seines Fracks mit beiden Händen auseinander (als wäre das notwendig) und setzte sich pustend auf seinen Platz.

„Nun, meine Herren,“ sagte er, die schweißigen Hände aneinanderreibend, „wollen wir zuerst durchnehmen, was ich in der vorigen Stunde besprochen habe, dann werde ich versuchen, Sie weiter in die Ereignisse des Mittelalters einzuführen.“

Das bedeutete: Sagt eure Aufgaben her!

Während Wolodja seine Aufgabe, da er sie konnte, ungezwungen und sicher hersagte, ging ich ohne jede Ursache auf die Treppe hinaus und blieb, da ich nicht nach unten gehen durfte, auf dem Treppenabsatz stehen, was ganz natürlich ist. Kaum aber wollte ich es mir auf meinem alten Beobachtungsposten bequem machen, als Mimi, die stets die Ursache meines Unglücks war, mich hinter der Türe entdeckte. „Sie hier?“ sagte sie und sah zuerst mich, dann die Türe der Mädchenstube, und dann wieder mich an.

Ich fühlte mich durch und durch schuldig, weil ich nicht im Unterrichtszimmer war, und dann auch, weil ich mich an einem so unpassenden Orte aufhielt; darum schwieg ich, ließ den Kopf sinken, und meine ganze Haltung verriet in rührendster Weise, daß ich tiefe Reue empfand.

„Aber das ist ja unglaublich!“ sagte Mimi. „Was machen Sie denn hier?“ Ich schwieg. — „Das kann ich nicht so durchgehen lassen,“ wiederholte sie mehrmals, mit den Fingerknöcheln an das Treppengeländer klopfend. „Ich werde alles der Gräfin melden.“

Es war schon fünf Minuten vor drei, als ich ins Unterrichtszimmer zurückkehrte. Der Lehrer tat, als bemerke er weder meine Abwesenheit noch meine Anwesenheit und setzte Wolodja die nächste Aufgabe auseinander. Als er damit fertig war, legte er die Hefte

zusammen, und Wolodja ging ins Nebenzimmer, um den Schein zu holen; mir kam der tröstliche Gedanke, daß alles zu Ende sei und daß er mich vergessen habe.

Doch plötzlich wandte sich der Lehrer mit dem halben Lächeln eines Bösewichts mir zu:

„Nun, ich hoffe, Sie haben Ihre Aufgabe gelernt?“ sagte er, sich die Hände reibend.

„Ich habe sie gelernt,“ antwortete ich.

„Erzählen Sie mir gefälligst etwas von dem Kreuzzug Ludwigs des Heiligen,“ sagte er, sich auf dem Stuhle hin und her schaukelnd und seine Füße betrachtend. „Erzählen Sie mir zuerst etwas von den Gründen, die den französischen König veranlaßten, das Kreuz zu nehmen,“ sagte er, indem er die Augenbrauen hochzog und auf das Tintenfaß zeigte. „Dann setzen Sie mir die allgemeinen charakteristischen Merkmale dieses Feldzugs auseinander,“ fügte er hinzu und machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er etwas fangen. „Und endlich schildern Sie mir den Einfluß dieses Feldzuges auf die europäischen Staaten überhaupt,“ sagte er und schlug mit den Händen auf die linke Seite des Tisches; „und auf das französische Königreich im besonderen,“ schloß er, indem er auf die rechte Seite des Tisches schlug und den Kopf nach rechts neigte.

Ich schluckte ein paarmal meinen Speichel hinunter, hüstelte, neigte den Kopf zur Seite und schwieg. Dann nahm ich die Gänsefeder, die auf dem Tisch lag, begann sie zu zerpfücken und schwieg.

„Geben Sie gefälligst die Feder her,“ sagte der Lehrer und streckte die Hand aus, „die kann man noch brauchen. Nun?“

„Lud . . . Ludwig der Heilige war . . . war . . . war . . . ein guter und kluger Zar.“

„Was?“

„Zar. Er wollte nach Jerusalem gehen und übergab die Zügel der Regierung seiner Mutter.“

„Wie hieß diese?“

„B . . . e . . . lanka.“

„Wie? Belanka?“

Ich lächelte schief und verlegen.

„Nun, wissen Sie noch etwas?“ fragte er spöttisch.

Ich hatte nichts mehr zu verlieren; ich hustete und begann dann zu erzählen, was mir gerade in den Sinn kam. Der Lehrer schwieg, wischte mit der Gänsefeder, die er mir weggenommen hatte, den Staub vom Tisch, sah unverwandt an meinem Ohr vorbei und wiederholte: „Sehr, sehr gut.“ Ich fühlte, daß ich nichts wußte, daß ich mich ganz falsch ausdrückte, und litt entsetzlich darunter, daß der Lehrer mich nicht unterbrach und nicht verbesserte.

„Warum wollte er denn nach Jerusalem gehen?“ sagte er, meine Worte wiederholend.

„Darum . . . weil . . . um . . .“

Ich stockte endgültig, brachte kein Wort mehr hervor und fühlte, daß, wenn dieser Bösewicht von Lehrer auch ein ganzes Jahr schwiege und mich fragend ansähe, ich doch keinen einzigen Laut mehr hervorbringen könnte. Der Lehrer sah mich etwa drei Minuten lang an, machte dann ein tief schmerzliches Gesicht und sagte mit gefühlvoller Stimme zu Wolodja, der eben ins Zimmer getreten war:

„Reichen Sie mir das Heft, damit ich Ihnen Noten geben kann.“

Wolodja reichte ihm das Heft und legte den Schein vorsichtig daneben.

Der Lehrer öffnete das Heft, tauchte bedächtig die Feder in das Tintenfaß und trug für Wolodja eine fünf in die Rubrik: Fortschritte im Lernen, und in die Rubrik: ‚Betragen‘ ein. Dann hielt er die Feder über der Rubrik, in die meine Noten eingetragen wurden, blickte mich an, ließ die Tinte abtropfen und versank in Nachdenken.

Plötzlich machte seine Hand eine kaum merkliche Bewegung, und in der Rubrik: Fortschritte im Lernen, stand eine schön geschriebene eins und ein Punkt; noch eine Bewegung — und in der Rubrik: ‚Betragen‘, stand eine andere eins und ein Punkt.

Behutsam machte er dann das Heft mit den Noten zu, erhob sich und ging zur Türe, wobei er so tat, als bemerkte er meinen Blick voller Verzweiflung, Bitten und Vorwürfe nicht.

„Michail Larionowitsch!“ sagte ich.

„Nein!“ antwortete er, erratend, was ich sagen wollte. „So lernt man nicht.“

„Ich will mein Geld nicht umsonst bekommen.“

Der Lehrer zog die Galoschen und den Mantel an und hüllte sich sorgfältig in den Schal. Konntg man sich denn noch jemals mit Eifer einer Beschäftigung widmen, nach allem, was mir passiert war? Für ihn bedeutete es bloß einen Federstrich, für mich aber ein Unglück!

„Ist die Stunde zu Ende?“ fragte St. Jérôme, der ins Zimmer trat.

„Ja.“

„Ist der Lehrer mit euch zufrieden gewesen?“

„Ja“, sagte Wolodja.

„Welche Note habt ihr bekommen?“

„Fünf.“

„Und Nikolas?“

Ich schwieg.

„Ich glaube — vier,“ sagte Wolodja.

Er wußte, daß man mich wenigstens für den heutigen Tag retten müsse. Mochte die Strafe kommen, nur nicht heute, wo wir Besuch hatten.

„Voyons, Messieurs (St. Jérôme hatte die Gewohnheit, zu jedem Wort „voyons“ hinzuzufügen) faites votre toilette, descendons.“

Das Schlüsselchen

Raum waren wir unten angekommen und hatten die Gäste begrüßt, als schon die Aufforderung erging, sich zu Tisch zu begeben. Papa war sehr aufgeräumt (es war zu einer Zeit, als er gerade Glück im Spiel hatte); er hatte Ljubotschka ein kostbares, silbernes Service geschenkt und erinnerte sich beim Mittagessen zu-

fällig daran, daß in seinem Seitenflügel noch eine Bonbonnière lag, die auch für Ljubotschka bestimmt war.

„Statt des Dieners geh du lieber hinüber, Koko“, sagte er zu mir. „Die Schlüssel liegen auf dem großen Tisch in der Muschel, du weißt doch? Nimm sie und öffne mit dem größten Schlüssel die zweite Schublade rechts; dort wirst du die Schachtel und in einem Papier das Konfekt finden, geh und bring alles hierher.“

„Soll ich dir auch Zigarren bringen?“ fragte ich, da er sie mich nach dem Mittagessen stets holen ließ.

„Ja, aber rühre dort nichts an!“ rief er mir nach.

Als ich die Schlüssel an der bezeichneten Stelle gefunden hatte, wollte ich schon die Schublade aufschließen, doch plötzlich packte mich das Verlangen zu erfahren, zu welchem Schloß das winzige Schlüsselchen paßte, das an dem Bunde hing.

Auf dem Tische lag zwischen tausend verschiedenen Gegenständen eine gestickte Mappe mit einem kleinen Hängeschloß daran; ich wollte ausprobieren, ob das Schlüsselchen dazu passe. Mein Versuch wurde von vollem Erfolg gekrönt; die Mappe öffnete sich, und ich fand darin einen Haufen Papiere. Die Neugier trieb mich mit solcher Macht dazu, nachzusehen, was das für Papiere seien, daß ich keine Zeit mehr fand, auf die Stimme des Gewissens zu hören, und den Inhalt der Mappe zu untersuchen begann...

Das Gefühl unbedingter Achtung vor allen Erwachsenen und besonders vor Papa war so stark in mir, daß mein Verstand sich unbewußt dagegen sträubte, irgendwelche Schlüsse aus dem zu ziehen, was ich sah. Ich hatte nur das bestimmte Gefühl, daß Papa in einer ganz besonderen, schönen, unerreichbaren und mir unverständlichen Sphäre leben müsse, und daß ein Versuch, in die Geheimnisse seines Lebens einzudringen, etwas wie Gotteslästerung wäre.

Daher hinterließen die Entdeckungen, die ich fast zufällig in Papas Mappe machte, keine klare Vorstellung in mir, ich hatte nur das dunkle Bewußtsein, daß ich schlecht gehandelt habe. Ich fühlte mich beschämt und verlegen.

Unter dem Einfluß dieses Gefühls wollte ich die Mappe so schnell wie möglich schließen, doch offensichtlich war ich an diesem denkwürdigen Tage dazu verdammt, alle möglichen Unglücksfälle zu erleben. Als ich das Schlüsselchen ins Schlüsselloch gesteckt hatte, drehte ich es nach der falschen Richtung um; in der Meinung, daß ich das Schloß zugeschlossen hätte, nahm ich den Schlüssel heraus und hielt zu meinem Entsetzen bloß den Griff des Schlüssels in der Hand. Vergebens bemühte ich mich, den Griff gegen das im Schloß steckengebliebene Stück zu drücken, damit es sich wieder mit diesem verbinde und das Stück durch irgendeinen Zauber herauszuziehen; ich mußte mich mit dem schrecklichen Gedanken abfinden, daß ich ein neues Verbrechen begangen hatte, das heute noch bei Papas Rückkehr in sein Arbeitszimmer an den Tag kommen würde.

Mimis Beschwerde, eine Eins und das Schlüsselchen! Großmutter — wegen Mimis Beschwerde, Jérôme wegen der Eins, Papa wegen des Schlüsselchens, — alle werden sie heute abend über mich herfallen.

„Was soll aus mir werden? Ach, was habe ich angerichtet!“ sagte ich laut, auf dem dicken Teppich, der im Arbeitszimmer lag, auf und abgehend. „Na!“ sagte ich mir und holte die Bonbonnière und die Zigarren hervor. „Was kommen muß, wird kommen!..“ Ich lief ins Haus zurück.

Dieser fatalistische Ausspruch, den ich in meiner Kindheit von Nikolaj gehört hatte, übte auf mich in allen schwierigen Minuten einen wohlthätigen und vorübergehend auch beruhigenden Einfluß aus. Als ich den Saal betrat, war ich in einer etwas erregten und unnatürlichen, doch äußerst heiteren seelischen Verfassung.

Die Treulose

Nach dem Mittagessen begannen die petits jeux, und ich betheiligte mich lebhaft an ihnen. Als wir Katze und Maus spielten, lief ich so ungeschickt an die mit uns zusammen spielende Gouvernante

der Kornakows heran, daß ich ihr unversehens aufs Kleid trat; es zerriß. Ich merkte, daß es den Mädchen, und ganz besonders Ssonjetschka großes Vergnügen machte, zu sehen, wie die Gouvernante mit aufgeregter Miene ins Mädchenzimmer ging, um ihr Kleid zu flicken. Ich beschloß daher, ihnen dies Vergnügen noch einmal zu bereiten. Im Verfolg dieser liebenswürdigen Absicht begann ich, sobald die Gouvernante wiederkam, um sie herumzugaloppieren, und setzte meine Bemühungen solange fort, bis ich eine bequeme Gelegenheit fand, mit dem Stiefelabsatz an ihrem Kleide hängen zu bleiben und es zu zerreißen. Ssonjetschka und die Fürstinnen konnten sich kaum das Lachen verbeißen, was meiner Eigenliebe sehr schmeichelte; aber St. Jérôme, der meine Streiche bemerkt haben mußte, runzelte die Stirn (was ich nicht ausstehen konnte) und sagte, meine Lustigkeit werde ein schlechtes Ende nehmen, und wenn ich mich nicht etwas anständiger benehme, werde er schon dafür sorgen, daß ich mein Tun bereue.

Ich befand mich aber in der erregten Stimmung eines Menschen, der beim Spiel mehr verloren hat, als in seiner Tasche ist, der sich vor der Abrechnung fürchtet und ohne Hoffnung auf Wiedergewinn auf verzweifelt schlechte Karten setzt, um sich ja nicht Zeit zu lassen, zur Besinnung zu kommen. Ich lächelte frech und wandte mich von ihm ab.

Nachdem wir Katze und Maus gespielt hatten, schlug jemand ein Spiel vor, das bei uns, wie ich glaube, „Lange Nase“ hieß. Das Spiel bestand darin, daß man zwei Reihen Stühle einander gegenüberstellte und die Damen und Herren sich in zwei Parteien teilten und jeder von der einen Partei abwechselnd einen von der andern wählen mußte.

Die jüngste Fürstin wählte jedesmal den jüngsten Iwin, Katsjenka wählte Wolodja oder Iljinka, Ssonjetschka wählte jedesmal Sserjoscha und war zu meinem Erstaunen gar nicht verlegen, wenn Sserjoscha geradeswegs auf sie zuging und sich ihr gegenüber setzte. Sie lachte mit ihrer klangvollen Stimme und nickte ihm zu zum Zeichen, daß er richtig geraten habe. Mich aber wählte niemand.

Meine Eigenliebe litt sehr, denn ich sah, daß ich überflüssig, überzählig war, und daß bei mir jedesmal gesagt werden mußte: „Wer ist noch übrig?“ — „Ach, Nikolentka! Nimm du ihn doch!“ Wenn an mich die Reihe kam, ging ich darum stets an meine Schwester oder an eine der häßlichen Fürstinnen heran und irrte mich leider niemals. Ssonjetschka aber schien mit Sserjoscha Iwin so beschäftigt, daß ich gar nicht für sie existierte. Ich weiß nicht, warum ich sie in Gedanken als treulos bezeichnete, denn sie hatte mir niemals das Versprechen gegeben, mich und nicht Sserjoscha zu wählen; doch war ich fest davon überzeugt, daß sie sehr gemein gegen mich handelte.

Nach dem Spiel merkte ich, daß die Treulose, die ich verachtete, von der ich aber die Augen nicht abwandte, mit Sserjoscha und Katjenka in eine Ecke ging, und daß sie geheimnisvoll miteinander sprachen. Ich schlich mich hinter das Klavier, um ihr Geheimnis zu erforschen und sah folgendes: Katjenka hielt ihr Batisttaschentuch an zwei Enden wie eine Schutzwand in die Höhe, um Sserjoschas und Ssonjetschkas Köpfe zu verdecken. „Nein, Sie haben verloren, jetzt müssen Sie zahlen!“ sagte Sserjoscha. Ssonjetschka stand mit herabhängenden Armen wie schuldbewußt vor ihm und sagte errötend: „Nein, ich habe nicht verloren, nicht wahr, mille Catherine?“ „Ich liebe die Wahrheit,“ sagte Katjenka. „Sie haben die Wette verloren, ma chère!“

Kaum hatte Katja diese Worte gesprochen, als Sserjoscha sich vorbeugte und Ssonjetschka küßte. Er küßte sie direkt auf die rosiggen Lippen. Und Ssonjetschka lachte, als sei nichts dabei, als sei das sehr lustig. Entsetzlich!!! o diese verschlagene Treulosigkeit!

Verblendung

Ich verachtete plötzlich das ganze weibliche Geschlecht im allgemeinen und Ssonjetschka im besonderen; ich redete mir ein, daß diese Spiele gar nicht lustig seien, daß sie sich nur für Mädchen

zielten; mich überkam eine unwiderstehliche Lust, Tollheiten zu treiben und alle durch einen besonders kühnen Streich in Erstaunen zu setzen. Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten.

Nachdem St. Jérôme ein paar Worte mit Mimi gewechselt hatte, ging er aus dem Zimmer; ich hörte das Geräusch seiner Schritte zuerst auf der Treppe und dann in der Richtung unseres Unterrichtszimmers. Ich kam auf den Gedanken, daß Mimi ihm gesagt hätte, wo sie mich während des Unterrichts getroffen hätte, und daß er hinaufging, um sich das Heft mit den Noten anzusehen. Ich vermutete, daß St. Jérôme damals kein anderes Lebensziel hatte, als das, mich zu bestrafen. Irgendwo habe ich gelesen, daß Kinder im Übergangsalter von 12 bis 14 Jahren besonders zu Brandstiftungen und Mordtaten neigen. Wenn ich mir mein Knabenalter ins Gedächtnis zurückrufe und besonders meine seelische Verfassung an diesem für mich so unglücklichen Tage, verstehe ich vollkommen, wie dieses schrecklichste Verbrechen für mich im Bereich der Möglichkeit lag, ein Verbrechen, das ganz zwecklos gewesen wäre und das ich hätte begehen können, ohne den Wunsch, jemand zu schaden, einfach ohne Grund — aus Neugier und unbewußtem Tatendrang.

Es gibt Augenblicke, da die Zukunft dem Menschen in so düsterem Lichte erscheint, daß er Angst hat, seinen geistigen Blick auf sie zu richten, jede bewußte Tätigkeit des Gehirns einstellt und sich davon zu überzeugen sucht, daß es keine Zukunft geben werde und daß es niemals eine Vergangenheit gab. In solchen Augenblicken, wenn die Willensäußerungen nicht im voraus vom Gedanken geprüft werden und nur noch die Instinkte der Sinne die einzigen Triebfedern des Lebens sind — ich kann begreifen, daß in solchen Augenblicken ein Kind, das zu derartigen Zuständen neigt, aus Unerfahrenheit, ohne Zögern und ohne Furcht, mit neugierigem Lächeln Feuer an das eigene Haus legt, in dem seine Brüder, sein Vater, seine Mutter, kurz alle, die es liebt, schlafen. Unter dem Einfluß einer solchen zeitweiligen Geistesabwesenheit, eines Zustandes, der beinahe an Zerstretheit grenzt, wird ein siebzehnjähriger Bauernbursche,

der neben der Bank steht, auf der sein greiser Vater schläft, und das eben geschliffene Beil betrachtet, dieses ergreifen, damit zuschlagen und mit dumpfer Neugier beobachten, wie das Blut aus dem zerschnittenen Halse unter die Bank fließt; unter dem Einfluß derselben Geistesabwesenheit und triebhaften Neugier findet der Mensch Vergnügen daran, am Rande eines Abgrundes zu stehen und zu denken: Wie, wenn ich mich hinunterstürze? Oder eine geladene Pistole an die Stirn zu drücken und denken: Wie, wenn ich den Hahn abdrücke? Oder irgendeine hochgestellte Persönlichkeit betrachten, der alle Anwesenden mit unterwürfiger Achtung begegnen und denken: Wie, wenn ich an ihn herantrete, ihn an der Nase fasse und sage: „Nun, mein Lieber, wollen wir nicht gehen?“

Unter dem Einfluß einer solchen inneren Aufregung und Geistesabwesenheit stand ich, als ich St. Jérôme, der von oben herunterkam und zu mir sagte, ich dürfe nicht mehr unten bleiben, da ich schlecht gelernt und mich schlecht benommen hätte und daß ich nach oben gehen sollte, die Zunge zeigte und erwiderte, ich hätte keine Lust, von hier wegzugehen.

Im ersten Augenblick konnte St. Jérôme vor Erstaunen und vor Wut kein Wort hervorbringen.

„C'est bien,“ sagte er, hinter mir herkommend. „Ich habe Ihnen schon einige Male die Strafe in Aussicht gestellt, vor der Ihre Großmutter Sie bewahren wollte; jetzt aber sehe ich, daß man Sie nur durch Prügel zum Gehorsam bringen kann; heute haben Sie sie gründlich verdient.“

Er sagte das so laut, daß alle Anwesenden seine Worte hören mußten. Mein Blut strömte mit ungewöhnlicher Heftigkeit zum Herzen; ich fühlte, wie dieses laut schlug, wie jede Farbe aus meinem Gesichte wich, und wie meine Lippen unwillkürlich zu zittern begannen. Ich muß in diesem Augenblick furchtbar ausgesehen haben, denn St. Jérôme wich meinem Blicke aus, als er an mich herantrat und mich bei der Hand faßte; aber kaum fühlte ich die Berührung, als ich die Besinnung verlor, außer mir vor Wut meine Hand losriß und ihm mit meiner ganzen kindlichen Kraft einen Schlag versetzte.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte Wolodja, der voll Erstaunen und Entsetzen an mich herantrat und sah, was ich getan hatte.

„Laß mich,“ schrie ich ihn unter Tränen an. „Ihr alle liebt mich nicht, ihr versteht nicht, wie unglücklich ich bin. Ihr alle seid widerlich, ekelhaft!“ schrie ich ganz außer mir, indem ich mich an die ganze Gesellschaft wandte.

Aber in diesem Augenblick trat Jérôme mit entschlossenem und blassem Gesicht wieder an mich heran, und bevor ich mich noch verteidigen konnte, hielt er meine beiden Hände wie mit Klammern fest und zog mich irgend wohin. Mir schwindelte vor Aufregung; ich weiß nur, daß ich mit Kopf und Knien um mich schlug, solange ich die Kraft dazu hatte; ich erinnere mich, daß meine Nase mehrere Male auf einen Schenkel stieß, daß mir der Zipfel eines Rockes in den Mund geriet; ich hörte das Stampfen irgendwelcher Beine und atmete Staub und den Geruch des Parfüms „Violette“, des Parfüms von St. Jérôme, ein.

Fünf Minuten später schlug die Tür des Verschlages hinter mir zu.

„Wassilij!“ rief St. Jérômes widerwärtige triumphierende Stimme: „Bring die Rute!“

15

Phantasien

Hätte ich mir damals vorstellen können, daß ich nach all dem Unglück, das mich getroffen hatte, am Leben bleiben, und daß eine Zeit kommen werde, wo ich ganz ruhig an all das zurückdenken könne? ...

Wenn ich mir alles vergegenwärtigte, was ich angerichtet hatte, konnte ich mir gar nicht vorstellen, was mit mir geschehen werde, fühlte aber dumpf, daß ich unrettbar verloren war.

Anfangs herrschte unten und um mich herum vollständige Stille; wenigstens schien es mir infolge meiner starken inneren Aufregung

so; doch allmählich begann ich einzelne Geräusche zu unterscheiden. Wassilij kam von unten herauf und warf irgend einen Gegenstand auf das Fensterbrett, vielleicht einen Besen, gähnte und legte sich auf die Bank. Von unten drang Anton Iwanowitschs laute Stimme herauf (vielleicht sprach er von mir), dann hörte ich ein Lachen, ein Hin- und Herrennen, und einige Minuten später herrschte im Hause das gewohnte Treiben, als ob niemand wüßte und daran dächte, daß ich eingesperrt im Verschlage saß.

Ich weinte nicht, aber mir lag etwas wie ein Stein auf dem Herzen. Gedanken und Vorstellungen jagten einander in meiner aufgeregten Phantasie; doch die Erinnerungen an all das Unglück, das ich gehabt hatte, unterbrach die verworrene Kette, und ich geriet von neuem in das endlose Labyrinth der Ungewißheit über das mir bevorstehende Schicksal, das Labyrinth der Verzweiflung und der Angst.

Bald kam mir der Gedanke, daß es irgendeinen mir unbekanntem Grund dafür geben müsse, daß alle mich nicht mochten, daß sie mich sogar haßten. (Damals war ich fest davon überzeugt, daß alle, von der Großmutter bis zum Kutscher Philipp hinab, mich haßten und an meinem Leiden Genuß fänden.) Sicher war ich gar nicht der Sohn meiner Mutter und meines Vaters und auch nicht Wolodjas Bruder, sondern ein unglückliches Waisenkind, ein Findelkind, das man aus Mitleid aufgenommen hatte; so sagte ich zu mir, und dieser unsinnige Gedanke diente mir nicht bloß als trauriger Trost, sondern schien mir äußerst wahrscheinlich. Für mich war der Gedanke trostreich, daß ich nicht aus eigener Schuld unglücklich war, daß vielmehr das Schicksal es von meiner Geburt an so wollte, und daß mein Geschick dem Karl Iwanowitschs gleich.

„Wozu aber dieses Geheimnis noch länger verbergen, wenn ich es doch schon durchschaut habe?“ sagte ich zu mir. „Morgen gehe ich zu Papa und sage zu ihm: „Papa, du verbirgst umsonst das Geheimnis meiner Geburt vor mir; ich kenne es.“ Und er wird mir antworten: „Was ist da zu machen, mein Freund! Du hättest es doch früher oder später erfahren. Ja, du bist mein Sohn nicht, aber ich

habe dich an Sohnes Statt angenommen, und wenn du dich meiner Liebe würdig zeigst, werde ich dich niemals verlassen." Und ich werde zu ihm sagen: „Papa, ich habe zwar kein Recht, dich mit diesem Namen anzusprechen, doch ich tue es jetzt zum letztenmal; ich habe dich stets geliebt und werde dich stets lieben; niemals werde ich vergessen, daß du mein Wohltäter gewesen bist, doch kann ich nicht länger in deinem Hause bleiben. Niemand liebt mich hier, und St. Jérôme hat mir den Untergang geschworen. Er oder ich muß dein Haus verlassen, denn ich kann für mich nicht einstehen; ich hasse diesen Menschen derart, daß ich zu allem fähig bin. Ich werde ihn töten." Papa wird anfangen, mich zu bitten, doch ich werde, ihn mit der Hand abwehrend, sagen: „Nein, mein Freund, mein Wohltäter, wir können nicht mehr zusammen leben, laß mich gehen." Und ich werde ihn umarmen und (ich weiß nicht warum) in französischer Sprache zu ihm sagen: „Oh, mon père, oh, mon bienfaiteur, donne-moi pour la dernière fois ta bénédiction et que la volonté de Dieu soit faite!" Auf einem Kasten im dunklen Verschlage sitzend, begann ich bei diesem Gedanken laut zu weinen. Plötzlich erinnerte ich mich wieder der schmachvollen Strafe, die mich erwartete, die Gegenwart erschien mir in ihrem wahren Lichte, und im Nu waren meine Träume zerflattert.

Bald aber sah ich mich frei und nicht mehr zu Hause. Ich werde Husar und ziehe in den Krieg. Von allen Seiten stürmen die Feinde auf mich ein; ich schwinde den Säbel, töte den einen, schwinde wieder den Säbel, töte den zweiten, den dritten. Endlich falle ich auf die Erde, erschöpft von Wunden und Müdigkeit, und schreie: „Sieg!" Der General kommt angeritten und fragt: „Wo ist er, unser Retter?" Man zeigt auf mich, er fällt mir um den Hals und ruft unter freudigen Tränen: „Sieg!" Ich werde wieder gesund und gehe auf dem Twerstoj Boulevard spazieren; mein Arm steckt noch in einer schwarzen Binde. Ich bin General. Der Kaiser begegnet mir und fragt: „Wer ist dieser verwundete junge Mann?" Man sagt ihm, das ist der bekannte junge Held Nikolaj. Der Kaiser tritt an mich heran und sagt: „Ich danke dir. Für dich will ich alles

tun, was du auch verlangst." Ich verneige mich ehrerbietig, stütze mich auf den Säbel und sage: „Ich bin glücklich, großer Kaiser, daß ich mein Blut für mein Vaterland vergießen durfte, und ich wäre gerne dafür gestorben. Wenn du aber so gnädig bist, mir einen Wunsch zu gewähren, so bitte ich dich um eines: Erlaube mir, meinen Feind, den Ausländer St. Jérôme, zu vernichten. Ich möchte meinen Feind St. Jérôme vernichten." Drohend trete ich vor St. Jérôme hin und sage zu ihm: „Du hast mein Unglück verschuldet, à genoux!" Plötzlich aber kommt mir der Gedanke, daß der wahre St. Jérôme jeden Augenblick mit der Rute eintreten kann, und ich sehe mich nicht mehr als General, der sein Vaterland rettet, sondern wieder als das erbärmliche klägliche Geschöpf.

Bald wiederum kommt mir der Gedanke an Gott, und ich frage ihn frech, weshalb er mich denn bestrafe. „Ich glaube, ich habe doch nicht vergessen, abends und morgens zu beten, wofür also leide ich?" Ich kann mit Bestimmtheit sagen, daß ich damals den ersten Schritt in der Richtung der religiösen Zweifel tat, wie sie mich in meinem späteren Knabenalter beunruhigten; nicht weil mich das Unglück zu Auflehnung und Unglauben verleitete, sondern weil der Gedanke an die Ungerechtigkeit der Vorsehung, der mir in einer Zeit völliger seelischer Zerrüttung und während der vierundzwanzigstündigen Einsamkeit kam, auf fruchtbaren Boden fiel und mit großer Schnelligkeit zu wachsen und Wurzeln zu schlagen begann. Bald bildete ich mir ein, daß ich unbedingt sterben werde, und stellte mir lebhaft St. Jérômes Erstaunen vor, wenn er statt meiner einen leblosen Körper vorfand. Ich erinnerte mich an Natalja S Sawischnas Erzählung, daß die Seele eines Verstorbenen vierzig Tage lang das Haus nicht verläßt; ich schwebte in der Phantasie nach meinem Tode unsichtbar durch alle Zimmer von Großmutter's Haus, belauschte Ljubotschkas aufrichtige Tränen, Großmutter's Bedauern und Papis Gespräch mit August Antonowitsch. „Er war ein guter Junge," wird Papa mit Tränen in den Augen sagen. „Ja," wird St. Jérôme entgegnen, „aber ein großer Taugenichts." — „Sie müssen die Toten ehren!" wird Papa sagen. „Sie waren die Ursache seines Todes, Sie

haben ihm solche Angst eingejagt, er konnte die Erniedrigung nicht überleben, die Sie ihm zugedacht hatten. Scheren Sie sich fort von hier, Sie Bösewicht!"

Und St. Jérôme wird auf die Knie fallen, wird weinen und um Verzeihung bitten. Nach vierzig Tagen wird meine Seele in den Himmel entschweben; dort sehe ich etwas Wunderschönes, Weißes, Durchsichtiges, Langes, das meine Mutter ist. Dieses Weiße umgibt mich, liebkost mich; aber ich bin unruhig, mit Bestimmtheit erkenne ich sie nicht. „Wenn du es wirklich bist," sage ich, „so zeige dich mir deutlicher, damit ich dich umarmen kann." Aber ihre Stimme antwortet: „Hier sind wir alle so, ich kann dich nicht fester umarmen. Ist es denn so nicht auch schön?" „Doch, es ist sehr schön, aber du kannst mich nicht kitzeln, und ich kann deine Hände nicht küssen..." — „Das brauchst du auch nicht, hier ist es auch sehr schön," sagt sie, und ich fühle, daß es wirklich sehr schön ist, und wir fliegen immer höher und höher. Dann erwache ich gleichsam und finde mich auf der Kiste, in dem dunklen Verschlag, mit tränennassen Wangen und gedankenlos die Worte wiederholend: „Und wir fliegen immer höher und höher." Lange mache ich allemöglichen Anstrengungen, um mir über meine Lage klar zu werden, doch bietet sich meinem geistigen Blick nur eine unheimliche, schwarze, undurchdringliche Ferne dar. Ich bemühe mich, zu den schönen, glücklichen Träumen zurückzukehren, die eben noch mein Wirklichkeitsbewußtsein verdrängt hatten; sobald ich aber den Faden meiner Träumereien wiederfinde, sehe ich, daß ihre Fortsetzung unmöglich ist und, was noch erstaunlicher ist, mir keine Freude mehr bereitet.

16

Kommt Zeit, kommt Rat

Ich brachte diese ganze Nacht in dem Verschlag zu, und niemand kam zu mir; erst am nächsten Tage, einem Sonntag, führte man mich in ein kleines Zimmer neben dem Unterrichtsraum und sperrte

mich wieder ein. Ich hoffte, daß meine Strafe sich auf die Einsperrung beschränken werde, und meine Gedanken begannen sich zu beruhigen unter dem Einfluß eines süßen, kräftigen Schlafes, der hellen Sonne, die auf den Eisblumen des Fensters spielte und des üblichen Straßenlärms bei Tage. Trotzdem war mir die Einsamkeit schwer erträglich. Ich hatte das Bedürfnis, mich zu bewegen, irgend einem Menschen alles zu erzählen, was sich in meinem Herzen angehäuft hatte, doch kein lebendes Wesen war in meiner Nähe. Meine Lage wurde mir noch dadurch unangenehm gemacht, daß ich, so widerwärtig es mir auch war, anhören mußte, wie St. Jérôme, in seinem Zimmer auf- und abgehend, in aller Ruhe lustige Melodien pfeiff. Ich war völlig davon überzeugt, daß er gar keine Lust hatte zu pfeifen, und es nur tat, um mich zu quälen.

Um zwei Uhr gingen St. Jérôme und Wolodja nach unten, und Nikolaj brachte mir das Mittagessen; als ich mit ihm davon sprach, was ich angerichtet hatte und was mich erwartete, sagte er:

„Ach, gnädiger Herr, nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen; kommt Zeit, kommt Rat.“

Dieser Ausspruch, der auch in späteren Zeiten mehr als einmal meinen Mut aufrecht erhalten hat, tröstete mich zwar etwas, doch die Tatsache, daß man mir nicht Brot und Wasser, sondern das ganze Mittagessen und sogar die süße Speise schickte, schien mir sehr bedenklich. Hätte man mir die süße Speise nicht geschickt, dann hätte das bedeutet, daß man mich mit Einsperrung bestrafen wollte; so aber sah es aus, als wäre ich noch nicht bestraft, sondern bloß als schädlicher Mensch von den anderen isoliert, und als stehe mir die Strafe noch bevor. In dem Augenblick, da ich gerade in die Lösung dieser Frage vertieft war, drehte sich der Schlüssel im Schloß meines Kerkers, und St. Jérôme trat mit strengem und feierlichem Gesicht ins Zimmer.

„Kommen Sie mit zu Großmutter,“ sagte er, ohne mich anzusehen.

Ich wollte, bevor ich mitging, die mit Kreide beschmutzten Ärmel meines Rockes abputzen, doch St. Jérôme sagte, das sei ganz über-

flüßig, als ob ich mich bereits in einem so kläglichen moralischen Zustand befände, daß es gar keinen Zweck mehr hatte, sich um mein Auseres zu kümmern.

Katsjenka, Ljubotschka und Wolodja schauten mich an, als ich von St. Jérôme an der Hand durch den Saal geführt wurde. Sie blickten mit demselben Gesichtsausdruck auf uns, mit dem wir die Sträflinge anzusehen pflegten, die jeden Montag an unseren Fenstern vorbeigeführt wurden. Als ich an Großmutter's Lehnstuhl herantrat, in der Absicht, ihre Hand zu küssen, wandte sie sich von mir ab und verbarg ihre Hand unter der Mantille.

„Ja, mein Lieber,“ sagte sie nach einem ziemlich langen Schweigen, während dessen sie mich mit einem solchen Blick vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete, daß ich nicht wußte, wo ich meine Augen hinwenden und meine Hände hintun sollte. „Ich kann wohl sagen, Sie verstehen es vorzüglich, meine Liebe zu schätzen und sind ein wahrer Trost für mich. Mr. St. Jérôme,“ fügte sie, jedes Wort in die Länge ziehend, hinzu, „der sich auf meine Bitten euerer Erziehung angenommen hat, will nicht länger in meinem Hause bleiben. Warum? Ihretwegen, mein Lieber. Ich hoffte, Sie würden ihm für seine Fürsorge und Mühe dankbar sein,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen in einem Tone fort, der bewies, daß ihre Rede wohl vorbereitet war, „ich hoffte, daß Sie seine Verdienste zu schätzen wüßten. Sie aber, ein Grünschnabel, ein Bengel, haben es gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben! Sehr gut! Sehr schön!... Ich beginne auch einzusehen, daß Sie eine feine Behandlung nicht zu würdigen wissen, und daß Ihnen gegenüber andere, gröbere Mittel angewandt werden müssen... Bitte sofort um Verzeihung,“ fügte sie in streng befehlendem Tone hinzu und zeigte auf St. Jérôme. „Hörst du?“

Ich sah nach der Richtung, in die Großmutter wies, und als ich St. Jérôme's Rock erblickte, wandte ich mich ab und rührte mich nicht, während mein Herz fast zu schlagen aufhörte.

„Nun, hören Sie denn nicht, was ich Ihnen sage?“

Ich zitterte am ganzen Körper, rührte mich aber nicht vom Fleck.

„Koko!“ sagte Großmutter, die meine inneren Qualen bemerkt haben mußte. „Koko!“ sagte sie mit weniger befehlender als zärtlicher Stimme. „Ich erkenne dich nicht mehr!“

„Großmutter, ich werde ihn nicht um Verzeihung bitten, um keinen Preis . . .“ sagte ich, plötzlich stoßend und mit dem Gefühl, daß ich die Tränen nicht mehr zurückhalten könne, wenn ich noch ein Wort sagte.

„Ich befehle es dir. Ich bitte dich darum. Was hast du nur?“

„Ich . . . ich . . . will . . . nicht . . . Ich kann nicht,“ sagte ich, und das zurückgehaltene Weinen, das meine Brust bedrückte, durchbrach alle Dämme in verzweifelttem Strom.

„C'est ainsi que vous obéissez à votre seconde mère. C'est ainsi que vous reconnaissez ses bontés!“ sagte St. Jérôme mit tragischer Stimme. „A genoux!“

„Mein Gott, wenn sie das sähe!“ sagte Großmutter, sich von mir abwendend und die hervorbrechenden Tränen trocknend. „Wenn sie das sähe Alles hat doch sein Gutes. Ja, einen solchen Kummer würde sie nicht überleben, nicht überleben“

Großmutter weinte immer heftiger. Auch ich weinte, dachte aber nicht daran, um Verzeihung zu bitten.

„Tranquillisez-vous au nom du ciel, madame la comtesse,“ sagte St. Jérôme.

Doch Großmutter hörte ihn nicht mehr; sie bedeckte das Gesicht mit den Händen; ihr Weinen ging bald in ein Schlucken und hysterische Krämpfe über. Mimi und Gascha kamen mit erschrockenen Gesichtern ins Zimmer gelaufen; es roch nach Spiritus, und im ganzen Hause begann ein Laufen und Flüstern.

„Freuen Sie sich; das ist Ihr Werk,“ sagte St. Jérôme und führte mich nach oben.

Raum war St. Jérôme, der mir befohlen hatte, auf meinem Zimmer zu bleiben, wieder verschwunden, als ich, ohne mir über meine Handlungsweise Rechenschaft zu geben, die große Treppe hinunterlief, die auf die Straße führte.

Ob ich bloß von Hause fliehen oder mich ins Wasser stürzen

wollte, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß ich, das Gesicht mit den Händen bedeckend, um niemand zu sehen, fortfuhr, die Treppe hinunterzulaufen.

„Wohin?“ fragte plötzlich eine bekannte Stimme. „Dich such ich grade, mein Täubchen!“

Ich wollte vorbeilaufen, doch Papa ergriff mich an der Hand und sagte streng:

„Komm mit, mein Lieber. Wie konntest du dich unterstehen, die Mappe in meinem Zimmer anzurühren?“ sagte er, mich in das kleine Sofazimmer führend. „He? Warum schweigst du?“ fügte er hinzu und faßte mich am Ohr.

„Verzeih!“ sagte ich. „Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin.“

„Du weißt nicht, wie du dazu gekommen bist? Du weißt nicht, weißt nicht, weißt nicht? . . .“ wiederholte er, wobei er mich jedesmal am Ohre zog. „Wirst du nochmal deine Nase in Dinge stecken, in die sie nicht hingehört? Wirst du? Wirst du?“

Obwohl ich einen starken Schmerz im Ohre spürte, weinte ich nicht, sondern fühlte mich noch moralisch gehoben. Kaum hatte mein Vater mich losgelassen, da ergriff ich seine Hand und bedeckte sie unter Tränen mit Küffen.

„Schlag mich noch mehr,“ sagte ich mit Tränen in den Augen. „Schlag mich stärker, schmerzlicher! Ich bin ein nichtsnutziger, ein schlechter, ein unglücklicher Mensch!“

„Was hast du?“ fragte Papa, mich leicht von sich stoßend.

„Nein, ich verlasse dich um keinen Preis,“ sagte ich, seinen Rock fassend. „Alle hassen mich, ich weiß es, doch hör mich um Gottes willen an, beschütze mich oder jag mich aus dem Hause! Ich kann nicht mit ihm zusammen leben, er sucht mich auf jede Weise zu erniedrigen, zwingt mich, vor ihm zu knien, will mich mit Ruten züchtigen. Ich kann das nicht. Ich bin kein kleines Kind mehr! Ich werde das nicht überleben. Ich werde sterben, mich umbringen. Er hat zu Großmutter gesagt, ich sei ein schuftiger Kerl. Jetzt ist sie krank. Sie wird meinetwegen sterben. Ich . . . mit ihm zusammen . . .“

um Gottes willen . . . züchtige du mich . . . weshalb quält man mich! . . ."

Tränen schnürten meine Kehle zusammen, ich fiel auf das Sofa und war nicht imstande, weiterzusprechen; ich ließ den Kopf auf seine Knie fallen und weinte so, daß es mir schien, ich müßte jeden Augenblick sterben.

„Warum weinst du, Knirps?“ fragte Papa, sich teilnahmsvoll zu mir neigend.

„Er ist mein Tyrann . . . mein Peiniger . . . Ich werde sterben . . . Niemand liebt mich!“ konnte ich kaum hervorbringen und verfiel in Krämpfe.

Papa nahm mich auf seine Arme und trug mich ins Schlafzimmer. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, war es schon sehr spät; nur eine Kerze brannte an meinem Bett, und im Zimmer saßen unser Hausarzt, Mimi und Ljubotschka. An ihren Gesichtern sah ich, daß man für meine Gesundheit fürchtete. Nach dem zwölfstündigen Schläfe war mir so leicht und so gut zumute, daß ich am liebsten aus dem Bett aufgesprungen wäre, doch wollte ich ihnen die Überzeugung nicht rauben, daß ich schwer krank sei.

17

Hafz

Ja, das war das echte Gefühl des Hasses, nicht jenes Hasses, von dem nur in Romanen die Rede ist und an den ich nicht glaube, jenes Hasses, der angeblich Genuß daran findet, einem Menschen Böses zu tun, sondern des Hasses, der uns unüberwindlichen Abscheu vor einem Menschen einflößt, den wir eigentlich achten, des Hasses, der uns sein Haar, seinen Hals, seinen Gang, den Laut seiner Stimme, all seine Glieder, all seine Bewegungen widerwärtig erscheinen läßt, uns aber mit unbegreiflicher Kraft zu diesem Menschen hinzieht und uns zwingt, die geringsten Handlungen

dieses Menschen mit unruhiger Aufmerksamkeit zu verfolgen. Dieses Gefühl empfand ich St. Jérôme gegenüber.

St. Jérôme lebte schon anderthalb Jahre bei uns. Wenn ich jetzt kaltblütig über diesen Menschen nachdenke, finde ich, daß er ein guter Franzose war und ein vollkommener Franzose. Er war nicht dumm, ziemlich gebildet und erfüllte uns gegenüber gewissenhaft seine Pflicht, doch besaß er die allen seinen Landsleuten gemeinsamen und dem russischen Charakter so entgegengesetzten Eigenschaften eines leichtfertigen Egoismus, Eitelkeit, Frechheit und ordinäres Selbstvertrauen. Natürlich hatte ihm Großmutter ihre Ansichten über die Körperstrafe auseinandergesetzt, und er traute sich nicht, uns zu schlagen; trotzdem pflegte er uns oft, besonders mir, mit Ruten zu drohen und sprach das Wort „fouetter“ (fast wie „fouatter“) so widerwärtig und mit einer solchen Betonung aus, als wäre es für ihn das größte Vergnügen, mich mit Ruten zu züchtigen.

Ich fürchtete mich nicht vor der Strafe und dem Schmerz, hatte ihn niemals kennen gelernt, aber der bloße Gedanke, daß St. Jérôme mir einen Schlag versetzen könnte, brachte mich in einen qualvollen Zustand unterdrückter Verzweiflung und Wut.

Es war vorgekommen, daß Karl Iwanowitsch, wenn er sich ärgerte, uns mit dem Lineal oder den Hosenträgern schlug; ich denke ohne die geringste Empörung daran zurück. Wäre es Karl Iwanowitsch in den Sinn gekommen, selbst in der Zeit, von der ich jetzt spreche (als ich vierzehn Jahre alt war), mich zu schlagen, ich hätte seine Schläge gleichmütig ertragen. Karl Iwanowitsch liebte ich; ich erinnerte mich seiner, so weit ich zurückdenken konnte, und war gewohnt, ihn als Familienmitglied zu betrachten; St. Jérôme aber war ein stolzer selbstzufriedener Mensch, für den ich nichts empfand außer dem Gefühl unwillkürlicher Achtung, das mir alle Erwachsenen einflößten. Karl Iwanowitsch war ein komischer alter Mann, ein Kinderwärter, den ich von Herzen lieb hatte, den ich aber trotzdem entsprechend meiner kindlichen Vorstellung von seiner gesellschaftlichen Stellung als mir untergeordnet betrachtete.

St. Jérôme dagegen war ein gebildeter, hübscher, junger Geck, der nach gesellschaftlicher Gleichstellung mit den anderen strebte.

Karl Iwanowitsch schimpfte uns aus und bestrafte uns stets kaltblütig; man sah, daß er es für eine unangenehme und doch notwendige Pflicht hielt; St. Jérôme dagegen liebte es, seine Stelle als Erzieher hervorzukehren; wenn er uns bestrafte, sah man, daß er es mehr zu seinem eigenen Vergnügen als zu unserem Nutzen tat. Er war von seiner eigenen Größe durchdrungen. Seine geschwollenen französischen Sätze, die er mit starker Betonung auf der Endsilbe, mit *accent circonflexe* sprach, waren mir unbeschreiblich widerwärtig. Wenn Karl Iwanowitsch sich ärgerte, sagte er: „Puppenkomödie, Lausbub, Spanische Fliege“; St. Jérôme bezeichnete uns aber als „*mauvais sujet*“, „*vilain garnement*“ usw., was meine Eigenliebe verletzte.

Karl Iwanowitsch ließ uns mit dem Gesicht zur Wand niederknien, und die Strafe bestand in dem physischen Schmerz, den diese Stellung verursachte; St. Jérôme streckte seine Brust vor, machte eine majestätische Handbewegung, schrie mit tragischer Stimme: „*A genoux, mauvais sujet!*“ und befahl uns, ihm das Gesicht zuzuwenden und ihn um Verzeihung zu bitten. Diese Strafe war eine Demütigung. —

Ich wurde nicht bestraft und das, was mit mir geschehen war, wurde überhaupt nicht mehr erwähnt; allein ich konnte alles, was ich in den zwei Tagen erlebt hatte, die Verzweiflung, die Scham, die Angst und den Haß nicht vergessen. Trotzdem St. Jérôme sich, wie es schien, seitdem gar nicht mehr um mich kümmerte, konnte ich mich nicht daran gewöhnen, ihn gleichgültig anzusehen. Jedesmal, wenn unsere Blicke sich trafen, schien es mir, daß in meinen Augen meine Feindseligkeit allzu offensichtlich zu lesen war, und ich beüllte mich, eine gleichgültige Miene anzunehmen; wenn es mir aber schien, daß er meine Verstellung durchschaute, wurde ich rot und wandte mich ab.

Die Mädchenstube

Ich fühlte mich immer einsamer; mein Hauptvergnügen wurden einsame Betrachtungen und Beobachtungen. Über den Gegenstand der Betrachtungen werde ich im nächsten Kapitel sprechen; der Hauptschauplatz der Beobachtungen war die Mädchenstube, in der sich ein sehr rührender und für mich sehr interessanter Roman abspielte. Die Heldin dieses Romans war selbstverständlich Mascha. Sie war in Wassilij verliebt, der sie schon kannte, als sie noch in Freiheit lebte, und ihr schon damals die Heirat versprochen hatte. Das Schicksal, das sie vor fünf Jahren getrennt hatte, vereinigte sie wieder in Großmutter's Hause, doch setzte dieses ihrer gegenseitigen Liebe ein Hindernis entgegen in der Person Nikolaj's (Mascha's lieblichem Onkel); dieser wollte von einer Heirat seiner Nichte und Wassilij's, den er als einen „verdrehten, unbeherrschten“ Menschen bezeichnete, nichts wissen.

Dieses Hindernis bewirkte, daß Wassilij, der sich bis dahin im Verkehr mit Mascha ziemlich gleichgültig und herablassend gezeigt hatte, sich in dieses Mädchen verliebte, so weit ein Leibeigener, der als Schneider im Hause wohnte, ein rosafarbenes Hemd trug und seine Haare pomadisierte, der Liebe fähig war.

Obwohl die Äußerungen seiner Liebe sehr sonderbar und unge-reimt waren (sobald er z. B. Mascha traf, bemühte er sich, ihr einen Schmerz zuzufügen: entweder kniff er sie, oder er schlug sie mit der flachen Hand oder er drückte sie mit solcher Gewalt an sich, daß sie kaum Atem holen konnte), war seine Liebe selbst doch aufrichtig, was allein daraus hervorgeht, daß er, seitdem Nikolaj ihm ent-schieden die Hand seiner Nichte verweigert hatte, aus Kummer zu trinken anfing, sich in den Kneipen herumtrieb, Unfug trieb, mit einem Wort sich so schlecht benahm, daß ihm mehrmals die demü-tigende Züchtigung mit Ruten zuteil wurde. Wenn Wassilij im Polizeirevier saß, weinte Mascha ganze Tage unaufhörlich, beklagte sich bei dem Stubenmädchen Gascha über ihr bitteres Schicksal

(Gascha nahm lebhaften Anteil an den Sorgen der unglücklichen Liebenden) und lief, das Schelten und die Schläge des Onkels nicht achtend, heimlich zur Polizei, um ihren Freund zu besuchen und zu trösten.

Lieber Leser, du mußt der Gesellschaft, in die ich dich hiermit einführe, nicht mit Verachtung begegnen. Wenn in deinem Herzen die Saiten der Liebe und der Theilnahme noch nicht erschlafft sind, wirst du auch in der Gesindestube Töne finden, die diese Saiten zum Mitschwingen bringen. Ob du mir nun zu folgen beliebtest oder nicht, ich begeben mich auf den Treppenabsatz, von dem aus ich alles sehen kann, was in der Mädchenstube vorgeht. Dort ist die Ofenbank, auf der ein Bügeleisen, eine Puppe aus Pappe mit abgeschlagener Nase, ein Kübel und eine Waschschüssel stehen; dort auf dem Fensterbrett liegen, unordentlich durcheinander geworfen, ein Stück schwarzes Wachs, eine Rolle Nähseide, eine angebissene grüne Gurke, eine Konfetschachtel; und dort ist auch der große, rotgestrichene Tisch, darauf eine angefangene Näharbeit, die mit einem in einen Baumwollstoff eingenähten Ziegelstein beschwert ist; am Tisch sitzt sie in meinem Lieblingskleid aus Rosaleinen und mit einem hellblauen Brusttuch, das meine Aufmerksamkeit ganz besonders fesselt. Sie näht und unterbricht ab und zu ihre Arbeit, um sich mit der Nadel den Kopf zu kratzen oder die Kerze zurechtzurücken; ich aber schaue ihr zu und denke: „Warum ist sie mit ihren klaren, blauen Augen, mit ihrem langen, hellblonden Haar und ihrem üppigen Busen nicht als vornehmeres Fräulein zur Welt gekommen? Wie gut würde sie sich im Salon ausnehmen, ein Häubchen mit rosa Bändern auf dem Kopf und in einem himbeerroten, seidenen Morgenrock, nicht dem, den Mimi besitzt, sondern dem, den ich auf dem Twerstoj Boulevard gesehen habe! Sie würde am Stickrahmen arbeiten, und ich würde sie im Spiegel beobachten, jeden Wunsch würde ich ihr erfüllen, ihr den Pelzmantel reichen, das Essen bringen . . .“

„Dagegen Wassilij! Was hat der für ein Trinker Gesicht, und wie widerwärtig ist seine Gestalt in dem engen Rock, den er lose

über dem rosafarbenen Hemd trägt! In jeder seiner Körperbewegungen, in jeder Windung seines Rückens glaube ich die unzweifelhaften Merkmale der schändlichen Strafe zu erkennen, die er erdulden mußte . . ."

„Nun, Wafja, schon wieder?“ sagte Mascha, die Nadel in das Nadeltissen steckend, ohne den Kopf nach dem eintretenden Wassilij umzuwenden.

„Wie denn anders? Kann man denn von ihm etwas Gutes erwarten?“ antwortete Wassilij. „Wenn er doch wenigstens etwas Bestimmtes beschlossen hätte! So aber gehe ich mir nichts dir nichts zugrunde, und das alles sei netwegen.“

„Wollen Sie Tee trinken?“ fragte Nadjoscha, das andere Stubenmädchen.

„Ich danke ergebenst . . . Warum haßt er mich eigentlich, dieser Dieb, dein Onkel, warum? Weil ich anständige Kleider trage, weil ich keck bin, mit einem Wort: wegen meiner ganzen Haltung. Ach!“ schloß Wassilij, eine abwehrende Bewegung mit der Hand machend.

„Man muß fügsam sein,“ sagte Mascha, den Faden abbeißend. „Sie aber . . .“

„Ich halte es nicht mehr aus, das ist es eben!“

In diesem Augenblick schlug die Türe zu Großmutter's Zimmer zu, und man vernahm auf der Treppe die brummige Stimme Gaschas, die immer näher kam.

„Wie soll man es ihr da recht tun, wenn sie selbst nicht weiß, was sie will? . . . Verfluchtes Leben! Eine wahre Strafe ist das! Wenn es doch ein Ende nehmen wollte! Gott verzeihe mir meine Sünden!“ brummte sie, mit den Händen fuchtelnd.

„Ich habe die Ehre, Agassja Michajlowna!“ sagte Wassilij, sich bei ihrem Eintritt erhebend.

„Daß euch der . . .! Was geht mich deine Ehre an?“ antwortete sie, ihn finster anblickend. „Warum kommst du hierher? Schickt es sich denn für einen Mann, hier den Mädchen Besuche abzustatten? . . .“

„Ich wollte mich erkundigen, wie es Ihnen geht,“ sagte Wassilij schüchtern.

„Ich werde bald krepieren, so geht es mir!“ schrie Agassja Michajlowna aus voller Kehle noch zorniger als vorher.

Wassilij lachte.

„Hier gibt es nichts zu lachen, und wenn ich dir sage, du sollst dich wegscheren, dann mach, daß du wegstommst! So ein Elender will noch heiraten! So ein Schuft! Los, mach, daß du wegstommst!“

Agassja Michajlowna ging, mit den Füßen stampfend, in ihr Zimmer, wobei sie die Türe so stark hinter sich zuschlug, daß die Fensterscheiben zitterten.

Hinter der leichten Zwischenwand hörte man noch lange, wie sie, alles, sogar ihr eigenes Leben verfluchend, ihre Sachen herumschmiß und ihre Lieblingsklatze an den Ohren zupfte; endlich wurde die Türe etwas geöffnet, und Gascha schleuderte das kläglich miauende Tier, das sie am Schwanz gepackt hielt, hinaus.

„Es ist wohl besser, ich komme ein anderes Mal Tee trinken,“ sagte Wassilij flüsternd.

„Ach was,“ sagte Nadsoscha und zwinkerte ihm zu. „Ich gehe, den Samowar warm zu machen.“

„Ich werde ein Ende machen,“ sagte Wassilij, der sich, sobald Nadsoscha das Zimmer verlassen hatte, näher an Mascha heransetzte. „Entweder gehe ich zu der Gräfin und sage ihr: ‚Die Sache steht so und so,‘ oder ich lasse alles im Stich und laufe bis ans Ende der Welt, bei Gott...“

„Und ich soll wohl allein bleiben?“

„Du allein tust mir leid, sonst wäre ich schon längst ein freier Mensch... bei Gott, bei Gott.“

„Wasja, warum bringst du mir nicht deine Hemden zum Waschen“, sagte Mascha nach kurzem Schweigen. „Dies da ist ja schon ganz schmutzig,“ fügte sie hinzu, indem sie ihn am Kragen faßte.

In diesem Augenblick ertönte Großmutter's Glocke, und Gascha verließ ihr Zimmer.

„Was willst du denn von ihr, du gemeiner Mensch?“ rief sie,

Wassilij, der sich bei ihrem Eintritt eilig erhoben hatte, zur Türe drängend. „Hat das Mädchen so weit gebracht und belästigt sie noch! . . . Es macht dir wohl Spaß, du blöder Kerl, sie weinen zu sehen. Fort mit dir! Daß du dich nicht mehr unterstehst, hierherzukommen! Und was hast du nur Gutes an dem gefunden?“ fuhr sie fort, sich an Mascha wendend. „Hat dich Onkel heute seinetwegen zu wenig geprügelt? Nein, immer die alte Leier: Ich nehme niemand außer Wassilij Gruskow. Dummes Mädchen!“

„Ich werde auch keinen anderen nehmen. Ich liebe sonst niemand, und wenn man mich seinetwegen zu Tode prügelt!“ erwiderte Mascha, in Tränen zerfließend.

Lange sah ich zu Mascha hinüber, die, auf der Kiste liegend, ihre Tränen mit dem Brusttuch trocknete; ich gab mir alle Mühe, meine Ansicht über Wassilij zu ändern und wollte den Grund finden, warum er ihr so begehrenswert erschien. Obwohl ich aber ihren Kummer aufrichtig teilte, konnte ich doch nicht begreifen, wie ein so bezauberndes Geschöpf wie Mascha Wassilij lieben konnte.

„Wenn ich groß bin“, überlegte ich mir, als ich nach oben zurückkehrte, „wird Petrowskoje mir gehören, und Wassilij und Mascha werden meine Leibeigenen sein. Ich werde im Arbeitszimmer sitzen und Pfeife rauchen, und Mascha wird mit einem Bügeleisen in der Hand durch mein Zimmer in die Küche gehen. Und ich werde sagen: ‚Ruft Mascha zu mir.‘ Sie wird kommen, und niemand außer uns wird im Zimmer sein . . . Plötzlich wird Wassilij eintreten und bei Maschas Anblick sagen: ‚Ich bin verloren, ich armer Kerl!‘ Mascha wird auch zu weinen beginnen, und ich werde sagen: Wassilij, ich weiß, daß du sie liebst und daß sie dich liebt, hier hast du tausend Rubel, heirate sie, und Gott möge euch viel Glück bescheren.“ Dann werde ich mich ins Sofazimmer begeben. Unter den zahlreichen Gedanken und Träumereien, die spurlos an unserem Geist und an unserer Phantasie vorübergleiten, gibt es auch solche, die eine tiefe, empfindliche Spur hinterlassen; auch wenn man den eigentlichen Kern des Gedankens vergessen hat, erinnert man sich oft, daß man etwas Gutes im Sinn hatte, man fühlt noch die Spur des Ge-

dankens und sucht sich ihn wieder zu vergegenwärtigen. Eine solche tiefe Spur hinterließ der Gedanke in meinem Herzen, meine Gefühle für Maschas Glück zu opfern, das sie nur in der Ehe mit Wassilij finden konnte.

Knabenalter

Man wird mir kaum glauben, wenn ich erzähle, was während meiner Knabensjahre der Gegenstand meiner liebsten und trauertesten Betrachtungen war, so wenig entsprachen sie meinem Alter und meiner Lage. Aber ich bin der Meinung, daß das Mißverhältnis zwischen der Lage eines Menschen und seinem moralischen Tun das sicherste Merkmal der Wahrheit ist.

Während des Jahres, in dem ich ein einsames, in mich gekehrtes, moralisches Leben führte, drängten sich mir die abstrakten Fragen über die Bestimmung des Menschen, über das jenseitige Leben, über die Unsterblichkeit der Seele auf; mein schwacher, kindlicher Geist versuchte sich mit der ganzen Begeisterung der Unerfahrenheit über die Fragen klar zu werden, mit denen sich zu befassen für den menschlichen Geist die höchste Stufe bedeutet, die er erklimmen kann, die zu lösen aber dem Menschen nicht gegeben ist.

Mir scheint, daß der menschliche Geist in den einzelnen menschlichen Individuen dieselbe Entwicklung durchmacht, die sich innerhalb ganzer Generationen vollzieht, daß Gedanken, die als Grundlagen verschiedener philosophischer Theorien dienten, wesentliche Bestandteile des Geistes bilden, daß jeder Mensch sich ihrer mehr oder weniger deutlich bewußt war, noch bevor er von der Existenz philosophischer Theorien etwas wußte.

Diese Gedanken drängten sich meinem Geiste mit solch eindrucksvoller Deutlichkeit auf, daß ich sogar bemüht war, sie auf das wirkliche Leben anzuwenden, in der Meinung, ich sei der erste, der diese großen und nützlichen Wahrheiten entdeckt habe.

Einmal kam mir der Gedanke, daß das Glück nicht von äußeren Ursachen abhängt, sondern von der Stellung zu ihnen, daß ein Mensch, der an Leiden gewöhnt sei, nicht unglücklich sein könne, — und um mich an Arbeit zu gewöhnen, hielt ich, trotzdem mir dies großen Schmerz verursachte, beinahe fünf Minuten lang die Wörterbücher von Tatischtschew auf meinen ausgestreckten Armen oder ich ging in den Verschlag und schlug mir mit einem Seil so schmerzhaft auf den nackten Rücken, daß mir unwillkürlich Tränen in die Augen traten.

Ein anderes Mal, als mir der Gedanke einfiel, daß der Tod mich jede Stunde, jede Minute ereilen könne, konnte ich es nicht fassen, warum die übrigen Menschen es bisher nicht begriffen hätten, daß der Mensch nur dann glücklich sein könne, wenn er, ohne an die Zukunft zu denken, die Gegenwart genießt, und ich machte drei Tage lang unter dem Einfluß dieses Gedankens meine Aufgaben nicht und beschäftigte mich nur damit, auf dem Sofa liegend, die Lektüre eines Romans zu genießen und dabei Honigkuchen zu essen, den ich mir für meine letzten Groschen kaufte.

Oder ich wurde, als ich auf der Tafel mit Kreide verschiedene Figuren zeichnete, von dem Gedanken ergriffen: Warum ist die Symmetrie unseren Augen angenehm? Was ist Symmetrie? — Das ist ein angeborenes Gefühl, antwortete ich mir selbst. — Worauf aber gründet es sich? Gibt es denn im Leben nur Symmetrie? — Im Gegenteil, das Leben ist so —, und ich zeichnete auf der Tafel einen ovalen Kreis. Nach dem Leben tritt die Seele in die Ewigkeit ein; die Ewigkeit ist so —, und ich zog von der einen Seite des ovalen Kreises aus einen Kreidestrich bis zum Rande der Tafel. Warum geht aber nicht auch von der anderen Seite des ovalen Kreises ein gleicher Strich aus? In der That, kann denn die Ewigkeit sich nur nach einer Seite hin erstrecken? Wir haben doch sicher auch vor diesem Leben existiert, obwohl wir keine Erinnerung daran behalten haben.

Diese Betrachtung, die mir sehr neu und klar erschien, und deren Zusammenhang ich jetzt nur mit Mühe wieder aufnehmen kann, gefiel mir außerordentlich; ich nahm einen Bogen Papier und be-

schloß, sie schriftlich niederzulegen; dabei aber kam mir eine solche Unzahl von Gedanken, daß ich gezwungen war, aufzustehen und durchs Zimmer zu gehen. Als ich ans Fenster trat, zog ein Pferd meine Aufmerksamkeit auf sich, das zum Wasserfahren benutzt und gerade vom Kutscher vor den Wagen gespannt wurde; alle meine Gedanken konzentrierten sich nunmehr auf die Lösung der Frage: In welches Tier oder in welchen Menschen wird die Seele dieses Pferdes fahren, wenn es einmal tot ist? In diesem Augenblick ging Wolodja durchs Zimmer und lächelte, da er mich über etwas nachdenken sah, und dieses Lächeln genügte mir, um zu begreifen, daß alles, worüber ich nachdachte, entsetzlich albern war.

Ich teile diesen Fall hier mit, der mir, ich weiß nicht warum, im Gedächtnis geblieben ist, nur um dem Leser einen Begriff davon zu geben, welcher Art meine Betrachtungen waren.

Aber von keiner philosophischen Richtung fühlte ich mich damals so ergriffen, wie vom Skeptizismus; er versetzte mich in einen Zustand, der an Irrsinn grenzte. Ich bildete mir ein, daß außer mir in der ganzen Welt niemand und nichts existiere, daß die Gegenstände nicht Gegenstände, sondern Erscheinungen seien, die nur dann auftauchen, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf sie lenkte, und daß diese Erscheinungen, sobald ich nicht mehr an sie denke, verschwinden. Kurzum, ich war damals mit Schelling der Überzeugung, daß nicht die Gegenstände existieren, sondern allein meine Beziehung zu ihnen. Es gab Augenblicke, in denen ich unter dem Einfluß dieser Zwangsvorstellung einen solchen Grad von Verrücktheit erreichte, daß ich mich manchmal mit einer überraschenden Wendung umdrehte in der Hoffnung, die Leere (néant) zu überrumpeln und sie dort zu entdecken, wo ich nicht war.

Welch klägliche, erbärmliche Triebfeder unserer moralischen Betätigung ist doch der menschliche Geist!

Mein schwacher Verstand konnte das Undurchdringliche nicht durchdringen, und bei dieser Bemühung, die meine Kräfte überstieg, büßte ich nacheinander die Überzeugungen ein, an die ich im Interesse meines Lebensglücks niemals hätte rühren dürfen.

Diese mächtige moralische Anstrengung brachte mir nichts weiter ein, als eine gewisse Stindigkeit des Geistes, die meinen Willen schwächte und die ständige Gewohnheit, alles moralisch zu zergliedern, die aber die Frische meiner Gefühle und die Klarheit meines Verstandes vernichtete.

Abstrakte Gedanken bilden sich infolge der menschlichen Fähigkeit, mitunter die seelischen Zustände mit Hilfe des Bewußtseins zu erfassen und sie zur Erinnerung zu erheben. Meine Neigung zu abstrakten Betrachtungen brachte mein Bewußtsein zu einer so unnatürlichen Entwicklung, daß ich oft, wenn ich an das einfachste Ding zu denken begann, in einen verzauberten Kreis der Gedankenzergliederung geriet, so daß ich nicht mehr an die Frage, die mich anfänglich beschäftigt hatte, dachte, sondern daran, was ich eigentlich dachte. Ich fragte mich: Woran denke ich? Und ich antwortete: Ich denke daran, woran ich denke. Und woran denke ich jetzt? Ich denke, daß ich denke, woran ich dachte usw. Meine Gedanken überstürzten sich . . .

Doch schmichelten die philosophischen Entdeckungen, die ich machte, außerordentlich meiner Eitelkeit; oft bildete ich mir ein, ein großer Mann zu sein, der neue Wahrheiten zum Wohle der Menschheit entdeckt, und blickte in dem stolzen Bewußtsein meiner Würde auf alle anderen Sterblichen herab; aber sonderbar, sobald ich mit diesen Sterblichen in Berührung kam, fürchtete ich sie, und je höher ich mich selber einschätzte, um so weniger war ich fähig, im Umgang mit den anderen das Bewußtsein meiner Würde zu äußern oder gar die Scham über jedes meiner Worte und jede meiner Bewegungen zu überwinden.

20

Wolodja

Je weiter ich diesen Abschnitt meines Lebens verfolge, desto schwieriger und komplizierter wird seine Schilderung für mich. Nur ganz selten finde ich unter den Erinnerungen aus dieser Zeit

Augenblicke eines echten und warmen Gefühls, wie es den Beginn meines Lebens so hell und so beständig verklärte. Unwillkürlich drängte es mich, die Wüste des Knabenalters so schnell wie möglich zu durchqueren, um das Ende dieser Epoche zu erreichen, die ein wahrhaft zärtliches, schönes Freundschaftsgefühl mit hellem Licht erfüllte, ein Freundschaftsgefühl, das den Grund legte zu der neuen, von Schönheit und Poesie durchtränkten Zeit der Jünglingsjahre.

Ich will meine Erinnerungen nicht Stunde um Stunde verfolgen, sondern nur einen schnellen Blick auf die wichtigsten Momente werfen, von der Zeit an, die ich in meiner Schilderung erreicht habe, bis zu meiner Begegnung mit einem ungewöhnlichen Menschen, der auf meinen Charakter und meine Entwicklung einen entscheidenden, wohlthätigen Einfluß ausübte.

Wolodja soll in den nächsten Tagen die Universität beziehen, die Lehrer unterrichten ihn schon getrennt von mir, und ich höre mit unwillkürlicher Achtung, wie er, kräftig mit der Kreide auf der Tafel schreibend, von Funktionen, Sinussen, Koordinaten usw. spricht, was mir alles als unerreichbare Weisheit erscheint. An einem Sonntag nach dem Mittagessen kommen in Großmutter's Zimmer alle seine Lehrer und zwei Universitätsprofessoren zusammen, und es wird in Anwesenheit Papas und noch einiger Gäste eine Probe der Aufnahmeprüfung zur Universität abgehalten, bei der Wolodja zur Freude der Großmutter ungewöhnliche Kenntnisse an den Tag legt; auch an mich werden Fragen aus manchen Wissensgebieten gestellt, doch meine Antworten sind schwach, und die Professoren geben sich sichtlich Mühe, meine Unkenntnis vor Großmutter zu verbergen, was mich noch mehr in Verlegenheit bringt. Im übrigen schenkt man mir nur wenig Beachtung: Ich bin erst fünfzehn Jahre alt, habe also noch ein ganzes Jahr bis zur Prüfung. Wolodja kommt nur zum Mittagessen herunter; er bringt ganze Tage, ja sogar die Abende mit Lernen zu, nicht weil er dazu gezwungen wird, sondern aus eigenem Antrieb. Er ist sehr ehrgeizig und möchte die Prüfung nicht nur mittelmäßig, sondern vorzüglich bestehen.

Und nun ist der Tag des ersten Examens gekommen. Wolodja

legt einen blauen Frack mit Bronzeknöpfen, eine goldene Uhr und Lackstiefel an; vor der Freitreppe fährt Papas Phaeton vor; Nikolaj wirft die Decke zurück, und Wolodja fährt mit St. Jérôme in die Universität. Die Mädchen, besonders Katsjenka, blicken mit freudigen, begeisterten Gesichtern auf die schlanke Gestalt Wolodjas, während er in den Wagen steigt; Papa sagt: „Gott helfe, Gott helfe,“ und Großmutter, die sich mühsam ans Fenster geschleppt hat, macht mit Tränen in den Augen so lange das Zeichen des Kreuzes hinter Wolodja her, bis der Phaeton hinter der Ecke der Seitengasse verschwunden ist, und flüstert dabei etwas vor sich hin.

Wolodja kehrt zurück. Alle fragen ihn voller Ungeduld aus: „Nun? Gut? Was für eine Note?“ Aber man sieht es schon seinem fröhlichen Gesicht an, daß es gut gegangen ist; Wolodja hat eine Fünf bekommen. Am nächsten Tage wird er mit denselben Glückwünschen und derselben Angst hinausgeleitet und wieder mit derselben Ungeduld und Freude empfangen. So vergehen neun Tage. Am zehnten steht die letzte, schwierigste Prüfung bevor: Religion. Alle stehen am Fenster und erwarten ihn mit noch größerer Ungeduld; es ist schon zwei Uhr, und Wolodja ist noch nicht da.

„Mein Gott! Sie kommen! Sie kommen!“ schreit Ljubotschka, das Gesicht an die Fensterscheibe drückend.

Und wirklich, im Phaethon neben St. Jérôme sitzt Wolodja, aber nicht mehr in blauem Frack und grauer Mütze, sondern in der Studentenuniform mit gesticktem, blauem Kragen, einen Dreimaster auf dem Kopf und einen vergoldeten Degen an der Seite.

„Wenn du das erlebt hättest!“ ruft Großmutter, als sie Wolodja in der Uniform erblickt, und fällt in Ohnmacht.

Wolodja kommt mit strahlendem Gesicht ins Vorzimmer gelaufen, küßt und umarmt mich, Ljubotschka, Mimi und Katsjenka, die bei dieser Gelegenheit bis an die Ohren rot wird. Wolodja ist außer sich vor Freude. Wie hübsch ist er in seiner Uniform! Wie gut steht der blaue Kragen zu dem eben hervorspriessenden schwarzen Schnurrbärtchen! Was hat er für eine dünne, feine Taille und was für einen vornehmen Gang! An diesem denkwürdigen Tage nehmen

alle das Mittagessen in Großmutter's Zimmer ein, alle Gesichter strahlen vor Freude, und als während des Mittagessens die süße Speise gereicht wird, bringt der Haushofmeister mit der entsprechenden majestätischen, zugleich aber auch fröhlichen Miene, eine in eine Serviette gehüllte Flasche Champagner; Großmutter trinkt zum erstenmal seit mamans Tode Champagner; sie leert, Wolodja beglückwünschend, ein volles Glas und weint wieder vor Freude bei seinem Anblick. Von nun an fährt Wolodja allein in einer eigenen Equipage aus, empfängt bei sich seine Bekannten, raucht, und besucht Bälle; ich sah sogar, wie er mit seinen Freunden auf seinem Zimmer zwei Flaschen Champagner leerte, wobei sie bei jedem Glase auf das Wohl irgendwelcher geheimnisvollen Personen tranken und sich darum stritten, wer le fond de la bouteille bekommen solle. Aber er ißt mittags regelmäßig zu Hause, setzt sich nach dem Mittagessen wie früher ins Sofazimmer und führt dauernd geheimnisvolle Gespräche mit Katsjenka; so weit ich, der ich nicht an der Unterhaltung beteiligt bin, hören kann, sprechen sie von den Helden und Heldinnen der Romane, die sie gelesen haben, von Eifersucht, von Liebe, und ich kann gar nicht begreifen, was sie Unterhaltendes an solchen Gesprächen finden, und warum sie dabei so fein lächeln und so lebhaft miteinander streiten.

Überhaupt merke ich, daß zwischen Wolodja und Katsjenka außer der sehr verständlichen Freundschaft, wie sie zwischen Jugendgepielen herrscht, noch andere, seltsame Beziehungen bestehen, die sie von uns trennen und beide geheimnisvoll miteinander verbinden.

21

Katsjenka und Ljubotschka

Katsjenka ist sechzehn Jahre alt; sie ist sehr gewachsen; an Stelle der eckigen Formen, der schüchternen und verlegenen Bewegungen, die einem Mädchen im Übergangsalter eigen sind, ist die harmonische Frische und Grazie einer eben aufgeblühten Blume

getreten; aber trotzdem hat sie sich nicht verändert. Sie hat noch dieselben hellblauen Augen, denselben lächelnden Blick, dieselbe gerade Nase mit den festen Nasenflügeln, die eine Linie mit der Stirn bildet, dasselbe lächelnde Mündchen, dieselben winzigen Grübchen in den rothigen, durchsichtigen Wangen, dieselben weißen Händchen . . . und irgendwie paßt immer noch die Bezeichnung: ein sauberes Mädchen auf sie. Neu an ihr ist nur der dicke, hellblonde Zopf, den sie wie eine Erwachsene trägt, und die junge Brust, deren sie sich sichtlich zugleich schämt und freut.

Ljubotschka ist in jeder Hinsicht ein ganz anderes Mädchen, obwohl sie stets mit ihr zusammen aufgewachsen und erzogen worden ist. Ljubotschka ist nicht groß von Wuchs; sie watschelt noch immer wie eine Gans und hat eine häßliche Taille. Schön an ihr sind nur die Augen, diese Augen sind wirklich wunderschön, groß, schwarz, und haben einen so unwiderstehlichen, angenehmen Ausdruck von Ernst und Naivität, daß man sie nicht unbeachtet lassen kann. Ljubotschka ist in allem einfach und natürlich; Katsjenka macht den Eindruck, als wolle sie jemand ähnlich sein. Ljubotschka schaut einen gerade an, und wenn sie ihre riesenhaften schwarzen Augen auf jemand ruhen läßt, kann sie ihren Blick nicht wegwenden, so daß man sie deswegen schilt und ihr erklären muß, daß das ungezogen ist; Katsjenka dagegen senkt die Wimpern, kneift die Augen zusammen und versichert, sie sei kurzsichtig, während ich genau weiß, daß sie vorzüglich sieht. Ljubotschka liebt es nicht, sich vor Fremden zu verstellen, und wenn jemand von den Gästen sie zu küssen beginnt, wird sie böse und bemerkt, daß sie Zärtlichkeiten nicht ausstehen kann; Katsjenka wird im Gegenteil vor Gästen besonders zärtlich gegen Mimi und liebt es, mit einer Freundin umschlungen im Saale auf und ab zu gehen. Ljubotschka lacht sehr viel, manchmal fuchtelte sie bei einem Lachanfall mit den Händen und läuft durch das Zimmer; Katsjenka dagegen deckt, wenn sie zu lachen beginnt, das Gesicht mit einem Taschentuch oder mit den Händen zu. Ljubotschka sitzt immer gerade und läßt beim Gehen die Hände herunterhängen; Katsjenka hält den Kopf etwas auf die Seite geneigt und geht mit gefalteten

Händen herum. Ljubotschka ist stets sehr froh, wenn sie Gelegenheit hat, mit einem erwachsenen Mann zu sprechen, und sagt, sie würde unbedingt einen Husaren heiraten; Katsjenka dagegen sagt, alle Männer seien ihr widerwärtig, sie würde niemals heiraten, und ist, wenn ein Mann mit ihr spricht, ganz verändert, als fürchte sie sich vor etwas. Ljubotschka streitet stets mit Mimi, weil man sie so schnürt und sie so unmöglich atmen könne; sie hat einen guten Appetit; Katsjenka dagegen zeigt uns, daß das Kleid zu weit für sie ist, indem sie den Finger unter den Rand der Taille steckt, und ist wenig. Ljubotschka zeichnet gerne Köpfehen; Katsjenka dagegen nur Blumen und Schmetterlinge. Ljubotschka spielt mit starker Betonung Konzerte von Field und einige Sonaten von Beethoven; Katsjenka spielt Variationen und Walzer, verlangsamt das Tempo, schlägt stark auf die Tasten, drückt unaufhörlich das Pedal, und nimmt, bevor sie zu spielen beginnt, gefühlvoll drei arpeggierte Akkorde.

Katsjenka wirkte aber nach meiner damaligen Auffassung mehr als erwachsenes Mädchen und gefiel mir darum viel besser als Ljubotschka.

22

Papa

Papa ist besonders heiter, seitdem Wolodja die Universität besucht, und er kommt mittags öfter als sonst zu Großmutter. Ubrigens ist der Grund seiner Heiterkeit, wie ich von Nikolaj erfahre, der, daß er in letzter Zeit viel Geld im Kartenspiel gewonnen hat. Es kommt sogar vor, daß er uns abends, bevor er in den Klub geht, besucht, sich ans Klavier setzt, uns um sich versammelt und uns mit seinen weichen Stiefeln (er kann Absätze nicht leiden und trägt niemals welche), den Takt angehend, Zigeunerlieder vorsingt. Man muß dann die komische Freude seines Lieblings Ljubotschka sehen, die ihn vergöttert. Manchmal kommt er ins Unterrichtszimmer und hört mit strengem Gesicht zu, wie ich die Aufgaben hersage; doch an den Ausdrücken, mit denen er mich zu verbessern sucht, erkenne ich, daß

er das, was man mich lehrt, schlecht kennt. Manchmal zwinkert er uns heimlich zu und macht uns Zeichen, wenn Großmutter brummt und sich ohne Grund über uns ärgert. „Na, heute haben wir was abbekommen, Kinder!“ sagt er dann zu uns; überhaupt steigt er in meinen Augen allmählich von der unerreichbaren Höhe herab, auf die ihn meine kindliche Phantasie gestellt hatte. Ich küsse noch immer seine große weiße Hand mit der gleichen aufrichtigen Liebe und Achtung, doch erlaube ich mir schon, über ihn nachzudenken, seine Handlungen zu beurteilen, und komme unwillkürlich auf Gedanken, die mich erschrecken. Niemals werde ich einen Fall vergessen, der mich so zum Nachdenken veranlaßt und mir so viele moralische Qualen verursacht hat.

Einmal kam er spät abends in schwarzem Frack und weißer Weste in den Salon, um Wolodja, der sich gerade in seinem Zimmer ankleidete, auf einen Ball mitzunehmen. Großmutter wartete im Schlafzimmer auf Wolodja, (sie hatte die Gewohnheit, ihn vor jedem Ball zu sich kommen zu lassen, ihn zu segnen, sich ihn anzusehen und ihm Verhaltensmaßregeln zu geben). Mimi ging in dem nur von einer Lampe beleuchteten Saal mit Katsjenka auf und ab, Ljubotschka saß am Klavier und übte das zweite Konzert von Field, ein Lieblingsstück mamans.

Niemals und bei niemand habe ich eine solche Familienähnlichkeit gefunden wie die zwischen meiner Schwester und meiner Mutter. Diese Ähnlichkeit lag nicht im Gesicht, nicht im Körperbau, sondern in etwas Ungreifbarem: in den Händen, in der Art, zu gehen, ganz besonders in der Stimme und in einigen Ausdrücken. Wenn Ljubotschka sich ärgerte, sagte sie: „Eine ganze Ewigkeit läßt man uns warten,“ und sie sprach die Worte „eine ganze Ewigkeit,“ die auch maman oft gebraucht hatte, so aus, daß ich Mutter selbst zu hören glaubte, so gedehnt: „Eine ga-anze Ewigkeit“. Aber am erstaunlichsten war diese Ähnlichkeit beim Klavierspiel und bei allen Handgriffen, deren sie sich dabei bediente. Genau wie meine Mutter ordnete sie dabei ihr Kleid, wandte die Blätter mit der linken Hand um, indem sie sie oben anfaßte, schlug aus Ärger mit der Faust auf

die Tasten, wenn ihr eine schwierige Passage lange nicht gelingen wollte, und rief dabei: „Ach, mein Gott!“ Von derselben Zartheit und Sauberkeit war ihr Spiel, jenes schöne Fieldsche Spiel, das man so trefflich *jeu perlé* genannt hat, und dessen Vorzüge all die Kunststücke der modernen Klaviervirtuoson nicht vergessen machen können.

Papa trat mit eiligen trippelnden Schritten ins Zimmer und näherte sich Ljubotschka, die bei seinem Eintritt ihr Spiel unterbrach.

„Spiele nur, Ljuba, spiele,“ sagte er, neben ihr Platz nehmend.

Ljubotschka fuhr fort, und Papa saß, den Kopf auf die Hand gestützt, lange ihr gegenüber; dann erhob er sich, zuckte mit der Schulter und ging im Zimmer auf und ab. Jedesmal, wenn er an das Klavier kam, blieb er stehen und betrachtete Ljubotschka lange und aufmerksam. An seinen Bewegungen und an seinem Gang merkte ich, daß er sehr aufgeregt war. Als er einige Male im Saal auf und ab gegangen war, blieb er hinter Ljubotschkas Stuhl stehen, küßte sie auf das schwarze Köpfchen, machte dann eine schnelle Wendung und setzte seine Wanderung fort. Als Ljubotschka mit dem Stück zu Ende war, ging sie auf Papa zu und fragte ihn, ob sie gut gespielt hätte. Er umfaßte stumm ihren Kopf und küßte ihr Stirn und Augen mit einer solchen Zärtlichkeit, wie ich sie noch niemals bei ihm gesehen hatte.

„Ach, mein Gott! Du weinst!“ sagte Ljubotschka plötzlich, wobei sie seine Uhrkette aus der Hand fallen ließ und ihre großen erstaunten Augen auf sein Gesicht richtete. „Verzeihe mir, mein lieber Papa, ich hatte ganz vergessen, daß das *mamans* Stück war.“

„Nein, mein Liebling, spiele es nur öfter,“ erwiderte er mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Wenn du wüßtest, wie wohl es mir tut, an deiner Seite zu weinen!“

Er küßte sie noch einmal und ging, gegen seine innere Aufregung ankämpfend und mit der Schulter zuckend, auf die Türe zu, die über den Korridor nach Wolodjas Zimmer führte.

„Wolodja, bist du bald fertig?“ rief er, mitten im Korridor stehen bleibend. Im selben Augenblick ging das Stubenmädchen Mascha

an ihm vorbei; als sie den Herrn sah, senkte sie die Augen und wollte ihm ausweichen. Er hielt sie an!

„Du wirst immer hübscher,“ sagte er, sich zu ihr neigend.

Mascha wurde rot und senkte den Kopf noch tiefer.

„Erlauben Sie,“ flüsterte sie.

„Woldemar, bist du nun bald fertig?“ wiederholte Papa, mit der Achsel zuckend und sich räuspierend, als Mascha an ihm vorbeiging, und erblickte mich . . .

Ich liebte meinen Vater, aber der menschliche Verstand führt eine vom Herzen unabhängige Existenz und birgt oft Gedanken, die das Gefühl beleidigen und diesem unbegreiflich und grausam erscheinen. Solche Gedanken kamen mir, trotzdem ich mich bemühte, sie von mir fernzuhalten . . .

23

Großmutter

Großmutter wird von Tag zu Tag schwächer; ihre Glocke, die Stimme der brummigen Gascha, das Zuschlagen ihrer Türe ertönt immer häufiger; sie empfängt uns schon nicht mehr in dem Lehnstuhl ihres Zimmers, sondern in ihrem Schlafzimmer, in dem hohen Bett mit den spitzenbesetzten Kissen. Wenn ich sie begrüße, sehe ich auf ihrer Hand eine weißlich-gelbe glänzende Geschwulst: das Zimmer erfüllt ein schwerer Geruch, wie ich ihn vor fünf Jahren im Zimmer meiner Mutter bemerkt habe. Der Arzt besucht sie dreimal am Tage; schon haben mehrere Konsultationen stattgefunden. Doch ihr Charakter, das stolze und zeremonielle Benehmen gegenüber allen Hausgenossen und ganz besonders Papa gegenüber sind unverändert geblieben; immer noch dehnt sie die Worte, zieht die Augenbrauen hoch und sagt: „Mein Lieber.“

Aber seit einigen Tagen läßt man uns nicht mehr zu ihr, und eines Morgens schlägt St. Jérôme mir während der Unterrichtszeit vor, zusammen mit Ljubotschka und Katsjenka spazieren zu fahren.

Trotzdem ich, als wir den Schlitten besteigen, sehe, daß die Straße vor Großmutter's Fenstern mit Stroh ausgelegt ist, und daß fremde Männer in langen, blauen Röcken vor unserem Tor stehen, kann ich nicht begreifen, warum man uns zu so ungewohnter Stunde auf eine Spazierfahrt schickt. Während dieser Fahrt sind Ljubotschka und ich in jener merkwürdig heiteren Stimmung, in der der einfachste Vorfall, jedes Wort, jede Bewegung zum Lachen reizen.

Ein Straßenhändler ergreift seine Mulde und läuft im Trab über die Straße, — wir lachen. Ein zerlumpter Droschkenkutscher holt, die Enden der Leine schwingend, unseren Schlitten im Galopp ein, — wir brechen in schallendes Gelächter aus; Philipp's Peitsche bleibt an den Schlittenkufen hängen; er dreht sich um und sagt „Ach!“ — wir vergehen vor Lachen. Mimi sagt mit unzufriedenem Gesicht, daß nur die Dummen ohne Grund lachen, — und Ljubotschka schaut mich, ganz rot von der Anstrengung, das Lachen zu unterdrücken, von unten bis oben an. Unsere Augen begegnen sich, und wir brechen in ein solch homerisches Gelächter aus, daß uns die Tränen in die Augen treten und wir die Lachausbrüche, die uns zu ersticken drohen, nicht mehr eindämmen können. Raum haben wir uns etwas beruhigt, blicke ich Ljubotschka an und sage ein bestimmtes Wörtchen, das bei uns seit einiger Zeit Mode geworden ist, — und wir müssen wieder loslachen.

Während wir uns dem Hause nähern, mache ich den Mund auf, um Ljubotschka eine besonders schöne Frage zu schneiden, als mein Blick auf einen schwarzen Sargdeckel fällt, der an einen Flügel unseres Hauseingangs gelehnt ist, und mein Mund erstarrt in der verzerrten Stellung.

„Votre grand-mère est morte!“ sagt St. Jérôme, der uns mit blassem Gesicht entgegenkommt.

Die ganze Zeit über, während Großmutter's Leiche im Hause ist, fühle ich eine drückende Todesangst, d. h. der tote Körper erinnert mich lebhaft und in unangenehmer Weise daran, daß auch ich einmal sterben muß, ein Gefühl, das man ohne Grund mit dem der Trauer verwechselt. Ich trauere nicht um Großmutter, und wohl

kaum jemand im Hause trauert aufrichtig um sie. Trotzdem das Haus mit Trauergästen gefüllt ist, bedauert niemand ihren Tod, außer einer Person, deren unbeherrschter Schmerz mich in unsagbares Staunen versetzt. Diese Person ist das Stubenmädchen Gascha. Sie geht nach oben in die Bodenkammer, schließt sich dort ein, hört nicht auf zu weinen, verflucht ihr ganzes Leben, rauft sich das Haar, will auf keinen Zuspruch hören und sagt, daß nach dem Verlust ihrer geliebten Herrin nur der Tod ihr Trost bringen kann.

Ich wiederhole nochmals, daß in Gefühlsangelegenheiten das Unwahrscheinliche das sicherste Merkmal der Wahrheit ist.

Großmutter ist nicht mehr, doch in unserem Hause leben die Erinnerungen an sie noch weiter, und es wird von ihr viel gesprochen. Diese Gespräche beziehen sich hauptsächlich auf das Testament, das sie vor ihrem Tode gemacht hat, und das niemand außer dem Testamentvollstrecker, dem Fürsten Iwan Iwanowitsch, kennt. Unter Großmutter's Leuten merke ich einige Erregung; ich höre sie oft davon sprechen, zu wem sie wohl jetzt kommen werden, und ich gestehe es, ich denke unwillkürlich und mit Freuden daran, daß wir erben werden.

Nach sechs Wochen berichtet uns Nikolaj, der unsere ständige Zeitung für Familiennachrichten ist, daß Großmutter ihr ganzes Vermögen Ljubotschka hinterlassen und bis zu ihrer Verheirathung die Verwaltung nicht Papa, sondern dem Fürsten Iwan Iwanowitsch übertragen hat.

24

Ich

Es bleiben nur noch wenige Monate bis zu meinem Eintritt in die Universität. Ich lerne gut. Ich erwarte nicht nur die Lehrer ohne Angst, sondern finde auch ein gewisses Vergnügen am Unterricht.

Es macht mir Freude, die gelernten Aufgaben möglichst klar und deutlich herzusagen. Ich bereite mich für die mathematische Fakultät

vor; aber ich muß gestehen, diese Wahl habe ich einzig und allein darum getroffen, weil mir Worte wie Sinus, Tangente, Differential, Integral, außerordentlich gefallen.

Ich bin kleiner von Wuchs als Wolodja, breitschultrig und fleischig, noch immer häßlich und ärgere mich noch immer darüber wie früher. Ich bemühe mich, für ein Original zu gelten. Nur eines tröstet mich: Papa hat bei irgend einer Gelegenheit gesagt, daß ich eine „gescheite Frage“ besitze, und das glaube ich auch.

St. Jérôme ist mit mir zufrieden und lobt mich; ich hasse ihn nicht nur nicht mehr, sondern es kommt mir manchmal, wenn er zu mir sagt, daß es bei meinen Fähigkeiten und bei meinem Verstande eine Schande für mich sei, dies oder jenes zu tun, sogar so vor, als liebte ich ihn.

Meine Beobachtungen in der Mädchenstube haben längst aufgehört; ich schäme mich, mich hinter den Türen zu verbergen, und außerdem muß ich gestehen, ich bin etwas abgekühlt, seitdem ich von Wassilij's Liebe zu Mascha überzeugt bin. — Wassilij's Heirat, für die ich auf seine Bitte hin selbst bei Papa die Erlaubnis erwirkt habe, hat mich endgültig von dieser unglücklichen Leidenschaft geheilt.

Als die Neuvermählten mit Konfitüren auf einem Tablett zu Papa kommen, um ihm zu danken, und Mascha in einer Haube mit blauen Bändern auch uns allen für irgend etwas dankt und jeden dabei auf die Schulter küßt, spüre ich nur den Geruch von Rosenpomade, den ihre Haare ausströmen, aber keinerlei Aufregung.

Überhaupt beginne ich, von den Fehlern meines Knabenalters zu genesen, ausgenommen den wichtigsten, der mir in meinem Leben noch viel Schaden zufügen sollte, meine Neigung zu Reflexionen.

Wolodjas Freunde

D obwohl ich in der Gesellschaft von Wolodjas Bekannten eine Rolle spielte, die kränkend für meine Eitelkeit war, liebte ich es, in seinem Zimmer zu sitzen, wenn er Besuch hatte, und alles zu

beobachten, was dort vor sich ging. Häufiger als die anderen besuchten ihn ein Adjutant Dubkow und ein Student namens Fürst Nechljudow. Dubkow war klein, fehnig, brünett, nicht mehr ganz jung, etwas kurzbeinig, aber nicht häßlich und stets in bester Laune. Er war einer jener beschränkten Menschen, die durch ihre Beschränktheit aber besonders angenehm wirken, und die, nicht fähig, die Dinge von allen Seiten zu betrachten, ewig von etwas begeistert sind. Die Urteile solcher Menschen sind einseitig und fehlerhaft, doch stets aufrichtig und haben etwas Suggestives; sogar ihr beschränkter Egoismus kommt einem gewissermaßen verzeihlich und nett vor. Außerdem besaß Dubkow für Wolodja und mich eine zweifache Anziehungskraft: das militärische Außere und, was die Hauptsache war, das Alter, mit dem junge Menschen den Begriff von Wohl-
anständigkeit (*comme il faut*) verbinden, die sie in diesen Jahren sehr hoch einschätzen. Im übrigen war Dubkow wirklich, was man „*comme il faut*“ zu nennen pflegt. Eines nur war mir unangenehm: Wolodja schämte sich sozusagen vor ihm wegen meiner harmlosesten Handlungen und am meisten wegen meiner Jugend.

Nechljudow war nicht hübsch; die kleinen, grauen Augen, die niedrige, steile Stirn, die unverhältnismäßig langen Arme und Beine konnten nicht für schön gelten. Schön war an ihm nur der ungewöhnlich hohe Wuchs, die zarte Gesichtsfarbe und die herrlichen Zähne. Doch die schmalen, glänzenden Augen und der veränderliche, bald strenge, bald kindlich unbestimmte Ausdruck seines Lächelns verliehen dem Gesicht einen eigenartigen, energischen Zug, den man nicht übersehen konnte.

Er schien schamhaft zu sein, denn jede Kleinigkeit ließ ihn bis an die Ohren erröten; doch glich seine Schüchternheit nicht der meinen. Je tiefer er errötete, desto mehr Entschlossenheit drückte sein Gesicht aus. Er schien sich über seine eigene Schwäche zu ärgern.

Trotzdem er mit Dubkow und Wolodja sehr befreundet schien, sah man, daß nur ein Zufall sie zusammengeführt hatte. Sie waren ganz verschiedene Charaktere: Wolodja und Dubkow schienen gleichsam alles zu fürchten, was ernstern Betrachtungen und Empfin-

dungen ähnelte; Nechljudow aber war im höchsten Grade Enthusiast und ließ sich allem Gespött zum Trotz oft in Betrachtungen über philosophische Fragen und über Gefühle ein. Wolodja und Dubkow sprachen gerne von den Gegenständen ihrer Liebe (sie pflegten in mehrere zugleich und alle beide in dieselben Mädchen verliebt zu sein); Nechljudow aber wurde stets ernstlich böse, wenn man Anspielungen auf seine Liebe zu einer gewissen „Rothhaarigen“ machte.

Wolodja und Dubkow erlaubten sich oft, liebevoll über die eigenen Verwandten zu spotten; Nechljudow dagegen geriet in Wut, wenn man eine unliebenswürdige Anspielung auf seine Tante machte, die er bewunderte, ja anbetete. Wolodja und Dubkow pflegten nach dem Abendbrot ohne Nechljudow irgendwohin zu fahren und nannten ihn ein „unschuldiges Lamm“.

Fürst Nechljudow war mir gleich beim ersten Male durch sein Gespräch wie durch sein Aeußeres aufgefallen. Trotzdem er viele Züge mit mir gemein hatte, oder vielleicht gerade deswegen, war das Gefühl, das er mir damals einflößte, durchaus nicht freundlich.

Mir mißfiel sein schneller Blick, seine feste Stimme; am meisten aber mißfiel mir die völlige Gleichgültigkeit, mit der er mir begegnete. Oft überkam mich während des Gespräches eine große Lust, ihm zu widersprechen; zur Strafe für seinen Stolz wollte ich ihn widerlegen, ihm zeigen, wie klug ich war, trotzdem er mich in keiner Weise beachtete; doch hielt mich meine Schüchternheit davon zurück.

Betrachtungen

Wolodja lag mit den Füßen auf dem Sofa und las, den Kopf in die Hand gestützt, in irgendeinem französischen Roman, als ich wie gewöhnlich nach dem Abendunterricht in sein Zimmer trat. Er hob einen Augenblick den Kopf, sah mich an und vertiefte sich dann wieder in das Buch, eine an sich einfache und natürliche Bewegung, die mich aber erröten ließ. Es schien mir, daß sein Blick

mich fragte: „Wozu kommst du?“ und daß ein schnelles Senken seines Kopfes die Bedeutung des Blickes vor mir verbergen sollte. Diese Neigung, der einfachsten Bewegung eine gewisse Bedeutung beizumessen, war der charakteristische Zug meines Wesens in jenem Alter. Ich ging an den Tisch und nahm ebenfalls ein Buch; aber bevor ich zu lesen anfing, fiel mir ein, wie komisch es sei, daß wir, nachdem wir uns den ganzen Tag nicht gesehen hatten, kein Wort miteinander wechselten.

„Bleibst du heute abend zu Hause?“

„Ich weiß nicht. Warum?“

„So,“ sagte ich, und da ich merkte, daß kein Gespräch in Gang kommen wollte, nahm ich das Buch und begann zu lesen.

Sonderbar, wenn wir unter vier Augen waren, konnte ich mit Wolodja ganze Stunden schweigend verbringen; es genügte aber, daß eine dritte, wenn auch gleichfalls schweigsame Person dazu kam, damit die interessantesten Gespräche über die verschiedensten Dinge zwischen uns in Gang kamen. Wir fühlten, daß wir einander zu gut kannten. Sich zu gut kennen, ist ebenso ein Hindernis für eine Annäherung, wie sich zu wenig kennen.

„Ist Wolodja zu Hause?“ ertönte Dubkows Stimme im Vorzimmer.

„Ja, ich bin zu Hause!“ sagte Wolodja, nahm die Füße vom Sofa herunter und legte das Buch auf den Tisch.

Dubkow und Nechljudow traten in Mänteln und Hüten ins Zimmer.

„Fährst du mit ins Theater, Wolodja?“

„Nein, ich habe keine Zeit,“ antwortete Wolodja errötend.

„Ach was! Bitte, komm mit!“

„Ich habe auch keine Karte.“

„Karten gibt es am Eingang, so viel du willst.“

„Warte, ich komme gleich,“ sagte Wolodja ausweichend und ging, mit der Schulter zuckend, aus dem Zimmer.

Ich wußte, daß Wolodja große Lust hatte, mit ins Theater zu fahren, wozu ihn Dubkow einlud, daß er es aber nur darum ab-

lehnte, weil er kein Geld hatte, und daß er jetzt aus dem Zimmer ging, um sich beim Haushofmeister fünf Rubel zu borgen, bis er seinen nächsten Monatswechsel erhielt.

„Guten Tag, Diplomat,“ sagte Dubkow, mir die Hand reichend. Wolodjas Freunde nannten mich „Diplomat“, weil die selige Großmutter, als sie einmal nach dem Mittagessen über unsere Zukunft sprach, in ihrer Gegenwart gesagt hatte, Wolodja solle Offizier werden, ich dagegen ein „Diplomat“ in schwarzem Frack und mit einer Frisur à la coq, die nach ihrer Meinung eine unumgängliche Bedingung für die diplomatische Laufbahn war.

„Wohin ist Wolodja denn gegangen?“ fragte mich Nechljudow.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich, bei dem Gedanken rot werdend, daß sie sicher errieten, weshalb Wolodja weggegangen war.

„Sicher hat er kein Geld! Nicht wahr? Oh, Sie Diplomat!“ fügte er hinzu, den Grund meines Lächelns richtig erratend. „Ich habe auch kein Geld! Und du, Dubkow?“

„Wir wollen sehen.“ Dubkow langte nach dem Geldbeutel und befühlte mit seinen kurzen Fingern sorgfältig die kleinen Münzen, die noch darin waren. „Da ist ein Fünfstopfenstück, da ein Zwanziger, das ist alles!“ Er machte eine komische Handbewegung.

In diesem Augenblick kehrte Wolodja zurück.

„Nun, fahren wir?“

„Nein.“

„Wie komisch du bist!“ sagte Nechljudow. „Warum sagst du nicht, daß du kein Geld hast. Nimm meine Karte, wenn du willst.“

„Und du?“

„Er wird zu seinen Rusinen in die Loge gehen,“ sagte Dubkow.

„Nein, ich fahre überhaupt nicht mit.“

„Warum?“

„Du weißt doch, daß ich nicht gerne in der Loge sitze.“

„Warum?“

„Ich tue es nicht gerne; das geniert mich.“

„Immer die alte Geschichte! Ich verstehe nicht, warum es dich

geniert, dort zu sitzen, wo man dich gerne sieht! Das ist doch komisch, mon cher!"

"Was ist dagegen zu machen, si je suis timide! Ich bin überzeugt, du bist in deinem Leben noch nicht rot geworden, ich aber erröte wegen jeder Kleinigkeit!" sagte er und errötete dabei.

"Savez-vous d'où vient votre timidité? ... d'un excès d'amour-propre, mon cher," sagte Dubkow in gönnerhaftem Ton.

"Wieso excès d'amour-propre!" Nechljudow fühlte sich an einer empfindlichen Stelle getroffen. "Im Gegenteil, ich werde deswegen leicht verlegen, weil ich zu wenig amour propre habe; es scheint mir immer, daß man sich mit mir zusammen langweilt und unbehaglich fühlt ... und deswegen ..."

"Zieh dich an, Wolodja," sagte Dubkow, faßte Wolodja bei den Schultern und zog ihm den Rock aus. "Ignat, der gnädige Herr muß sich umziehen!"

"Deswegen passiert es mir oft ..." fuhr Nechljudow fort.

Doch Dubkow hörte ihm gar nicht mehr zu. "Trala-ta-ra-la-la," trällerte er eine Melodie.

"Du wirst mir nicht ausweichen; ich werde dir beweisen, daß meine Schüchternheit nicht durch Eigenliebe verursacht wird."

"Das kannst du am besten zeigen, wenn du mit uns mitfährst."

"Ich sagte schon, ich fahre nicht mit."

"Nun, dann bleibe hier und teile dem 'Diplomaten' deine Beweise mit; wenn wir zurück sind, wird er uns darüber berichten."

"Ich werde es auch beweisen," sagte Nechljudow mit kindlichem Eigensinn, "aber kommt bald wieder ... Was meinen Sie, leide ich an Eigenliebe?" fragte er und setzte sich zu mir.

Obwohl ich mir über diesen Punkt eine feste Meinung gebildet hatte, wurde ich angesichts dieser unerwarteten Frage so verlegen, daß ich mit der Antwort zögerte.

"Ich denke, ja," sagte ich und fühlte, wie meine Stimme zitterte und Röte mein Gesicht bei dem Gedanken bedeckte, jetzt sei der Augenblick da, ihm zu zeigen, daß ich klug wäre. "Ich denke, daß

jeder Mensch Eigenliebe besitzt und alles, was er tut, nur aus Eigenliebe tut."

"Was ist eigentlich Ihrer Meinung nach Eigenliebe?" fragte er und lächelte, wie mir schien, etwas verächtlich.

"Eigenliebe ist die Überzeugung, daß man besser und klüger ist als alle anderen," sagte ich.

"Wie können denn aber alle Menschen davon überzeugt sein?"

"Ich weiß nicht, ob ich recht habe oder nicht, aber niemand außer mir will es sich eingestehen; ich bin überzeugt, daß ich der klügste Mensch auf der Welt bin, und ich bin sicher, daß auch Sie dieselbe Meinung von sich haben."

"Nein, was mich betrifft, so kann ich sagen, daß ich schon Menschen begegnet bin, denen ich mehr Klugheit zuerkennen mußte als mir."

"Das ist unmöglich," rief ich voller Überzeugung.

"Ist das wirklich Ihre Meinung?" fragte er und betrachtete mich aufmerksam.

"Ganz im Ernst," antwortete ich.

Und plötzlich kam mir ein Gedanke, den ich sofort aussprach.

"Ich will es Ihnen beweisen. Warum lieben wir uns selbst mehr als die anderen? . . . Weil wir uns für besser halten, weil wir glauben, der Liebe würdiger zu sein . . . Wenn wir die anderen für besser als uns hielten, dann würden wir sie auch mehr lieben als uns, und das kommt niemals vor. Wenn es auch vorkommt, so habe ich doch recht," fügte ich hinzu mit einem unwillkürlichen Lächeln der Selbstzufriedenheit.

Nechljudow schwieg eine Weile.

"Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß Sie so klug sind!" sagte er mit einem so gutmütigen, freundlichen Lächeln, daß ich mir plötzlich außerordentlich glücklich ersahen.

So mächtig wirkt das Lob nicht bloß auf das Gefühl, sondern auch auf den Verstand des Menschen; unter seinem Einfluß schien es mir, daß ich viel klüger geworden sei, und die Gedanken strömten mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in meinem Kopf zusammen. Von der Eigenliebe gingen wir unmerklich zur Liebe über, und das Ge-

sprach über dieses Thema schien unerschöpflich. Unsere Betrachtungen wären für einen Unbetheiligten ganz sinnlos gewesen, so unklar und einseitig waren sie; für uns aber hatten sie große Bedeutung. Unsere Seelen waren so aufeinander abgestimmt, daß die geringste Berührung einer Saite in einem von uns in dem anderen einen Widerhall weckte. Gerade an diesem harmonischen Zusammenklingen der verschiedenen Saiten, die wir im Gespräch berührten, fanden wir Freude. Es war uns, als fehle es uns an Worten und an der Zeit, um uns alle Gedanken mitzutheilen, die nach Ausdruck drängten.

Anfang der Freundschaft

Von dieser Zeit an bestanden zwischen Dmitrijs Nechjudow und mir recht seltsame, doch außerordentlich erfreuliche Beziehungen. In Gegenwart anderer beachtete er mich fast gar nicht; kaum aber fügte es der Zufall, daß wir allein waren, so setzten wir uns in eine gemütliche Ecke und begannen zu philosophieren, wobei wir alles vergaßen und nicht merkten, wie die Zeit verflog.

Wir sprachen von der Zukunft, vom Staatsdienst, von der Kunst, vom Heiraten, von der Kindererziehung, und niemals merkten wir, daß das, was wir sagten, ein großer Unsinn war. Wir merkten das nicht, da der Unsinn, den wir sprachen, ein kluger und netter Unsinn war; in der Jugend aber schätzt man die Klugheit und glaubt an sie. In der Jugend sind alle seelischen Kräfte auf die Zukunft gerichtet, und diese Zukunft nimmt unter dem Einfluß der Hoffnung, die nicht auf der Erfahrung der Vergangenheit, sondern auf der eingebildeten Möglichkeit des Glücks beruht, so vielfältige, lebendige und bezaubernde Formen an, daß schon allein die Träume von künftigem Glück, wenn man sie jemand mittheilen kann, der sie versteht und mitempfindet, das wahre Glück dieses Alters ausmachen. Bei den metaphysischen Betrachtungen, die den Hauptgegenstand unserer Gespräche bildeten, liebte ich besonders jene Augenblicke, wenn die

Gedanken einander immer schneller folgen, immer abstrakter werden und endlich einen solchen Grad von Nebelhaftigkeit erreichen, daß es unmöglich wird, sie zum Ausdruck zu bringen, und daß man etwas ganz anderes sagt in der Meinung, man spreche seine Gedanken aus. Ich liebte die Augenblicke, wenn man immer höher in das Reich des Gedankens steigt, so daß man plötzlich die Unermesslichkeit dieses Reiches und die Unmöglichkeit erkennt, noch weiter in ihm vorzudringen.

Einmal, während des Faschings, war Nechljudow von verschiedenen Vergnügungen so in Anspruch genommen, daß er, trotzdem er täglich mehrere Male zu uns ins Haus kam, sich kein einziges Mal mit mir in eine Unterhaltung einließ; das verletzte mich so, daß ich ihn wieder für einen hochmütigen und unangenehmen Menschen hielt. Ich wartete nur auf eine Gelegenheit, um ihm zu zeigen, daß ich auf seine Gesellschaft keinen Wert legte und keine besondere Zuneigung für ihn empfände.

Als er nach den Faschingstagen zum ersten Male wieder ein Gespräch mit mir anknüpfen wollte, sagte ich, daß ich meine Aufgaben machen müsse, und ging nach oben. Eine Viertelstunde später wurde die Tür des Unterrichtszimmers geöffnet, und Nechljudow trat herein.

„Störe ich Sie?“

„Nein,“ antwortete ich, trotzdem ich ihm eigentlich sagen wollte, daß ich wirklich zu arbeiten hätte.

„Warum haben Sie denn Wolodjas Zimmer verlassen? Wir haben doch so lange nicht mehr philosophiert. Und ich habe mich doch so daran gewöhnt, daß ich es wirklich vermisse.“

Mein Ärger war in einem Augenblick verflogen, und Dmitri war in meinen Augen wieder derselbe gute und nette Mensch wie vorher.

„Vielleicht wissen Sie, warum ich fortgegangen bin?“

„Vielleicht“, antwortete er und setzte sich neben mich. „Wenn ich es aber auch errate, kann ich es doch nicht sagen, Sie dagegen können es.“

„Ich will es Ihnen auch sagen. Ich bin fortgegangen, weil ich böse auf Sie war, das heißt, ich war nicht böse, sondern verärgert.“

Das ist doch ganz einfach: ich fürchte stets, daß Sie mich verachten, weil ich noch sehr jung bin."

"Wissen Sie, warum wir einander so nahe getreten sind?" sagte er, mein Geständnis mit einem gutmütigen und klugen Blick beantwortend, "warum ich Sie mehr liebe als die anderen Menschen, die ich doch näher kenne und mit denen mich mehr Gemeinsames verbindet? Das ist mir eben erst eingefallen. Sie haben eine seltene, erstaunliche Eigenschaft, die Aufrichtigkeit."

"Ja, ich sage immer die Dinge, die zu gestehen ich mich eigentlich schäme," bestätigte ich, "aber nur denen gegenüber, denen ich vertraue."

"Um einem aber ganz zu vertrauen, muß man richtig mit ihm befreundet sein, wir aber sind noch nicht befreundet, Nicolas; erinnern Sie sich noch daran, was wir von der Freundschaft sagten? Um wahre Freunde zu sein, muß man einander ganz und gar vertrauen."

"Man muß die Sicherheit haben, daß der andere das, was man ihm sagt, niemand weiter erzählt," sagte ich. "Und doch sind die wichtigsten und interessantesten Gedanken gerade die, die wir einander um keinen Preis verraten werden."

"Und was für häßliche Gedanken! So gemeine Gedanken, daß sie uns niemals kämen, wenn wir wüßten, daß wir sie eingestehen müssen. . . Wissen Sie, welcher Gedanke mir jetzt kommt, Nicolas?" fügte er hinzu, erhob sich vom Stuhl und rieb sich lächelnd die Hände. "Machen wir es so, und Sie werden sehen, wie nützlich das für uns beide sein wird; wollen wir uns das Wort geben, einander alles einzugestehen? Wir werden einander kennen lernen und uns nicht vor einander schämen; damit wir aber die anderen Menschen nicht zu fürchten brauchen, wollen wir uns gegenseitig das Wort geben, niemals, mit niemand und nichts über uns beide zu sprechen. . . Machen wir es so."

"Gut," sagte ich.

Und wir machten es in der Tat so. Was daraus wurde, will ich später erzählen.

Rarr sagt, es gäbe bei jeder Zuneigung zwei Parteien: Die eine

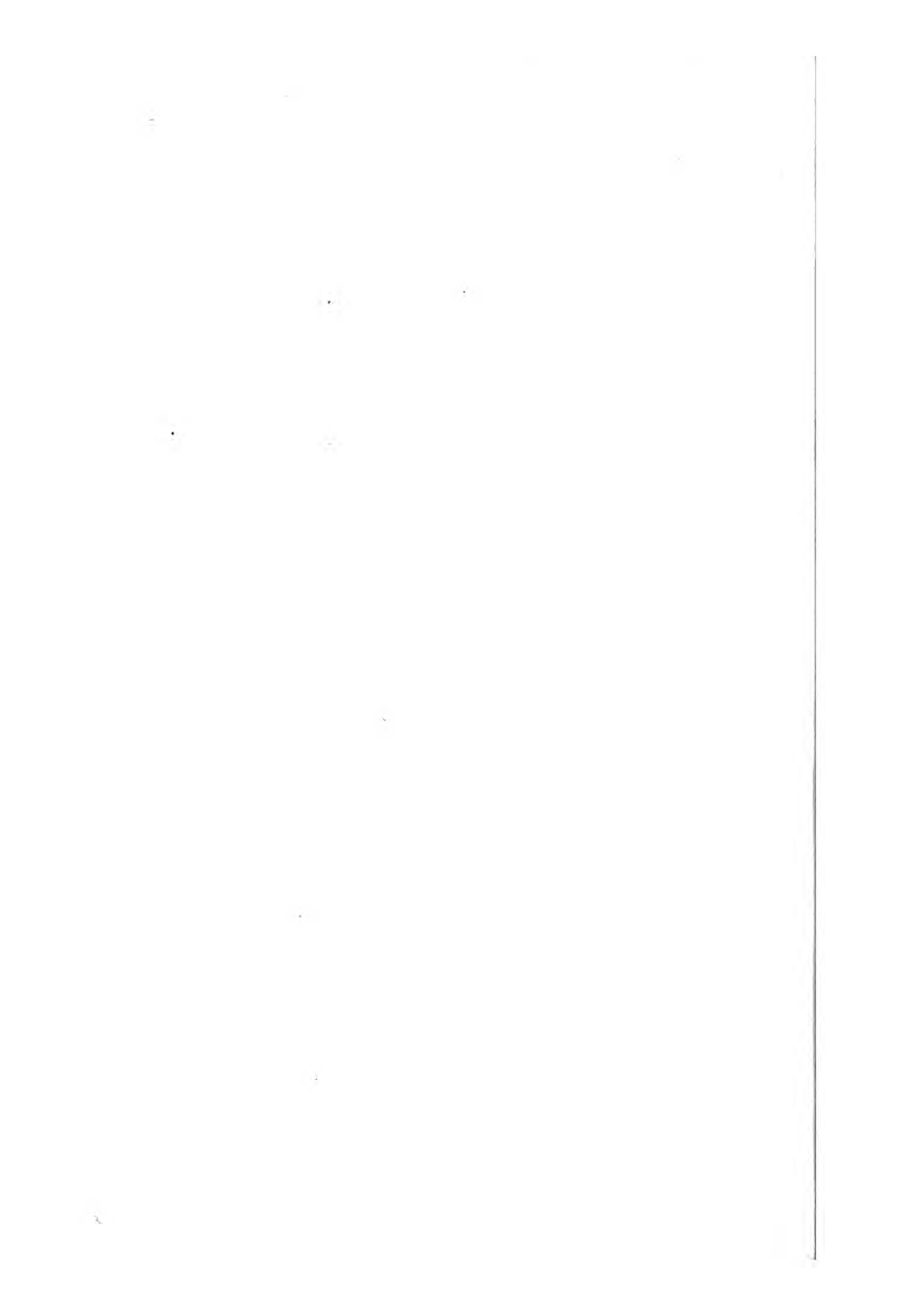
liebt, die andere läßt sich lieben; die eine küßt, die andere hält die Wange hin. Das ist ganz richtig; bei unserer Freundschaft war ich der, der küßte, und Dmitrij der, der seine Wange hinhielt; aber auch er war bereit, mich zu küssen. Wir liebten einander in gleicher Weise, weil wir einander kannten und schätzten; doch das hinderte nicht, daß er einen starken Einfluß auf mich ausübte, und daß ich mich ihm unterordnete.

Es versteht sich von selbst, daß ich unter Nechlsudows Einfluß unwillkürlich seine Charaktereinstellung annahm, die in der begeisterten Anbetung des Tugendideals und in der Überzeugung bestand, daß der Mensch dazu berufen ist, sich immer mehr zu vervollkommen. Damals schien es eine leichte Sache, die ganze Menschheit zu verbessern und alle Laster und das ganze menschliche Unglück zu beseitigen; es schien auch sehr leicht und einfach, sich selbst zu bessern, sich alle Tugenden anzueignen und ein glücklicher Mensch zu werden...

Gott allein weiß übrigens, ob diese edlen Jugendträume wirklich lächerlich waren, und wer daran schuld ist, daß sie sich nicht verwirklichten...

1854.

Jünglingsjahre



Was ich als den Anfang der Jünglingsjahre betrachte

Ich habe bereits gesagt, daß meine Freundschaft mit Dmitrij für mich eine neue Anschauung des Lebens, seiner Ziele und Zusammenhänge mit sich brachte. Das Wesentliche dieser Anschauung ging dahin, daß es die Bestimmung des Menschen sei, nach sittlicher Vervollkommnung zu streben, und daß diese Vervollkommnung leicht, möglich und unendlich sei. Vorläufig erfreute ich mich aber bloß an der Entdeckung neuer Gedanken, die aus dieser Überzeugung folgten, und am Schmieden glänzender Pläne für eine sittliche tatenreiche Zukunft; mein Leben ging jedoch denselben kleinlichen, verworrenen und müßigen Gang weiter wie bisher.

Die tugendhaften Gedanken, die ich im Gespräch mit meinem vergötterten Freund Dmitrij erörterte, dem herrlichen Mitja, wie ich ihn manchmal vor mich hinflüsternd nannte, gefielen vorläufig nur meinem Verstande, nicht meinem Gefühl. Es kam aber eine Zeit, da diese Gedanken sich mir mit der ganzen frischen Kraft einer moralischen Entdeckung aufdrängten, so daß ich bei der Erinnerung daran, wieviel Zeit ich vergeudet hatte, erschrak und von dem Wunsch überwältigt wurde, diese Gedanken sofort, im selben Augenblick, auf das Leben anzuwenden und den festen Vorsatz faßte, ihnen niemals mehr untreu zu werden.

Diesen Zeitpunkt betrachte ich als den Anfang meiner Jünglingsjahre. Ich näherte mich damals meinem sechzehnten Jahre. Die Lehrer kamen noch immer zu mir. St. Jérôme überwachte meinen

Unterricht, und ich bereitete mich gezwungen und voller Unlust auf die Universität vor.

Abgesehen vom Lernen bestand meine Beschäftigung in einsamen, verworrenen Träumereien und Betrachtungen, in Turnen, da ich der stärkste Mann der Welt werden wollte, in ziellosem und gedankenlosem Umherirren durch die Zimmer, besonders durch den Korridor bis zum Mädchenzimmer, in Herumstehen vor dem Spiegel, von dem ich mich stets voll niederdrückender Verstimmung und sogar voller Abscheu abwandte. Mein Äußeres war, — ich konnte mich im Spiegel davon überzeugen, — nicht nur nicht schön, sondern ich konnte mich auch nicht durch die in solchen Fällen üblichen Einwände trösten. Ich konnte nicht sagen, daß ich ein ausdrucksvolles, fluges oder edles Gesicht hätte... Es hatte schlechterdings nichts Ausdrucksvolles an sich: die Züge waren ganz gewöhnlich, grob und häßlich; meine kleinen grauen Augen waren gerade dann, wenn ich mich im Spiegel betrachtete, eher dumm als klug. Ich hatte nichts Männliches an mir; trotzdem ich keineswegs klein und für mein Alter sogar sehr kräftig war, waren meine Gesichtszüge weich, schlaff und unbestimmt. Mein Gesicht hatte nicht einmal etwas Edles an sich; im Gegenteil, ich hatte das Gesicht eines ganz einfachen Bauern und ebenso große Füße und Hände; das kam mir damals höchst beschämend vor.

2

Frühling

In dem Jahre, in dem mein Universitätsstudium beginnen sollte, fiel das Osterfest tief in den April, so daß die Prüfung zu St. Thomas stattfinden mußte; demnach mußte ich also in der Karwoche fasten und gleichzeitig meine letzten Vorbereitungen zum Examen beenden. Vor drei Tagen, nach dem nassen Schnee, von dem Karl Iwanowitsch zu sagen pflegte: „Der Sohn ist gekommen, den Vater zu holen“ hatte sich mildes, warmes und klares Wetter

eingestellt. In den Straßen sah man keinen Rest von Schnee mehr; statt des schmutzigen Teiges sah man den nassen, glänzenden Damm und schnell dahineilende Bäche. Von den Dächern fielen blinkend die letzten Wassertropfen herunter, auf den Bäumen im Vorgarten zeigten sich Knospen, ein trockener Weg führte durch den Hof an dem gefrorenen Düngerhaufen vorbei zum Pferdestall, und zwischen den Steinen vor der Freitreppe sproß junges, grünes, moßiges Gras. Es war Frühlings Anfang, der ja so mächtig auf das menschliche Herz einwirkt: die helle, ihren Glanz über alles ergießende, doch nicht heiße Sonne, die Bäche, die duftende Frische der Luft, und der zarte, blaue Himmel mit länglichen, durchsichtigen Wölkchen darauf! Ich weiß nicht, warum, aber mir scheint, daß in der Großstadt diese erste Periode des Frühlings auf die menschliche Seele noch stärker und wohlthuender wirkt als auf dem Lande; man sieht zwar weniger davon, aber umso mehr ahnt man. Ich stand am Fenster, durch dessen Doppelscheiben die Morgensonne staubige Strahlen auf den Fußboden des mir unerträglich langweilig gewordenen Unterrichtszimmers warf, und löste auf der Tafel irgend eine algebraische Gleichung. In der einen Hand hielt ich Frankers zerrissenes Lehrbuch der Algebra ohne Einband, in der anderen Hand ein kleines Stück Kreide, mit der ich bereits Hände, Gesicht und die Ellbogen meines Rockes beschmutzt hatte. Nikolaj stand in einer Schürze und mit aufgestreiften Ärmeln vor dem Fenster, das in den Vorgarten führte, schlug den Ritt von dem Doppelfenster ab und bog mit einer Zange die Nägel zurück, die es festhielten. Seine Arbeit und der Lärm, den er machte, lenkten meine Aufmerksamkeit von der Aufgabe ab. Außerdem war ich ziemlich schlechter Laune und recht mißmutig. Nichts wollte mir glücken; ich machte bei meiner Berechnung zweimal gleich zu Anfang einen Fehler, so daß ich wieder von neuem mit der Aufgabe beginnen mußte; zweimal fiel mir die Kreide aus der Hand; ich fühlte, daß mein Gesicht und meine Hände schmutzig waren, der Schwamm war irgendwohin verschwunden, der Lärm, den Nikolaj machte, tat mir weh und erschütterte meine Nerven. Ich hatte große Lust, ärgerlich zu werden

und zu brummen, warf die Kreide und das Algebralehrbuch hin und ging im Zimmer auf und ab. Da fiel mir aber ein, daß wir ja heute zur Beichte gehen mußten, und daß man darum alles Böse von sich fernhalten müsse; und plötzlich geriet ich in irgendeine ganz besondere, milde Geistesverfassung und trat an Nikolaj heran.

„Erlaube mir, daß ich dir helfe, Nikolaj“, sagte ich und bemühte mich, meiner Stimme den sanftesten Klang zu geben; der Gedanke, eine gute Handlung zu vollbringen, indem ich meinen Ärger unterdrückte und Nikolaj half, hob meine milde Stimmung noch.

Der Kitt war entfernt, die Nägel waren zurückgebogen; doch der Rahmen gab nicht nach, trotzdem Nikolaj mit aller Kraft am Fensterkreuz rüttelte.

„Gibt der Rahmen auch dann nicht nach, wenn ich zusammen mit ihm daran ziehe“, dachte ich, „dann ist es eine Sünde, und ich brauche heute nicht weiter zu lernen.“ Der Rahmen gab an einer Seite nach und ließ sich herausnehmen.

„Wohin soll ich ihn tragen?“ fragte ich.

„Erlauben Sie, ich werde schon allein damit fertig“, sagte Nikolaj, sichtlich erstaunt über meinen Eifer und, wie es schien, gar nicht zufrieden mit ihm.

„Man darf sie nicht verwechseln, sie sind dort in der Kammer nach Nummern geordnet.“

„Ich werde schon acht geben.“

Ich glaube, ich hätte mich gefreut, wenn der Weg zur Kammer zwei Meilen lang und der Rahmen doppelt so schwer gewesen wäre. Ich hatte das Bedürfnis, mich bei dieser Dienstleistung für Nikolaj abzuquälen. Als ich ins Zimmer zurückkehrte, waren schon die kleinen Ziegelsteine und Salzpyramiden aufs Fensterbrett gelegt, und Nikolaj fegte mit einem Federbusch den Sand und die schlafenden Fliegen zum offenen Fenster hinaus. Schon war frische Luft ins Zimmer gedrungen und hatte es mit ihrem Duft erfüllt. Der Stadtlärm und das Gezwitscher der Sperlinge im Vorgärtchen drangen durchs Fenster herein.

Alle Gegenstände waren hell erleuchtet, das Zimmer sah heiterer

aus, ein leiser Frühlingswind bewegte die Blätter meines Algebralehrbuchs und die Haare auf Nikolajs Kopf. Ich trat ans Fenster, setzte mich aufs Fensterbrett, beugte mich zum Vorgärtchen hinaus und versank in Nachdenken.

Irgendein neues, ungewöhnlich starkes und angenehmes Gefühl durchdrang meine Seele. Die nasse Erde, aus der hie und da die grellgrünen Grasnadeln mit ihren gelblichen Stengelchen empor-schossen, die in der Sonne glänzenden Bäche, die kleine Stücke Erde und Holz auf ihrer Oberfläche trugen, die roten Zweige der Fliedersträucher mit den quellenden Knospen, die sich dicht vor dem Fenster wiegten, das geschäftige Gezwitscher der Vögel, die emsig auf einem Strauch umherflatterten, der vom schmelzenden Schnee durchnäßte schwärzliche Zaun und vor allem die duftende, feuchte Luft und die hellere Sonne, — all das sprach vernehmlich zu mir von etwas Neuem und Schönem, das ich nicht so zum Ausdruck bringen kann, wie es mir entgegentrat, das ich aber doch so wiedergeben will, wie ich es in mir aufnahm; all das sprach zu mir von Schönheit, Glück und Tugend, davon, daß all diese drei für mich erreichbar seien, daß sie nicht getrennt voneinander existieren könnten, und davon, daß Schönheit, Glück und Tugend ein und dasselbe seien. „Warum habe ich solange nicht begreifen können, wie schlecht ich bisher gewesen bin, und wie gut und glücklich ich sein könnte!“ sagte ich zu mir. „Ich muß ganz schnell, gleich jetzt in diesem Augenblick ein anderer Mensch werden und ein anderes Leben beginnen.“ Trotzdem blieb ich noch lange müßig träumend auf dem Fensterbrett sitzen. Haben Sie schon einmal erlebt, daß Sie sich an einem Sommertage bei trübem, regnerischem Wetter zum Schlafen hinlegen und dann bei Sonnenuntergang die Augen öffnen? Der von dem Wind aufgeblähte Leinenvorhang schlägt wie eine Peitsche an das Fensterbrett, und Sie sehen durch das Fensterstücker, das er frei läßt, die regennasse, schattige, violette Seite der Lindenallee und den feuchten, von schrägen, hellen Sonnenstrahlen beleuchteten Gartenweg. Sie hören das fröhliche Treiben der Vögel im Garten. Sie sehen die Insekten, die, in der Sonne glänzend, durch die Fensteröffnung

schwirren. Sie riechen den Duft der regenfrischen Luft und denken: „Es ist eine Schande, diesen Abend zu verschlafen!“ Dann springen Sie eilig auf, um sich im Garten des Lebens zu freuen. Haben Sie so etwas schon erlebt, dann kennen Sie das starke Gefühl, das mich in diesem Augenblick erfaßte.

3

Träumereien

„Heute gehe ich beichten, mich von allen Sünden reinigen,“ dachte ich, „und werde nie mehr . . .“ (Hier erinnerte ich mich an die Sünden, die mich am meisten quälten.) „Ich werde jeden Sonntag unbedingt zur Kirche gehen und dann noch eine Stunde im Evangelium lesen; von den fünfundzwanzig Rubeln, die ich monatlich nach meinem Eintritt in die Universität erhalten werde, werde ich zweieinhalb Rubel (den zehnten Teil) den Armen geben, derart, daß niemand etwas davon erfährt, und zwar werde ich sie nicht an Bettler verteilen, sondern ich werde mir solche Arme heraussuchen, — irgend ein Waisenkind oder irgend eine alte Frau — von denen niemand etwas weiß.“

Ich werde mein eigenes Zimmer haben (wahrscheinlich das von St. Jérôme), werde es selbst aufräumen und in erstaunlicher Ordnung halten; ich werde keinen Diensthofen zwingen, etwas für mich zu tun; denn dies sind doch ebensolche Menschen wie ich. Dann werde ich jeden Tag zu Fuß in die Universität gehen (wenn man mir eine Droschke schenkt, werde ich sie verkaufen und das Geld auch für die Armen zurücklegen) und ich werde das alles genau durchführen (was dieses „alles“ eigentlich war, hätte ich damals nicht sagen können; ich fühlte aber lebhaft, daß das „alles“ sich auf einen vernünftigen, sittlichen, tadellosen Lebenswandel bezog). Ich werde die Vorlesungen nachschreiben, ich werde die Bücher sogar im voraus durchnehmen, so daß ich schon nach Ablauf des ersten Jahres die Prüfung als erster bestehen und eine Dissertation schreiben

werde; ich werde bereits alles wissen, was im zweiten Jahr gelehrt wird, und ich werde gleich zum dritten Kursus zugelassen werden, so daß ich schon mit achtzehn Jahren die Universität als erster Kandidat mit zwei goldenen Medaillen werde beenden können; dann werde ich die Magister- und Doktorprüfung bestehen und werde der erste Gelehrte in Rußland, ja vielleicht sogar in ganz Europa werden. Und dann? .. " fragte ich mich. Hier fiel mir aber ein, daß solche Träumereien von Hochmut zeugten, eine Sünde, von der ich noch heute Abend dem Beichtvater berichten mußte, und ich kehrte zum Ausgangspunkt meiner Betrachtungen zurück. „Um mich auf die Vorlesungen vorzubereiten, werde ich jeden Tag zu Fuß nach den Sperlingsbergen gehen; dort werde ich mir ein Plätzchen unter einem Baume aussuchen und die Vorlesungen studieren; manchmal werde ich mir etwas zum Essen mitnehmen; etwas Käse, Kuchen von Pedotti oder irgend etwas anderes. Dann werde ich ausruhen und ein schönes Buch lesen, Landschaften malen oder irgend ein Instrument spielen (ich will unbedingt Flöte spielen lernen) Sie wird auch in den Sperlingsbergen spazieren gehen, sie wird zu mir herantreten und fragen, wer ich bin. Ich werde sie traurig ansehen und sagen, ich sei der Sohn eines Geistlichen und nur dann glücklich, wenn ich allein, ganz allein bin. Sie wird mir die Hand reichen, etwas sagen und sich zu mir setzen. So werden wir jeden Tag hinkommen, wir werden Freunde werden, und ich werde sie küssen... Nein, das ist nicht gut. Im Gegenteil, von heute an will ich die Frauen nicht mehr ansehen. Nie mehr will ich in die Mädchenstube gehen, ich will mich bemühen, nicht einmal an ihr vorbeizugehen; nach drei Jahren bin ich frei von jeder Vormundschaft, und dann werde ich heiraten. Ich werde mir so viel Bewegung als möglich machen, werde jeden Tag turnen, so daß ich mit fünfundzwanzig Jahren stärker sein werde als Kapau. Am ersten Tag werde ich fünf Minuten lang zwanzig Pfund mit ausgestrecktem Arme halten, am zweiten einundzwanzig Pfund, am dritten zweiundzwanzig Pfund und so weiter, so daß ich schließlich achtzig Pfund in jeder Hand werde halten können und stärker sein werde als jeder Mann von

unserem Gefinde; wenn es dann jemand einfallen sollte, mich zu beleidigen oder unehrerbietig von ihr zu sprechen, werde ich ihn einfach bei der Brust fassen, ihn mit einer Hand zwei Arschknoschen hoch vom Boden emporheben, ein wenig in der Luft halten, bis er sich von meiner Stärke überzeugt hat, und ihn dann in Ruhe lassen; im übrigen ist auch das eine Sünde, „aber nein, ich will ihm doch nichts Böses zufügen, ich will ihm nur zeigen, daß ich . . .“ Man soll mir nicht vorwerfen, daß die Träume meiner Jünglingsjahre ebenso kindisch waren wie die meines Knabenalters und meiner Kindheit. Wenn es mir beschieden sein sollte, ein hohes Alter zu erreichen, und wenn meine Darstellung bis zu diesem Alter fortschreiten sollte, bin ich überzeugt, daß ich noch als siebzigjähriger Greis ebenso unmögliche kindische Träume haben würde wie damals. Ich würde von irgend einer reizenden Maria träumen, die mich, den zahnlösen Greis, liebt wie Mazepa, ich würde träumen, daß mein schwachsinntiger Sohn plötzlich Minister wird, oder daß ich, dank einem außerordentlichen Zufall, Besitzer vieler Millionen geworden sei. Ich bin überzeugt, daß es kein menschliches Wesen und kein Alter gibt, dem diese wohlthätige, tröstliche Fähigkeit, zu träumen, nicht gegeben ist. Doch bei jedem Menschen haben diese Träume den gleichen allgemeinen Charakter der Unmöglichkeit, der Zauberhaftigkeit, und in jedem Alter hat dieser Zug seine besondere Eigentümlichkeit. In der Periode, die ich als Ende meines Knabenalters und als Anfang meiner Jünglingsjahre betrachte, bildeten vier Gefühle die letzte Grundlage meiner Phantasien: die Liebe zu ihr, zu der imaginären Frau, von der ich stets dasselbe träumte und der ich jeden Augenblick zu begegnen hoffte. Sie hatte etwas von Ssonjetschka, etwas von Mascha, Wassilj's Frau, während sie die Wäsche in einem Zuber wusch, und ein wenig von jener Frau mit den Perlen um den weißen Hals, die ich vor langer Zeit im Theater, in der Loge neben uns gesehen hatte. Das zweite Gefühl war die Liebe zur Liebe. Ich wollte, daß alle mich kennen und lieben sollten. Ich wollte, daß, wenn ich meinen Namen: Nikolaj Irttensjew aussprach, alle von dieser Kunde betroffen sein, mich umringen und mir für etwas danken sollten. Das

dritte Gefühl war die Hoffnung auf ein ungewöhnliches, eitles Glück, und diese Hoffnung war so stark und zuversichtlich, daß sie manchmal an Wahnsinn grenzte. Ich war so sicher, sehr bald infolge einer ungewöhnlichen Fügung der reichste und vornehmste Mann der Welt zu werden, daß ich stets in der unruhigen Erwartung irgend eines zauberhaften Glückes lebte. Ich erwartete stets, daß gleich etwas losgehen sollte, und daß ich alles, was sich ein Mensch nur wünschen kann, erreichen würde; ich war stets von Unruhe getrieben, in der Meinung, daß es gerade dort, wo ich nicht sei, losgehen könne. Das vierte und bedeutsamste Gefühl aber war der Widerwille gegen mich selber und die Reue, aber eine Reue, die mit der Hoffnung auf Glück so verschmolzen war, daß sie nichts Trauriges an sich hatte. Es erschien mir so sehr als das natürlichste und leichteste Ding von der Welt, sich von der Vergangenheit loszureißen, alles zu ändern, alles, was gewesen war, zu vergessen, und in jeder Beziehung ein neues Leben zu beginnen, daß mich die Vergangenheit nicht beschwerte und nicht fesselte. Ich fand sogar einen gewissen Genuß an meinem Widerwillen gegen die Vergangenheit und bemühte mich, sie in einem dunkleren Lichte zu sehen als sie war. Je dunkler der Kreis meiner Erinnerungen aus der Vergangenheit war, desto lichter und reiner hoben sich der lichte und reine Punkt der Gegenwart und die Regenbogenfarben der Zukunft ab. Diese Reue, dieses leidenschaftliche Verlangen nach Vollkommenheit war die tiefste seelische Empfindung meiner damaligen Entwicklungsperiode; sie wurde die Grundlage einer neuen Auffassung meiner selbst, der Menschen und der Welt. Es war eine wohlthuende, trostreiche Stimme, die in traurigen Zeiten, wenn meine Seele der Macht, der Lüge und der Ausschweifung stumm zu unterliegen drohte, sich so oft gegen jedes Unrecht auflehnte, wütend die Vergangenheit geißelte, mich auf den lichten Punkt der Gegenwart hinwies, mich zwang, ihn zu lieben und mir verlockend eine Glück und alles Gute verheißende Zukunft vorspiegelte. Wohlthuende, trostreiche Stimme, wirst du jemals aufhören zu erklingen?

Unser Familienkreis

Papa war in diesem Frühling selten zu Hause. Wenn es aber einmal vorkam, war er ungewöhnlich heiter aufgelegt, klimperte seine Lieblingsstücke auf dem Klavier, machte süße Augen und erzählte die tollsten Dinge von uns allen und von Mimi, z. B., der georgische Kronprinz habe Mimi bei einer Spazierfahrt bemerkt und sich so in sie verliebt, daß er bei dem Synod um seine Scheidung eingekommen sei und mich hätte man zum Gehilfen des Wiener Gesandten ernannt, und er brachte diese Neuigkeiten mit tief ernstem Gesicht vor; er erschreckte Katja durch Spinnen, vor denen sie sich fürchtete, war sehr nett zu unseren Freunden Dubkow und Nechljudow und entwickelte vor uns und den Gästen unaufhörlich Pläne für das nächste Jahr. Trotzdem diese Pläne jeden Tag anders waren und einander widersprachen, waren sie so schön, daß wir hingerissen zuhörten und Ljubotschka, ohne mit den Augen zu zwinkern, Papa direkt in den Mund schaute, um ja kein Wort zu verlieren. Bald bestand sein Plan darin, daß Wolodja und ich in Moskau bleiben sollten, um hier die Universität zu besuchen, während er selbst mit Ljubotschka für zwei Jahre nach Italien reisen wollte, bald darin, daß er sich am südlichen Ufer der Arim ein Gut kaufen wollte und daß wir jeden Sommer dorthin fahren sollten, bald wieder darin, daß unsere ganze Familie nach Petersburg übersiedeln sollte, usw. Außer dieser neuen Heiterkeit, die sich seiner bemächtigt hatte, ging jedoch mit Papa noch eine weitere Veränderung vor, die mich aufs äußerste in Erstaunen setzte. Er hatte sich ganz moderne Kleider anfertigen lassen, einen olivengrünen Frack, eine moderne Hose mit Steg und einen langen Mantel, der ihm sehr gut stand; er roch oft nach herrlichen Parfüms, machte oft Besuche, besonders bei einer Dame, von der Mimi niemals anders als mit einem Seufzer und mit einem Gesicht sprach, auf dem deutlich ihre Meinung zu lesen war: „Arme Waisenkinder! Unglückliche Leidenschaft! Wie gut, daß sie nicht mehr lebt!“ usw. Ich erfuhr von Nikolaj (Papa sprach niemals von

seinen Spielaffären mit uns), daß er letzten Winter besonders glücklich gespielt, sehr viel gewonnen, das Geld bei der Bank deponiert hatte und diesen Frühling nicht mehr spielen wollte. Deshalb und wohl aus Furcht, der Verführung nicht widerstehen zu können, brannte er darauf, so schnell wie möglich aufs Gut zu reisen. Er beschloß sogar, gleich nach Ostern, ohne meinen Eintritt in die Universität abzuwarten, mit den Mädchen nach Petrowskoje zu fahren, während Wolodja und ich später nachkommen sollten.

Wolodja war den ganzen Winter über und bis in den Frühling hinein unzertrennlich mit Dubkow befreundet gewesen (gegenüber Dmitrij war allmählich eine gewisse Abkühlung und Entfremdung eingetreten). Soweit ich nach den Gesprächen, die ich hörte, urteilen konnte, bestanden ihre Vergnügungen hauptsächlich darin, daß sie ständig Champagner tranken, in ihrem Schlitten an den Fenstern irgend einer jungen Dame vorbeifuhren, in die sie offenbar beide zugleich verliebt waren, und nicht mehr auf Kinderfesten, sondern nunmehr auf richtigen Bällen als Kontretänzer erschienen. Trotzdem Wolodja und ich uns sehr liebten, hat dieser letzte Umstand uns sehr entfremdet. Wir fühlten beide zu sehr den Unterschied zwischen einem Knaben, der noch Privatlehrer hat, und einem erwachsenen Menschen, der auf großen Bällen tanzt, um uns noch zu Vertraulichkeiten entschließen zu können.

Katja war schon ein ganz großes Mädchen, sie las sehr viel Romane, und der Gedanke, daß sie bald heiraten könne, erschien mir nicht mehr als Scherz; trotzdem aber auch Wolodja jetzt ein Erwachsener war, traten sie einander nicht näher und schienen sich sogar gegenseitig zu verachten. Überhaupt interessierte sich Katja, wenn sie allein zu Hause war, nur für Romane, meistens aber langweilte sie sich; kamen jedoch fremde Männer ins Haus, dann wurde sie sehr lebhaft und freundlich und machte solche Augen, daß ich gar nicht begreifen konnte, was sie damit sagen wollte. Erst später, als ich aus einem längeren Gespräche von ihr erfuhr, daß die einzige Koterie, die einem jungen Mädchen erlaubt ist, die mit den Augen sei, konnte ich mir diese seltsamen, unnatürlichen Bewegungen er-

klären, die sie mit den Augen machte, und die den anderen gar nicht aufzufallen schienen. Ljubotschka trug nun auch schon beinahe ein langes Kleid, das ihre Watschelfüße verdeckte; sie blieb aber immer dieselbe Heul-Liese wie bisher. Jetzt träumte sie nicht mehr von einer Heirat mit einem Husaren, sondern mit einem Sänger oder Musiker und trieb zu diesem Zweck eifrig Musik. St. Jérôme, der wußte, daß er nur noch bis zur Beendigung meiner Prüfung bei uns bleiben sollte, hatte eine Stelle bei irgend einem Grafen gefunden und sah seitdem auf alle unsere Hausgenossen gewissermaßen mit Verachtung herab. Er war nur selten zu Hause, begann Zigaretten zu rauchen, was damals als sehr elegant und fein galt, und piff durch ein Rärtchen unaufhörlich lustige Melodien. Mimi bekam mit jedem Tage ein immer trüberes Aussehen und schien von uns, seitdem wir groß wurden, nichts Gutes mehr zu erwarten.

Als ich zum Mittagessen hinunterkam, fand ich nur Mimi, Ljubotschka, Katsjenka und St. Jérôme im Speisezimmer vor; Papa war nicht zu Hause, Wolodja bereitete sich mit seinem Kameraden auf die Prüfung vor und ließ sich das Essen auf das Zimmer bringen. Überhaupt nahm in der letzten Zeit Mimi, die wir sehr wenig achteten, den ersten Platz am Tische ein, und das Mittagessen hatte viel von seinem Reiz eingebüßt. Es war nicht mehr wie zu mamans oder Großmutter's Lebzeiten sozusagen ein Ritual, das um eine gewisse Stunde die ganze Familie vereinigte und den Tag in zwei Hälften teilte. Wir nahmen uns heraus, uns zu verspäten, erst zum zweiten Gang zu erscheinen, Wein aus Wassergläsern zu trinken (wobei St. Jérôme uns mit gutem Beispiel voranging), uns auf dem Stuhl zurückzulehnen, aufzustehen, bevor das Essen zu Ende war und gestatteten uns andere Freiheiten mehr. Das Mittagessen hatte aufgehört, wie früher ein tägliches, heiteres Familienfest zu sein. Wie anders war es doch in Petrowskoje, wenn wir, gegen zwei Uhr, zum Mittagessen frisch gewaschen und angezogen, im Salon saßen und in lustiger Unterhaltung den ein für allemal festgesetzten ersehnten Moment erwarteten. Sobald die Uhr im Bedientenzimmer mit heiserem Klang zwei schlug, trat Foka leise ein, er hielt eine Serviette in der

Hand und rief mit würdigem, ja strengem Gesicht und mit lauter, gedehnter Stimme: „Das Essen ist aufgetragen“, und alle begaben sich mit zufriedenen und heiteren Gesichtern ins Eßzimmer, die Erwachsenen voran, die Kinder hinterher; die gesteihten Röcke rauschten, die Schuhe und Stiefel knarrten, und jedes nahm leise flüsternd seinen bestimmten Platz ein. Wie anders war es auch in Moskau, wenn wir, uns leise miteinander unterhaltend, vor dem gedeckten Tisch im Saale standen und auf Großmutter warteten, zu der Gawrilo hineingegangen war, um ihr zu melden, daß das Essen bereit stehe; plötzlich ging die Türe auf, man vernahm ein Kleiderrauschen, ein Scharren der Füße, und in der Türe erschien, seitwärts ausschreitend, Großmutter mit der Haube auf dem Kopf, die ein ungewöhnliches violettes Band zierte, je nach ihrer Gesundheitsverfassung, lächelnd oder düster nach der Seite blickend. Gawrilo stürzte zu ihrem Sessel, Stühle wurden hin und her gerückt, ein leichter Schauer, der Vorbote des guten Appetits, lief einem den Rücken herunter, man ergriff die feuchte, gesteihte Serviette, kaute ein Stückchen Brot und schaute mit ungeduldiger, freudiger Eier, die Hände unter dem Tisch aneinanderreibend, auf die dampfenden Suppenteller, die vom Haushofmeister herumgereicht wurden, wobei für die Reihenfolge, die er hierbei beobachtete, Rang, Alter und Großmutter's Zuneigung den Ausschlag gaben.

Jetzt empfand ich weder Freude noch Aufregung, wenn ich zum Mittagessen hinunterkam.

Mimis, St. Jérôme's, Ljubotschkas und Katsjenkas Geschwätz darüber, was für schreckliche Stiefel der russische Lehrer trug, was für Kleider mit Volants die Kornatowschen Schwestern anhatten usw., dieses Geschwätz, das mir früher nur aufrichtige Verachtung eingeflößt hatte, was ich besonders Ljubotschka und Katsjenka gegenüber nicht zu verhehlen versuchte, konnte mich nicht aus meiner tugendhaften Stimmung herausbringen, die sich neuerdings meiner bemächtigt hatte. Ich war ungewöhnlich sanft. Lächelnd und mit besonderer Lebenswürdigkeit hörte ich ihnen zu; ich bat freundlich, mir den Kwafz zu reichen, und stimmte St. Jérôme bei, als er einen

Satz verbesserte, den ich bei Tisch gesagt hatte, und mir erklärte, es sei besser, „je puis“ zu sagen, als „je peux“. Ich muß aber gestehen, es war mir ein wenig unangenehm, daß niemand von meiner Sanftmut und Tugendhaftigkeit besonders Kenntniß nahm. Ljubotschka zeigte mir nach dem Mittagessen den Zettel, auf dem sie ihre Sünden aufgeschrieben hatte; ich sagte, das sei sehr gut, noch besser aber wäre es, sich die Sünden in seiner Seele aufzunotieren, dies alles sei nicht das Richtige.

„Warum ist es denn nicht das Richtige?“ fragte Ljubotschka.

„Nun, es ist auch so gut; du wirst mich jedoch nicht verstehen.“

Ich sagte St. Jérôme, daß ich arbeiten wolle, und ging hinauf; eigentlich wollte ich jedoch in den anderthalb Stunden, die mir noch bis zur Beichte blieben, einen Plan aller meiner Pflichten und Beschäftigungen für mein ganzes Leben entwerfen, sowie das Ziel und die Grundsätze meines Lebens schriftlich niederlegen, die ich dann, ohne von ihnen abzuweichen, befolgen wollte.

5

Grundsätze

Ich nahm einen Bogen Papier und wollte vor allem einen Plan meiner Pflichten und Beschäftigungen für das nächste Jahr entwerfen. Das Papier mußte liniert werden. Da ich aber kein Lineal zur Hand hatte, benutzte ich das lateinische Lexikon. Ich zog mit der Feder das Lexikon entlang einen Strich; als ich es aber dann beiseite schob, zeigte es sich, daß sich statt einer Linie eine längliche Tintenlache auf dem Papier befand; außerdem reichte das Lexikon auch nicht über den ganzen Bogen, und die Linie war an einer der runden Ecken des Buches abgeschragt. Ich nahm einen neuen Bogen, und es gelang mir mit Hilfe des Lexikons, das Papier einigermaßen zu linieren. Ich teilte meine Pflichten in drei Gattungen ein: in die Pflichten gegen mich selbst, gegen meine Nächsten und gegen Gott, und begann die ersten aufzuzeichnen; da aber zeigte es

sich, daß es ihrer zu viele gab, daß zu viele Abteilungen und Rubriken erforderlich waren und daß darum der Plan erst nach der Niederschrift der „Lebensgrundsätze“ fertiggestellt werden konnte. Ich nahm sechs Blätter, nähte daraus ein Heft zusammen und schrieb darauf: „Lebensgrundsätze“. Dieses Wort war aber so schief und ungleichmäßig geschrieben, daß ich lange überlegte, ob ich es nicht noch einmal schreiben solle. Der Anblick des zerrissenen Planes und der verkrüppelten Überschrift war qualvoll. Warum ist alles in meiner Seele so schön und so klar, und warum wirkt es so häßlich auf dem Papier und überhaupt im Leben, sobald ich etwas von dem, was ich mir denke, in die Wirklichkeit umsetzen will? . . .

„Der Beichtvater ist da, wollen Sie sich bitte zur Verlesung der Glaubenssätze nach unten bemühen,“ meldete Nikolaj.

Ich steckte das Heft in die Schublade, sah in den Spiegel, kämmt meine Haare nach oben, was mir, wie ich glaubte, ein nachdenkliches Aussehen gab, und ging in das Sofazimmer hinunter, wo ein Tisch mit einem Heiligenbild und brennenden Wachskerzen darauf stand. Papa trat gleichzeitig mit mir durch die andere Tür ins Zimmer. Der Beichtvater, ein Mönch mit grauem Haar und strengen, alten Zügen, segnete Papa. Dieser küßte seine kleine, breite und dürre Hand; ich tat dasselbe.

„Holt Woldemar“, sagte Papa. „Wo ist er denn? Aber nein, er beichtet ja in der Universität!“

„Er arbeitet zusammen mit dem Fürsten“, sagte Katsjenka und sah Ljubotschka an. Ljubotschka wurde plötzlich rot, verzog, als ob sie plötzlich Schmerzen hätte, das Gesicht und ging aus dem Zimmer hinaus. Ich folgte ihr. Im Salon blieb sie stehen und schrieb mit einem Bleistift etwas auf ihren Zettel.

„Was? Eine neue Sünde begangen?“ fragte ich.

„Nein, nein, ich mache das nur so“, antwortete sie errötend.

„Stehst du, für dich ist alles eine Versuchung“, sagte Katsjenka zu ihr, die eben ins Zimmer trat.

Ich verstand nicht, was mit meiner Schwester vorging; sie wurde so verlegen, daß ihr Tränen in die Augen traten, und diese ihre

Verlegenheit erreichte einen solchen Grad, daß sie sich in Arger über sich selbst und über Katsjenka verwandelte, die sie offensichtlich necken wollte.

„Man sieht, daß du eine Ausländerin bist“ (nichts konnte für Katsjenka beleidigender sein, als diese Bezeichnung, eben deshalb wandte Ljubotschka sie an), „vor einer so heiligen Handlung“, fuhr sie in ernstem Tone fort, „suchst du mich absichtlich aus der Fassung zu bringen... Du könntest das doch verstehen... Das ist doch kein Spaß...“

„Weißt du, Nikoljenka, was sie aufgeschrieben hat?“ sagte die durch die Bezeichnung „Ausländerin“ tiefverletzte Katsjenka. „Sie hat geschrieben...“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß du so böse bist“, rief Ljubotschka, die nahe daran war, zu weinen und sich anschickte, uns zu verlassen. „In einem solchen Augenblick — immer suchst du mich absichtlich zu einer Sünde zu verleiten. Ich setze dir doch auch nicht mit deinen Gefühlen und Schmerzen zu!“

6

Die Beichte

Von solchen Gedanken abgelenkt, kehrte ich ins Sofazimmer zurück, wo bereits alle versammelt waren und der Beichtvater sich eben erhob, um das Gebet vor der Beichte zu sprechen. Als in dem allgemeinen Schweigen die ausdrucksvolle, strenge Stimme des betenden Mönches ertönte, und besonders, als er die Worte sprach: „Enthüllet alle eure Vergehen ohne Scham, ohne Hehl, und ohne Entschuldigungen, und eure Seele wird rein sein vor Gott; wenn ihr aber etwas verberget, werdet ihr eine große Sünde begehen,“ da stellte sich die Empfindung andächtigen Schauers wieder ein, die mich am Morgen bei dem Gedanken an die bevorstehende religiöse Handlung ergriffen hatte. Das Bewußtsein dieses Zustandes bereitete mir sogar Genuß, und ich bemühte

mich, ihn festzuhalten, indem ich alle Gedanken, die mir durch den Kopf gehen wollten, von mir wies und mich anstrengte, Furcht zu empfinden.

Als erster schritt Papa zur Beichte. Er blieb sehr lange in Großmutter's Zimmer; die ganze Zeit über saßen wir im Sofazimmer und schwiegen oder unterhielten uns flüsternd darüber, wer zuerst hingehen solle. Endlich erklang durch die Thür abermals die Stimme des Mönches, der das Gebet sprach, und man vernahm Papas Schritte. Die Thür knarrte, Papa kam heraus, hüstelte, zuckte mit der Schulter, wie es seine Gewohnheit war, und sah niemand von uns an.

„Nun, Ljuba, geh du jetzt, paß aber auf, daß du alles sagst. Ich kenne dich doch als eine große Sünderin“, sagte Papa heiter und kniff sie in die Wange.

Ljubotschka wurde abwechselnd blaß und rot, nahm den Zettel aus der Schürze hervor, verbarg ihn wieder und ging gesenkten Hauptes und den Hals so einziehend, als erwarte sie von oben einen Schlag, zur Türe. Sie blieb nicht lange im Zimmer des Beichtvaters, doch als sie herauskam, schluchzte sie so, daß ihre Schultern zuckten.

Nach der hübschen Katja, die lächelnd aus der Türe herauskam, kam endlich die Reihe an mich. Ich ging in das halbdunkle Zimmer, voll dumpfer Angst und mir absichtlich Mühe gebend, diese Angst noch zu steigern. Der Beichtvater stand vor dem Lesepult und wandte mir langsam sein Gesicht zu. Ich blieb nicht länger als fünf Minuten in Großmutter's Zimmer. Ich kam jedoch als ein glücklicher und meiner damaligen Überzeugung nach vollkommen reiner, sittlich umgewandelter und neuer Mensch heraus. Obwohl mich die alten Lebensverhältnisse, die gleichen Möbel und meine unveränderte Gestalt unangenehm berührten (mich verlangte danach, alles Äußere ebenso verändert zu sehen, wie ich mir selber verändert vorkam), hielt diese angenehme Stimmung doch bis zum Schlafengehen an.

Ich war schon beinahe eingeschlafen und ging in meiner Phantasie alle Sünden durch, von denen ich mich gereinigt hatte, als mir plötzlich eine schmäbliche Sünde einfiel, die ich in der Beichte verheim-

licht hatte. Die Worte des Gebets vor der Beichte kamen mir in den Sinn und klangen mir unaufhörlich in den Ohren. „Wenn ihr aber etwas verberget, werdet ihr eine große Sünde begehen . . .“ hörte ich unaufhörlich, und ich kam mir als schrecklicher Sünder vor, für den es gar keine angemessene Strafe gäbe. Lange wälzte ich mich von einer Seite auf die andere, meine Lage hin und her überlegend und jeden Augenblick die Strafe Gottes, sogar den plötzlichen Tod erwartend, ein Gedanke, der mir einen unbeschreiblichen Schrecken einflößte. Endlich kam mir der glückliche Entschluß, in der ersten Dämmerung nach dem Kloster zum Beichtvater zu fahren und nochmals zu beichten, worauf ich mich ein wenig beruhigte.

7

Die Fahrt nach dem Kloster

In der Nacht wachte ich mehrere Male vor Angst auf, den Morgen zu verschlafen, und um sechs Uhr war ich schon auf den Beinen. Das erste Licht der Dämmerung erhellte die Fenster. Ich zog meine Kleider und Stiefel an, die zerknittert und ungebürstet vor meinem Bett lagen, da Nikolaj sie noch nicht weggeräumt hatte, und ging, ohne zu beten und ohne mich zu waschen, zum ersten Male in meinem Leben ganz allein auf die Straße.

Auf der gegenüberliegenden Seite hinter dem grünen Dach eines großen Hauses schimmerte die neblige, frostige Morgenröte. Ein ziemlich starker Morgenfrost, wie er im Frühjahr vorkommt, hatte die Bäche und den Schmutz zum Frieren gebracht, und zwickte mir Füße, Gesicht und Hände. In unserer Gasse war noch keine Droschke zu sehen; ich hatte aber damit gerechnet, mir eine zu nehmen, um so schnell wie möglich hinzufahren und wieder zurückzukehren. Den Arbat entlang fuhren nur einige Lastwagen dahin, und zwei Maurer gingen plaudernd auf dem Trottoir. Als ich etwa tausend Schritte zurückgelegt hatte, kamen mir Männer und Frauen entgegen, die mit ihren Körben auf den Markt gingen oder mit ihren Gäffern

Wasser holen wollten. An einer Straßenkreuzung stellte sich ein Kuchenverkäufer auf; eine Bäckerei wurde geöffnet, und am Arbattor traf ich endlich einen alten Droschkenkutscher, der auf seiner vom Alter mitgenommenen, einstmals hellblauen, geflickten Droschke schlief und mit dem Oberkörper hin und her wackelte. Er forderte, wahrscheinlich noch im Halbschlummer, ein Zwanzigkopenstück für die Fahrt bis zum Kloster und zurück; doch besann er sich eines Besseren, und als ich schon einsteigen wollte, schlug er mit dem Ende seiner Leine auf die Pferde los und wollte mir vor der Nase davonfahren. „Das Pferd muß sein Futter haben, das geht nicht so, gnädiger Herr!“ brummte er.

Mit Mühe gelang es mir, ihn dadurch zum Halten zu bringen, daß ich ihm vierzig Kopeken bot. Er hielt das Pferd an, betrachtete mich aufmerksam und sagte: „Steigen Sie ein, gnädiger Herr.“ Ich gestehe, ich hatte etwas Angst, er könne mich in irgendeine entlegene Gasse fahren und dort ausplündern. Ich faßte ihn am Kragen seines zerrissenen Mantels, wobei sein faltiger Hals in kläglichem Weise über dem stark gebeugten Rücken zum Vorschein kam, kletterte auf den wie eine Welle hin und her schaukelnden, hellblauen Sitz, und der Wagen holperte die Wosdvischenka entlang. Unterwegs hatte ich Gelegenheit festzustellen, daß der Rücksitz einen Flecken aus demselben grünlichen Stoff aufwies, aus dem der Mantel des Kutschers bestand; dieser Umstand beruhigte mich einigermassen, und ich fürchtete nicht mehr, daß der Kutscher mich in ein abgelegenes Gäßchen fahren könne, um mich auszuplündern.

Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen und vergoldete mit ihrem hellem Schein die Kirchenkuppeln, als wir am Kloster ankamen. Im Schatten hielt noch der Frost an, doch auf der Straße rannen schnelle, trübe Bäche dahin, und das Pferd schlürfte durch den aufgetauten Schmutz. Als ich das Klostertor durchschritten hatte, fragte ich den ersten Mönch, den ich traf, wie ich zum Beichtvater gelangen könne.

„Dort ist seine Zelle“, sagte er, blieb stehen und zeigte auf ein Häuschen mit einem kleinen Treppenaufgang.

„Ich danke Ihnen ergebenst.“

Was mochten aber die Mönche von mir denken, die einer nach dem anderen die Kirche verließen und mich alle ansahen? Ich war weder ein Erwachsener noch ein Kind; mein Gesicht war ungewaschen, die Haare ungekämmt, der Anzug mit Bettfedern bedeckt, die Stiefel ungeputzt und voller Schmutz. Zu welcher Menschengattung mochten mich die Mönche in Gedanken wohl zählen? Sie betrachteten mich recht aufmerksam. Trotzdem schlug ich die Richtung ein, die mir der junge Mönch angegeben hatte.

Ein alter Mann mit buschigen, weißen Augenbrauen kam mir auf dem schmalen Pfad, der zu den Zellen führte, entgegen und fragte mich, was ich wünsche. Einen Augenblick lang überkam mich die Lust, „nichts“ zu antworten, zurück zur Droschke zu laufen und nach Hause zu fahren, doch flößte mir das Gesicht des Alten trotz seiner streng zusammengezogenen Augenbrauen Vertrauen ein. Ich sagte, daß ich den Beichtvater sprechen müsse, und nannte dessen Namen.

„Kommen Sie, junger Herr, ich führe Sie hin“, sagte er und wandte sich zurück; er hatte offenbar meine Lage verstanden. „Der Geistliche ist in der Frühmesse, er wird wohl bald zurück sein.“

Er öffnete die Tür und führte mich durch einen sehr sauberen Flur und durch das Vorzimmer, dessen Fußboden mit einem leinenen Läufer bedeckt war, in die Zelle.

„Warten Sie hier ein wenig“, sagte er mit gutmütiger, beruhigender Miene und ging hinaus.

Die Stube, in der ich mich befand, war sehr klein und außerordentlich sauber. Die ganze Einrichtung bestand aus einem mit Wachstuch bedeckten Tischchen, das zwischen zwei kleinen Fenstern stand, die mit zwei Geraniumtöpfen geschmückt waren, einem Gestell für die Heiligenbilder, vor denen ein Lämpchen brannte, einem Sessel und zwei Stühlen; in einer Ecke hing eine Wanduhr mit blumenbemaltem Zifferblatt und mit Kupfergewichten an Ketten. An der niedrigen, dünnen Zwischenwand, die durch kalkbestrichene Holzstäbchen mit der Decke verbunden war (hinter dieser Wand

befand sich sicher das Bett), waren zwei Ornate an Nägeln aufgehängt.

Die Fenster gingen auf eine weiße Mauer hinaus, die zwei Arschin entfernt schien. Zwischen den Fenstern und dieser Mauer stand ein kleiner Fliederbusch. Kein Laut drang von außen in das Zimmer, so daß der gleichmäßige Pendelschlag in der Stille sehr laut klang. Sobald ich mir in diesem stillen Winkel allein überlassen war, kamen mir alle Gedanken und Erinnerungen aus dem Sinn, als wären sie nie dagewesen, und ich versank in eine unsagbar angenehme Versunkenheit. Dieses vergilbte Nankingornat mit dem faden-scheinigen Futter, die abgenutzten, schwarzen Lederbände der Bücher mit den Messingschlössern, diese blaßgrünen Blumen mit der sorgfältig begossenen Erde und den sauber gewaschenen Blättern, besonders aber dieses eintönige abgebrochene Schlagen des Pendels sprachen laut zu mir von einem neuen, mir bisher unbekanntem Leben, von einem Leben der Einsamkeit, des Gebetes, des friedlichen, ruhigen Glücks...

Monate vergehen, Jahre vergehen, dachte ich, er aber ist immer allein, ist immer ruhig, er fühlt immer, daß sein Gewissen vor Gott rein ist und sein Gebet erhört wird. Eine halbe Stunde beinahe saß ich auf dem Stuhl, bemüht, mich nicht zu rühren und nicht laut zu atmen, um die Harmonie der Töne, deren Sprache ich so gut verstand, nicht zu stören. Und der Pendel hörte nicht auf, immer in gleicher Weise zu ticken, wenn er sich nach rechts bewegte lauter, nach links leiser.

8

Die zweite Beichte

Die Schritte des Beichtvaters weckten mich aus meinen Gedanken.

„Guten Tag“, sagte er, sich mit der Hand das graue Haar zu rechtsschiebend. „Was wünschen Sie?“

Ich bat ihn, mich zu segnen, und küßte mit besonderem Vergnügen seine dürre, kleine Hand.

Als ich ihm mein Anliegen auseinandergesetzt hatte, sagte er nichts, ging zu den Heiligenbildern, und die Beichte begann.

Als sie zu Ende war und ich, meine Scham überwindend, alles gesagt hatte, was mein Herz beschwerte, legte er mir beide Hände auf den Kopf und sprach mit seiner klangvollen, doch leisen Stimme: „Möge der Segen des himmlischen Vaters über dir walten, mein Sohn! Möge er in dir den Glauben, die Milde und die Demut erhalten! Amen!“

Ich war vollkommen glücklich; Tränen des Glückes schnürten meine Kehle zusammen. Ich küßte die Falten seines wollenen Gewandes und erhob den Kopf. Das Gesicht des Mönches war vollkommen ruhig.

Ich genoß dies Gefühl der Rührung, und da ich fürchtete, es durch irgend etwas zu verschrecken, nahm ich hastig Abschied von dem Beichtvater, sah weder nach rechts noch nach links, um mich nicht zu zerstreuen, ging vor das Tor und stieg wieder in die schwankende Droschke. Doch die Wagenstöße, die verschiedenen Dinge, die an meinen Augen vorüberhuschten, vertrieben dieses Gefühl sehr bald; schon stellte ich mir vor, wie der Beichtvater jetzt wohl dachte, er sei noch niemals in seinem Leben einem jungen Mann mit einer so schönen Seele begegnet oder werde nie einem solchen begegnen, und einen solchen jungen Mann könne es nicht zum zweitenmal geben. Ich war überzeugt davon, und diese Überzeugung machte mir eine solche Freude, daß ich sie unbedingt jemand mitteilen mußte.

Ich hatte die größte Lust, mit irgend jemand zu sprechen; da aber außer dem Droschkenkutscher niemand in der Nähe war, wandte ich mich an ihn:

„Bin ich lange weggeblieben?“ fragte ich.

„Es hat schon eine Zeit gedauert; das Pferd müßte schon längst Futter haben; das ist ja eine Nachtdroschke,“ antwortete der Alte, der jetzt beim hellen Sonnenlicht viel heiterer zu sein schien als vorher.

„Mir kommt es vor, als wäre ich nur eine Minute da geblieben“, sagte ich. „Und weißt du auch, wozu ich im Kloster gewesen bin?“ fügte ich hinzu und setzte mich in der Vertiefung des Sitzes zurecht, die dem Kutscher zunächst lag.

„Das ist nicht unsere Sache. Wohin uns der Fahrgast zu fahren befehlt, da bringen wir ihn hin,“ antwortete er.

„Aber was denkst du dir wohl?“ fragte ich ihn weiter aus.

„Sicher wollen Sie jemand begraben lassen und sind hingefahren, um einen Platz zu kaufen,“ sagte er.

„Nein, Bruder, weißt du, wozu ich hingefahren bin?“

„Wie sollte ich das denn wissen, gnädiger Herr?“ sagte er.

Die Stimme des Kutschers erschien mir so gutmütig, daß ich beschloß, ihm zu seiner Erbauung den Grund meiner Fahrt ins Kloster und sogar die Gefühle, die mich dabei beseelt hatten, darzulegen.

„Wenn du willst, sag ich's dir. Siehst du...“

Ich erzählte ihm alles und schilderte ihm alle meine schönen Gefühle. Noch heute erröte ich bei dieser Erinnerung.

„S=So!“ meinte der Kutscher mißtrauisch.

Er schwieg lange und saß unbeweglich da; nur ab und zu rückte er den Schoß seines Rockes zurecht, der immer wieder unter seinem gestreckten Bein hervorkam; das Bein stak in einem hohen Stiefel und hüpfte auf dem Vorderteil des Boockes auf und nieder. Ich bildete mir schon ein, er denke genau so von mir wie der Beichtvater, das heißt, daß es nicht zum zweitenmal einen jungen Mann mit einer so schönen Seele geben könne; plötzlich aber wandte er sich an mich.

„Das sind Herrschaftsangelegenheiten!“

„Wie?“ fragte ich.

„Ich sage, das sind Herrschaftsangelegenheiten,“ wiederholte er lispelnd mit seinem zahnlosen Munde.

„Nein, er hat mich nicht begriffen“, dachte ich, sprach aber kein Wort mehr mit ihm, bis wir zu Hause anlangten.

Trotz der bunten Menschenmenge, die sich bei dem hellen Sonnenschein in den Straßen hin und her bewegte, bewahrte ich mir den

ganzen Weg über, — wenn auch nicht die gerührte andächtige Stimmung, so doch die zufriedene Erinnerung an diese Stimmung; kaum aber war ich zu Hause angelangt, als dieses Gefühl völlig verschwand. Ich hatte die zwei Zwanzigkopfenstücke nicht, um den Kutscher zu entlohnen. Der Haushofmeister Sawrilo, dem ich bereits Geld schuldete, wollte mir nichts mehr leihen. Als der Kutscher sah, daß ich zweimal durch den Hof lief, erriet er wohl, daß ich mir Geld borgen mußte, stieg von seiner Droschke herab und begann, trotz des gutmütigen Eindrucks, den er auf mich gemacht hatte, laut und in der deutlichen Absicht, mich zu verletzten, von Gaunern zu sprechen, die ihre Fahrt nicht bezahlen.

Im Hause schliefen noch alle, so daß ich mir nur bei den Dienstboten Geld leihen konnte. Gegen mein Ehrenwort, dem er (ich sah es seinem Gesicht an) nicht einen Augenblick traute, aber doch wohl, weil er mich liebte und der Dienste gedachte, die ich ihm erwiesen hatte, bezahlte endlich Wassilij dem Kutscher das Fahrgeld. So verflog mein Gefühl wie Rauch. Als ich mich für den Gang zur Kirche umkleidete, um mit allen zusammen das Abendmahl zu nehmen, und es sich zeigte, daß ich meinen Anzug, da er nicht umgeändert war, nicht anziehen konnte, beging ich eine Unmenge Sünden. Ich zog einen anderen Anzug an und ging in einer sehr sonderbaren Verfassung zum Abendmahl: voll flatterhafter Gedanken und voll Mißtrauen gegen meine schönen Vorsätze.

9

Ich bereite mich zum Examen vor

Am Donnerstag der Osterwoche reisten Papa, meine Schwester und Mimi mit Katsjenka aufs Land, so daß nur Wolodja, ich und St. Jérôme in dem geräumigen Hause meiner Großmutter zurückblieben. Die Stimmung am Tage der Beichte und während der Fahrt ins Kloster war verschwunden und hatte nur eine verworrene, wenn auch angenehme Erinnerung in mir hinterlassen; sie wurde

von den neuen Eindrücken eines ungebundenen Lebens immer mehr zurückgedrängt.

Das Heft mit der Aufschrift „Lebensgrundsätze“ wurde zusammen mit alten Übungsheften aus der Schülerzeit weggeräumt. Obwohl der Gedanke, daß es möglich sei, Grundsätze für alle Lebenslagen aufzustellen und sich stets nach ihnen zu richten, mir sehr gut gefiel, mir trotz seiner Größe sehr einfach erschien, und obwohl ich ihn tatsächlich durchführen wollte, vergaß ich sozusagen, diesen Voratz sofort zu verwirklichen und verschob alles immer wieder bis zu einem unbestimmten Zeitpunkt. Mich tröstete nur der Umstand, daß jeder mir einfallende Gedanke in irgend eine Rubrik meiner Grundsätze und Pflichten hineinpafte: entweder in die Rubrik der Pflichten gegen meine Nächsten oder in die gegen mich selbst oder auch in die gegen Gott. Irgend einmal werde ich das eintragen und noch viele, viele andere Gedanken dazu, die mir über diesen Gegenstand kommen werden, sagte ich mir. Oft frage ich mich jetzt: Wann war ich besser und wann war ich der Wahrheit näher gekommen, damals, als ich an die Allmacht des menschlichen Geistes glaubte, oder jetzt, wo ich meine Entwicklungsfähigkeit eingebüßt habe und an der Kraft und den Zukunftsmöglichkeiten des menschlichen Verstandes zweifle? — Und ich kann mir darauf keine richtige Antwort geben.

Das Bewußtsein der Freiheit und die von mir schon erwähnten unbestimmten Hoffnungen, die einen im Frühling überkommen, erregten mich derart, daß ich mich nicht zusammenehmen konnte und mich nur sehr schlecht auf das Examen vorbereitete. Wenn ich manchmal morgens im Unterrichtszimmer saß und mir sagte, daß ich unbedingt arbeiten müsse, weil morgen ein Examen in einem bestimmten Fach bevorstand, für das ich noch zwei Kapitel nicht gelernt hatte, und wenn dann plötzlich der Frühlingsdunst durch das Fenster drang, dann war es mir, als müsse ich mich unter allen Umständen sofort an etwas erinnern; meine Hände ließen von selbst das Buch fallen, meine Füße kamen in Bewegung und gingen von selbst im Zimmer auf und ab, und in meinem Kopf begannen so leicht, so natürlich und mit solcher Schnelligkeit, als habe jemand darin auf einen

Knopf gedrückt und eine Maschine in Gang gesetzt, bunte, heitere Gedanken aufzusteigen, so daß ich kaum Zeit fand, sie in ihrem schillernden Spiel festzuhalten. So verging unmerklich eine Stunde nach der anderen. Oder ich saß zuweilen vor einem Buch und gab mir Mühe, meine ganze Aufmerksamkeit darauf zu lenken; plötzlich aber höre ich im Korridor Schritte einer Frau und das Rauschen eines Kleides, und alles Gelesene ist aus meinem Kopf wie weggeblasen; ich kann es nicht länger auf meinem Platz aushalten, obwohl ich genau weiß, daß niemand außer Gascha, dem alten Stubenmädchen meiner Großmutter, durch den Korridor gehen kann. „Wenn es aber trotzdem sie ist?“ fiel es mir plötzlich ein. „Wenn es jetzt, gerade jetzt losgehen sollte und ich den Augenblick verpasse?“ — Und ich lief in den Korridor und sah, daß es wirklich Gascha war. Aber noch lange kann ich keine Ordnung in meine Gedanken bringen. Die Feder des Uhrwerks ist nun einmal in Gang gebracht, und es beginnt ein schreckliches Durcheinander. — Oder ich sitze abends bei einer Talgkerze allein auf meinem Zimmer: ich wende mich für einen Augenblick vom Buch ab, um die Kerze zu putzen oder mich bequemer zurecht zu setzen; ich sehe, daß es überall, an den Türen und in den Ecken, dunkel, ich höre, daß alles im Hause still ist, und ich muß innehalten, auf die Stille lauschen, in die Dunkelheit schauen, die aus dem unbeleuchteten Nebenzimmer durch die geöffnete Türe hineindringt, und so verharre ich lange unbeweglich oder gehe hinunter und wandere durch all die leeren Zimmer. Oft bleibe ich abends lange unbemerkt im Saale sitzen und lausche den Tönen des Liedes, die „Nachtigall“, das Gascha, bei einem Talglicht am Klavier sitzend, mit zwei Fingern spielt. Aber beim Mondschein konnte ich es nicht über mich bringen, ruhig im Bett zu liegen; ich mußte mich aus dem Fenster hinauslehnen, das in den Vorgarten ging, das hell beleuchtete Schaposchnikowsche Haus, den schlanken Glockenturm der nahen Kirche und den abendlichen Schatten, der von Zaun und Busch auf den Gartenpfad fiel, betrachten und so lange aufbleiben, daß ich am nächsten Morgen nur mit Mühe um zehn Uhr aufstehen konnte.

Wären nicht die Lehrer, die noch immer zum Unterricht kamen, und wäre nicht St. Jérôme gewesen, der, wenn auch ohne großes Interesse, manchmal meine Eigenliebe anstachelte, und hätte ich nicht vor allem bei meinem Freunde Nechlsjudow als tüchtiger Kerl gelten, das heißt die Prüfung gut bestehen wollen, was nach seiner Meinung sehr wichtig war, — wäre dies alles nicht gewesen, so hätten der Frühling und seine Freiheit mich sogar das vergessen lassen, was ich bereits wußte, und ich hätte die Prüfung keinesfalls bestanden.

10

Die Geschichtsprüfung

Am 16. April betrat ich unter dem Schutz St. Jérômes zum ersten Male den großen Universitätsaal. Ich war in unserem recht eleganten Phaethon mit ihm zur Universität gefahren. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich einen richtigen Frack an; meine ganze Kleidung, sogar die Wäsche und die Strümpfe waren ganz neu und von allerbesten Qualität. Als der Pförtner mir unten den Mantel abnahm und ich in dem vollen Glanz meines neuen Anzugs vor ihm stand, machte mich mein blendendes Aussehen selbst verlegen. Kaum war ich aber in den getäfelten Saal getreten, der voller Menschen war, und hatte die Hunderte von jungen Männern in Gymnastikuniformen und Fräcken gesehen, von denen einige mich gleichgültig anschauten, und am anderen Ende die Professoren erblickt, die mit wichtigen Mienen ungezwungen um die Tische herumgingen oder in großen Sesseln saßen, da brach meine Hoffnung, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, sofort zusammen, und mein Gesicht, das zu Hause und noch im Flur meine Unzufriedenheit mit meinem Äußeren verrät, diesem Äußeren, das ganz gegen meinen Willen einen so vornehmen und bedeutenden Charakter hatte, nahm einen sehr verlegenen, ja mutlosen Ausdruck an. Ich verfiel sogar in den entgegengesetzten Fehler und war sehr froh, als ich ganz in der Nähe einen sehr schlecht und unsauber gekleideten, noch nicht

alten, doch fast ganz ergrauten Herrn bemerkte, der abseits von den anderen auf einer der hinteren Bänke saß. Ich setzte mich sogleich zu ihm, betrachtete die Kandidaten und stellte Vermutungen über sie an. Es gab hier vielerlei Gestalten und Gesichter; meinen damaligen Anschauungen nach konnte man sie jedoch mit Leichtigkeit in drei verschiedene Kategorien einteilen.

Es gab solche wie ich, die mit ihren Eltern oder Erziehern zur Prüfung erschienen waren, unter ihnen den jüngeren Iwin mit dem mir bekannten Frost, und Iljinka Orap mit seinem alten Vater. Ihr Kinn war mit zartem Flaum bedeckt, sie hatten alle weiße Umlegekragen, saßen still da, ohne die mitgebrachten Hefte und Bücher aufzumachen, und betrachteten mit sichtlich Schüchternheit die Professoren und die Tische, an denen geprüft wurde. Zur zweiten Kategorie gehörten die jungen Männer in Gymnastastenuniform, von denen die meisten schon rasiert waren. Diese jungen Leute waren größtenteils miteinander bekannt, sprachen laut, kannten den Vor- und Vaternamen der Professoren, bereiteten sich hier im Saal auf die Fragen vor, reichten einander Hefte, kletterten über die Bänke, holten Pastetchen und Butterbrote aus dem Flur und verzehrten sie gleich im Saal, wobei sie den Kopf ein wenig auf die Bank herabneigten. Zur dritten, übrigens nicht sehr zahlreichen Kategorie gehörten die ganz alten Männer, die einen Frack, meistens aber einen Gehrock an hatten und deren Hemd und Kragen so gut wie gar nicht zu sehen war; diese waren sehr ernst, hielten sich abseits und sahen beinahe düster aus! Der, der mir zum Trost dienen konnte, weil er sicher schlechter gekleidet war als ich, gehörte zu dieser dritten Kategorie. Er hatte den Kopf auf beide Hände gestützt, die zerzausten, halbergrauten Haare schimmerten zwischen den Fingern durch, und so saß er da und las in einem Buch; er sah mich einen Augenblick lang nicht sehr wohlwollend mit funkelnden Augen an, zog die Stirn kraus und schob den Arm mit dem glänzenden am Ellbogen abgeschauerten Ärmel gegen mich vor, so daß ich ihm nicht allzu nah rücken konnte. Die Gymnastasten dagegen taten sehr vertraulich, und ich fürchtete mich etwas vor ihnen.

Einer drückte mir ein Buch in die Hand und sagte: „Geben Sie das dem dort“; ein anderer, der an mir vorbeigehen mußte, sagte: „Gestatten Sie mal, Väterchen“; ein dritter, der über eine Bank kletterte, bediente sich dabei meiner Schulter als Stütze. Das alles wirkte befremdend und unangenehm auf mich; ich hielt mich für etwas viel Besseres als die Gymnasten und war der Ansicht, daß derartige Vertraulichkeiten mir gegenüber unstatthaft seien. Endlich begann man die Namen aufzurufen: die Gymnasten traten mutig vor, gaben zumelst gute Antworten und lehrten fröhlich auf ihren Platz zurück; die jungen Männer meiner Kategorie waren viel furchtsamer und gaben offenbar viel schlechtere Antworten. Von den Alten gaben die einen vorzügliche, die anderen sehr schlechte Antworten. Als der Name Semjonow aufgerufen wurde, erhob sich mein Nachbar mit dem grauen Haar und den funkelnden Augen, wobei er mich rücksichtslos anstieß, schritt über meine Füße hinweg und begab sich zum Tisch. Man sah es den Gesichtern der Professoren an, daß er gut und ohne Furcht antwortete. An seinen Platz zurückgekehrt, packte er, ohne sich zu erkundigen, welche Note er erhalten hatte, seine Bücher und Hefte zusammen und ging hinaus. Schon einige Male war ich beim Klang der Stimme, die die Namen aufrief, zusammengefahren, aber noch war nach dem alphabetischen Verzeichnis die Reihe nicht an mir, obwohl schon Namen mit „S“ aufgerufen wurden. „Konin und Tenjew“ rief plötzlich jemand aus der Professorenecke. Ein Schauer lief mir über Haar und Rücken.

„Konin, geh, man hat dich aufgerufen. Wer ist aber Bartensjew, Mordensjew? Ich weiß es nicht“, rief ein großer, rotbackiger Gymnast, der neben mir stand.

„Sie wurden aufgerufen“, bemerkte St. Jérôme.

„Mein Name ist Irtenjew“, sagte ich zu dem rotbackigen Gymnasten. „Wurde denn Irtenjew aufgerufen?“

„Aber natürlich; warum gehen Sie nicht? . . . Sieh einer diesen Stuhler an“, fügte er leise hinzu, aber doch so, daß ich ihn beim Verlassen der Bank hören konnte. Vor mir ging Konin, ein großer, junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, der zur Kategorie

der Alten gehörte. Er hatte einen olivengrünen, engen Frack an und ein blauseidenes Halstuch um, über das hinten die langen, blonden, sorgfältig à la muschik gekämmten Haare herabhingen. Er war mir durch sein Äußeres aufgefallen, als wir noch auf der Bank saßen. Er war recht nett und gesprächig; besonders staunte ich über seine roten Haare, die er sich unterm Kinn am Halse wachsen ließ, und über seine merkwürdige Gewohnheit, sich in einem fort die Weste aufzuknöpfen, um sich unter dem Hemd die Brust zu kratzen.

Drei Professoren saßen an dem Tisch, an den ich zusammen mit Ikonin herantrat; keiner von ihnen beantwortete unseren Gruß. Ein junger Professor mischte die Fragezettel wie ein Spiel Karten; ein anderer mit einem Stern auf dem Frack sah den Gymnasten an, der ihm hastig etwas von Karl dem Großen erzählte und bei jedem Wort „natürlich“ sagte, und der dritte, ein altes, bebrilltes Männchen, saß mit gesenktem Kopf da, sah uns durch die Brille an und zeigte auf die Fragezettel. Ich fühlte, daß sein Blick mir und Ikonin zugleich galt, und daß ihm etwas an uns nicht gefiel (vielleicht waren es Ikonins rote Haare), denn als er uns anblickte, forderte er uns durch eine ungeduldige Kopfbewegung auf, schneller nach denzetteln zu greifen. Ich war verärgert und beleidigt, erstens, weil man unseren Gruß nicht erwidert hatte, zweitens, weil man mich und Ikonin unter den gemeinsamen Begriff „Kandidaten“ zusammenbrachte, und endlich weil man schon wegen Ikonins roter Haare gegen mich voreingenommen war. Ich nahm ohne Furcht einen Zettel und wollte gleich antworten, aber die Augen des Professors richteten sich fragend auf Ikonin. Ich las meinen Zettel durch; die Fragen, die darauf standen, waren mir vertraut; ich wartete ruhig, bis die Reihe an mich kam, und beobachtete alles, was um mich her vorging. Ikonin zeigte keine Furcht; er trat sogar mit einer gewissen Reckheit vor, um nach einem Zettel zu greifen, schüttelte das Haar und las unerschrocken die Fragen durch, die darauf standen. Schon schien er den Mund öffnen zu wollen, um seine Antwort zu beginnen, da entließ der Professor mit dem Stern seinen Gymnasten mit Worten der Anerkennung und wandte sich sodann ihm zu. Ikonin hielt inne, als

besinne er sich auf etwas. Das allgemeine Schweigen dauerte etwa zwei Minuten lang.

„Nun?“ fragte der Professor mit der Brille.

Ikönin öffnete den Mund und schwieg wieder.

„Sie sind hier nicht allein; wollen Sie bitte antworten oder nicht?“ sagte der junge Professor, doch Ikönin sah ihn nicht einmal an. Aufmerksam betrachtete er seinen Zettel und brachte kein Wort hervor. Der Professor sah ihn durch die Brille, über die Brille und ohne Brille an, denn inzwischen hatte er Zeit gefunden, diese abzunehmen, zu putzen und wieder aufzusetzen. Ikönin sprach kein Wort. Plötzlich spielte ein Lächeln um sein Gesicht, er schüttelte das Haar, sah erst einen Professor nach dem anderen und dann mich an, drehte sich um und ging mit kräftigen Schritten, mit den Armen schlenkernd, zur Bank zurück. Die Professoren sahen sich an.

„Nette Pflanze!“ sagte der junge Professor. „Er studiert auf eigene Kosten.“

Ich rückte näher an den Tisch heran, aber die Professoren fuhren fort, ganz leise und beinahe im Flüsterton miteinander zu sprechen, keiner von ihnen schien meine Anwesenheit auch nur zu ahnen. Ich war damals fest davon überzeugt, daß die Frage, ob ich die Prüfung gut oder schlecht bestehen werde, alle drei Professoren sehr beschäftigte, und daß sie sich, nur um sich wichtig zu machen, so stellten, als wäre ihnen das ganz gleichgültig, und als bemerkten sie mich nicht.

Als der Professor mit der Brille sich gleichgültig mit der Aufforderung an mich wandte, die Fragen zu beantworten, sah ich ihm in die Augen, schämte mich sernetwegen, daß er so heuchelte, und begann darum nur zögernd mit der Antwort. Doch dann ging es immer besser, und da die Frage sich auf die russische Geschichte bezog, die ich vorzüglich kannte, beendete ich meine Antwort in so glänzender Weise und geriet so in Schwung, da ich den Professoren zeigen wollte, ich sei nicht irgendein Ikönin, sondern etwas Besonderes und Einzigartiges, daß ich ihnen vorschlug, mich noch einen Zettel mit einer Frage nehmen zu lassen; doch der Professor nickte, sagte: „Es ist schon gut“, und notierte etwas in sein Heft. Als ich zu den Bänken

zurückgekehrt war, erfuhr ich sofort von den Gymnasiasten, die, weiß Gott woher, alles wußten, daß ich eine Fünf¹ bekommen habe.

Das Mathematikexamen

Bei den folgenden Prüfungen hatte ich außer Grap, den ich meiner Bekanntschaft für unwürdig hielt, und Iwin, der mich mied, bereits eine ganze Anzahl neuer Bekannter. Manche grüßten mich schon. Konin freute sich sogar, als er mich sah, und teilte mir mit, er werde noch einmal in der Geschichte geprüft werden und der Professor sei noch von der vorjährigen Prüfung her böse auf ihn, da er ihn damals auch habe durchfallen lassen. Semjonow, der wie ich die mathematische Fakultät besuchen wollte, wich noch immer allen scheu aus, saß noch immer schweigsam und allein da, hielt den Kopf in die Hände gestützt, fuhr sich mit den Fingern durch sein graues Haar — und bestand seine Prüfung glänzend. Er wurde zweiter; erster war ein Schüler des ersten Gymnasiums. Das war ein hochaufgeschossener, hagerer, brünetter junger Mann von blassem Aussehen, dessen eine Backe mit einem schwarzen Tuch verbunden und dessen Stirne mit roten Pickeln besät war. Seine Hände waren mager, rot, hatten ungewöhnlich lange Finger, und seine Nägel waren so abgebissen, daß die Enden seiner Finger wie mit Zwirnsfädchen zusammengeschnürt schienen. All dies kam mir sehr schön vor und gerade so, wie es sich für den ersten unter den Gymnasiasten gehörte. Er sprach mit allen genau so wie die anderen; sogar ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, doch schien mir in seinem Gang, in der Bewegung seiner Lippen und in seinen schwarzen Augen etwas Außergewöhnliches, ja etwas Magnetisches zu liegen.

¹ Nach dem Brauch in russischen Schulen ist die Reihenfolge der Noten zur Bewertung der Leistungen der Schüler umgekehrt wie in Deutschland. Fünf bezeichnet die beste, Eins die schlechteste Leistung. Anm. d. Herausg.

Zur Mathematikprüfung wurde ich früher als das vorige Mal aufgerufen. Ich kannte dieses Fach ziemlich gut; nur zwei Fragen aus der Algebra gab es, von denen ich keine Ahnung hatte und deren Unkenntnis ich gern vor dem Lehrer verheimlicht hätte. Das waren, so weit ich mich erinnere, die Permutationstheorie und das Newtonsche Binom. Ich nahm auf der hintersten Bank Platz, um diese beiden mir unbekanntem Probleme durchzunehmen; doch die ungewohnte Lage, die Notwendigkeit, in einem geräuschvollen Raum arbeiten zu müssen, und der Mangel an Zeit, woran ich andauernd dachte, hinderten mich, das, was ich las, wirklich in mich aufzunehmen.

„Da ist er. Komm her, Nechljudow“, hörte ich Wolodjas bekannte Stimme hinter mir.

Ich wandte mich um und erblickte meinen Bruder und Dmitrij, die mit aufgekнопften Röcken und mit den Händen fuchtelnd zwischen den Bänken hindurch auf mich zukamen. Man sah gleich, daß es Studenten des dritten Semesters waren, die sich in der Universität bereits zu Hause fühlten. Allein schon die aufgekнопften Röcke drückten die Geringschätzung aus, die sie uns gegenüber empfanden. Mir schmeichelte es sehr, daß alle Anwesenden meine Bekanntschaft mit zwei Studenten älterer Semester zur Kenntnis nahmen; ich erhob mich eilig und winkte ihnen zu.

Wolodja brachte es nicht einmal fertig, das Bewußtsein seiner Überlegenheit zu verbergen.

„Ach, du armes Geschöpf!“ sagte er. „Bist du noch nicht geprüft worden?“

„Nein.“

„Was liest du denn? Hast du dich denn nicht vorbereitet?“

„In zwei Punkten fühle ich mich nicht ganz sicher. Ich verstehe hier etwas nicht ganz.“

„Was? Das da?“ fragte er und begann mir das Newtonsche Binom zu erklären; doch er tat es mit solcher Hast und so unklar, daß er schließlich das Mißtrauen in meinen Augen bemerkte und Dmitrij ansah, und da er in dessen Augen wohl dasselbe las, er-

rötete er; doch fuhr er fort, mir etwas zu erklären, was ich nicht verstand.

„Nein, Wolodja, halt, ich will es mit ihm durchnehmen, wenn es die Zeit noch erlaubt“, sagte Dmitrij, zur Professorenecke hinüberschauend, und setzte sich zu mir.

Ich merkte sofort, daß mein Freund in jener milden Stimmung war, in der er sich manchmal befand, wenn er mit sich selbst zufrieden war, und die ich bei ihm besonders liebte. Da er gut Mathematik konnte und sehr verständlich sprach, nahm er die Frage so vorzüglich mit mir durch, daß ich dieses Problem bis heute behalten habe. Kaum aber war er fertig, da flüsterte St. Jérôme: „A vous, Nicolas“; ich trat hinter Ikonin aus der Bank hervor, ohne die zweite Frage durchgenommen zu haben. Ich ging an den Tisch; zwei Professoren saßen daran, und in der Nähe stand ein Gymnast vor einer Tafel. Dieser leitete munter eine Formel ab, klapperte dabei mit der Kreide laut an die Tafel und schrieb immer weiter, trotzdem der Professor bereits „Genug!“ zu ihm gesagt und uns aufgefordert hatte, einen Zettel zu nehmen. Wenn du nur nicht die Permutationstheorie bekommst, dachte ich, als ich mit zitternden Fingern nach einem der in dem weichen Haufen liegenden Zettel griff. Mit demselben kühnen Griff wie bei der vorigen Prüfung faßte Ikonin, sich vorbeugend, den ersten besten Zettel, sah sich ihn an und zog ärgerlich die Stirn zusammen.

„Immer diese verteufelten Fragen!“ murmelte er.

Ich sah meinen Zettel an. O Schreck! Es war die Permutationstheorie!...

„Und was haben Sie?“ fragte Ikonin.

Ich zeigte ihm meinen Zettel.

„Das kann ich“, sagte er.

„Wollen wir tauschen?“

„Nein, es hat keinen Zweck; ich fühle, ich bin nicht aufgelegt.“ Er hatte kaum Zeit gehabt, mir das zuzuflüstern, als der Professor uns schon an die Tafel rief.

Jetzt ist alles verloren, dachte ich. Statt das Examen glänzend

zu bestehen, wie ich wollte, werde ich mich noch schlimmer blamieren als Konin. Plötzlich wandte sich dieser vor den Augen des Professors an mich, riß mir den Zettel aus der Hand und gab mir den seinen. Ich sah den Zettel an: Es war das Newtonsche Binom!

Der Professor war ein Mann in mittleren Jahren mit angenehmem, klugem Gesichtsausdruck, den ihm vor allem die stark hervortretende untere Stirnpartie verlieh.

„Was ist das? Sie tauschen Ihre Zettel, meine Herren?“ fragte er.

„Nein, Herr Professor, er hat mir nur seinen Zettel gezeigt“, sagte Konin schlagfertig. Und dieses Wort „Herr Professor“ war das letzte, das er an dieser Stelle sprach; als er an mir vorbei zu seiner Bank zurückkehrte, sah er wieder die Professoren und mich an, lächelte, zuckte mit den Schultern und machte eine Miene, als wolle er sagen: „Tut nichts!“ (Ich erfuhr später, daß Konin bereits zum dritten Male zur Eintrittsprüfung erschienen war.)

Ich beantwortete die Frage ausgezeichnet, die ich eben durchgenommen hatte; der Professor sagte sogar: „Besser, als man es verlangen kann,“ und gab mir eine Fünf.

12

Die Prüfung im Latein

Alles ging ausgezeichnet, bis zur Prüfung in Latein. Der Gymnast mit der verbundenen Backe hatte in den bisherigen Fächern als erster bestanden, Semjonow als zweiter, ich als dritter. Ich begann sogar stolz zu werden und die Überzeugung zu gewinnen, daß mit mir trotz meiner Jugend nicht zu spaßen sei.

Schon seit der ersten Prüfung sprachen alle mit Beben von dem Professor der lateinischen Sprache; er sollte ein reißendes Tier sein, das an dem Durchfall der Kandidaten, besonders der auf eigene Kosten Studierenden, die größte Freude hatte und nur in griechischer oder lateinischer Sprache mit ihnen sprach. St. Jérôme, mein Lehrer der lateinischen Sprache, sprach mir Mut zu; auch ich

glaubte, nicht schlechter als die anderen vorbereitet zu sein, da ich ohne Lexikon Cicero und einige Oden von Horaz lesen konnte und den Zumpt genau kannte. Doch es kam anders. Den ganzen Vormittag hörte man von nichts anderem sprechen als vom Durchfall derer, die man vor mir aufgerufen hatte: dem einen hatte der Professor eine Null gegeben, dem anderen eine Eins, den dritten hatte er ausgeschimpft, einen anderen wiederum hatte er davongejagt usw. Nur Ssemjonow und der erste Schüler traten wie immer ruhig vor und lehrten zurück, nachdem jeder eine Fünf erhalten hatte. Ich ahnte schon ein Unglück, als ich zusammen mit Ikonin an das kleine Tischchen gerufen wurde, an dem der schreckliche Professor ganz alleine saß.

Es war ein dürres Männchen mit gelblichem Gesicht, langen fettigen Haaren und äußerst nachdenklicher Miene. Er gab Ikonin Ciceros Reden und forderte ihn auf, sie zu übersetzen.

Zu meiner größten Verwunderung las Ikonin nicht nur, sondern übersetzte sogar einige Zeilen mit Hilfe des Professors, der ihm vorsagte. Im Gefühl meiner Überlegenheit gegenüber dem schwachen Rivalen konnte ich mich nicht eines etwas verächtlichen Lächelns enthalten, als es zur Analyse des Gelesenen kam und Ikonin in das übliche, hoffnungslose Schweigen verfiel. Ich glaubte, dem Professor durch dieses kluge, etwas spöttische Lächeln zu gefallen, doch es kam ganz anders.

„Sie scheinen das besser zu wissen, da Sie lächeln,“ sagte er in gebrochenem Russisch. „Wir wollen sehen. Nun, sprechen Sie!“

Später erfuhr ich, daß der Professor der lateinischen Sprache Ikonin protegierte, daß Ikonin sogar bei ihm wohnte. Ich beantwortete sofort die syntaktische Frage, die an Ikonin gerichtet worden war, doch der Professor schnitt ein trauriges Gesicht und wandte sich von mir ab.

„Schön, wenn die Reihe an Sie kommt, werden wir ja sehen, was Sie wissen,“ meinte er, ohne mich anzusehen, und setzte dann Ikonin das auseinander, was er ihn gefragt hatte.

„Sie können gehen“, sagte er; ich sah, daß er für Ikonin eine

Vier ins Heft schrieb. Nun, dachte ich, er ist gar nicht so streng, wie man sagt. Als Konin weg war, ordnete er fünf Minuten lang, die mir wie fünf Stunden vorkamen, die Hefte, die Bücher, schneuzte sich, rückte den Sessel hin und her, wechselte seine Haltung, blickte in den Saal und schaute sich nach allen Seiten um, nur nicht nach mir. Ich rückte näher und hüstelte.

„Ach ja, Sie sind auch noch da! Nun, übersetzen Sie mir mal etwas,“ sagte er und reichte mir ein Buch. „Nein, das nicht, lieber dies!“ Er blätterte im Horaz und legte mir eine Stelle vor, die ich, wie mir schien, nie im Leben hätte übersetzen können.

„Das habe ich nicht vorbereitet,“ sagte ich.

„Ach so, Sie wollen nur das hersagen, was Sie auswendig gelernt haben! Schön! Nun, übersetzen Sie dieses!“

Mit Mühe versuchte ich den Sinn zu entziffern, doch bei jedem meiner fragenden Blicke schüttelte der Professor den Kopf und antwortete seufzend: „Nein“; endlich schloß er das Buch mit einer so nervösen Hast, daß sein Finger zwischen den Seiten stecken blieb; ärgerlich zog er ihn hervor, gab mir einen Zettel mit einer Frage aus der Grammatik, lehnte sich im Sessel zurück und schwieg unheilverkündend. Ich begann zu antworten, doch sein Gesichtsausdruck lähmte meine Zunge, und alles, was ich sagte, erschien mir falsch.

„Falsch, falsch, ganz falsch,“ sagte er mit seiner schlechten Aussprache, änderte hastig seine Haltung, stützte sich auf den Tisch und spielte mit dem goldenen Ring, der ganz lose auf dem mageren Finger seiner linken Hand saß.

„So bereitet man sich nicht für eine höhere Lehranstalt vor, meine Herren. Sie möchten nur die Uniform mit dem blauen Kragen tragen, eignen sich oberflächliche Kenntnisse an und glauben dann, daß Sie Studenten werden können; nein, meine Herrschaften, man muß den Gegenstand gründlich durchnehmen . . . usw. usw.“

Während dieser ganzen, in gebrochenem Russisch gehaltenen Rede schaute ich mit stumpfer Aufmerksamkeit auf seine gesenkten Augen. Zuerst quälte mich die Enttäuschung darüber, daß ich die Prüfung nicht als dritter bestehen würde, dann die Angst, ganz und gar durch-

zufallen, und endlich kam zu dem allem noch das Bewußtsein der ungerechten Behandlung, der verletzten Eigenliebe und der unverdienten Demütigung hinzu; außerdem packte mich eine Verachtung gegenüber dem Professor, weil er nach meinen Begriffen nicht zu den Menschen *comme il faut* gehörte, was ich entdeckte, als ich seine kurzen, festen und runden Nägel erblickte: dies brachte mich noch mehr auf und vergiftete meine Gefühle noch mehr. Als er mich ansah, meine bebenden Lippen und die Tränen in meinen Augen bemerkte, hielt er meine Aufregung für die Bitte, mir eine bessere Note zu geben, und sagte, wie aus Mitleid mit mir (und dies noch vor einem anderen Professor, der gerade hinzukam):

„Schön, ich gebe Ihnen eine Note, mit der Sie bestehen können (das sollte heißen: eine Zwei), obwohl Sie sie nicht verdient haben; ich nehme aber Rücksicht auf Ihre Jugend und hoffe, daß Sie sich auf der Universität nicht so leichtsinnig zeigen werden.“

Dieser letzte Satz, ausgesprochen vor einem fremden Professor, der mich anschaute, als wolle er sagen: „Ja, sehen Sie wohl, junger Mann!“, brachte mich ganz in Verwirrung. Eine Sekunde lang waren meine Augen wie von einem Nebel verdunkelt; der schreckliche Professor schien mir plötzlich wie in weiter Ferne an seinem Tisch zu sitzen; mit entsetzlicher, zwingender Deutlichkeit stand der ungeheuerliche Gedanke vor mir: „Wie, wenn ich? . . . Was dann? . . .“ Ich tat es doch nicht. Ich verneigte mich im Gegenteil, ohne daß ich mir dessen bewußt war, ganz besonders höflich vor den beiden Professoren, lächelte leicht, und wie ich glaube, genau wie Konin und entfernte mich vom Tisch.

Diese Ungerechtigkeit machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich, wäre ich frei in meinen Handlungen gewesen, zu keiner weiteren Prüfung gegangen wäre. Ich verlor jeden Ehrgeiz (es war nicht mehr daran zu denken, daß ich als dritter bestehen würde) und ließ alle weiteren Prüfungen vorübergehen, ohne mir besondere Mühe zu geben oder mich aufzuregen. Die Durchschnittsnote, die ich bekam, war höher als Vier, doch das interessierte mich gar nicht mehr. Ich hatte beschlossen und vor mir selber klar bewiesen, daß

es sehr dumm und sogar mauvais genre sei, der erste sein zu wollen, und daß man, genau wie Wolodja, weder der Beste noch der Schlechteste sein dürfe. Ich beschloß, diesem Grundsatz auf der Universität treu zu bleiben, trotzdem ich dadurch zum erstenmal in eine Meinungsverschiedenheit mit meinem Freunde geriet.

Ich dachte nur noch an die Uniform, an den Dreimaster, an die eigene Droschke, an das eigene Zimmer und hauptsächlich an die eigene Freiheit.

13

Ich bin erwachsen

Nach diese Gedanken hatten übrigens ihren Reiz. Am 8. Mai, als ich von der letzten Prüfung, der Religionsprüfung, nach Hause kam, fand ich dort Kosanows Gesellen vor, den ich kannte und der schon vorher die mit Nestsäden zusammengehaltene Uniform und den Rock aus schwarzem, schimmerndem Tuch zur Anprobe mitgebracht und den Kragen mit Kreide daraufgezeichnet hatte; jetzt brachte er den fertigen Anzug mit den glänzenden, papierumwickelten Goldknöpfen.

Ich zog den Anzug an und fand ihn großartig, trotzdem St. Jérôme versicherte, daß der Rock im Rücken Falten werfe; mit einem selbstgefälligen Lächeln, das ganz gegen meinen Willen über mein Gesicht glitt, ging ich nach unten und begab mich zu Wolodja. Ich tat so, als bemerkte ich die gierigen Blicke der Hausgenossen nicht, die aus dem Vorzimmer und dem Korridor auf mich gerichtet waren. Der Haushofmeister Gawrilo holte mich im Saal ein, beglückwünschte mich zum Eintritt in die Universität, überreichte mir auf Papas Befehl vier weiße Scheine und teilte mir mit, daß, ebenfalls auf Papas Geheiß, von heute ab der Kutscher Kusma, der kleine Wagen und der Grauschimmel Krassawitschik völlig zu meiner Verfügung ständen. Diese Überraschung machte mir derartige Freude, daß es mir nicht gelang, in Gawrilos Gegenwart gleichgültig zu bleiben; ganz ver-

worren und atemlos stammelte ich das erste beste, was mir in den Sinn kam: „Kraffawtschik ist ein vorzüglicher Traber.“ Als ich die Köpfe sah, die aus den Flur- und Korridortüren hervorlugten, konnte ich mich nicht mehr beherrschen und durchlief den ganzen Saal in meinem neuen Rock mit den glänzenden Goldknöpfen. Als ich in Wolodjas Zimmer trat, hörte ich hinter mir die Stimmen Dubkows und Nechljudows, die mich beglückwünschen wollten und mir den Vorschlag machten, irgendwo mit ihnen zu Mittag zu essen und zu Ehren meines Eintritts in die Universität Champagner mit ihnen zu trinken. Dmitrijs sagte zu mir, daß er, obwohl er Champagner nicht gern hätte, heute mitkommen werde, um mit mir Brüderschaft zu trinken. Ich weiß nicht warum, aber Dubkow meinte, ich hätte überhaupt Ähnlichkeit mit einem Obersten. Wolodja beglückwünschte mich nicht, er bemerkte nur trocken, daß wir nunmehr übermorgen aufs Land fahren könnten. Trotzdem er sich über meine Aufnahme in die Universität freute, war es ihm offensichtlich etwas unangenehm, daß ich nun ebenso wie er ein Erwachsener war, St. Jérôme, der ebenfalls zu uns ins Zimmer gekommen war, verkündete hochtrabend, daß seine Aufgabe jetzt beendet sei, und wenn er auch nicht wisse, ob er sie gut oder schlecht gelöst habe, so habe er doch alles getan, was in seinen Kräften lag. Ich fühlte, wie auf meinem Gesicht unwillkürlich die Antwort in Gestalt eines süßen, glücklichen, ein wenig selbstgefälligen blöden Lächelns aufleuchtete, und bemerkte, daß dieses Lächeln sich allen mitteilte, die mit mir sprachen.

Ich hatte keinen Erzieher mehr, hatte eine eigene Droschke, mein Name stand auf der Studentenliste, ich trug einen Degen mit Portepée, die Polizisten würden manchmal vor mir stramm stehen... Ich bin erwachsen, und bin, wie mir scheint, glücklich.

Wir beschlossen, um fünf Uhr bei Jar zu speisen, da aber Wolodja zu Dubkow fuhr und Dmitrijs nach seiner Gewohnheit auch irgendwohin verschwand, weil er vor dem Essen noch etwas zu erledigen hatte, konnte ich zwei Stunden nach Belieben verbringen. Ziemlich lange wanderte ich durch alle Zimmer, betrachtete mich in allen Spiegeln, bald mit geschlossenem, bald mit aufgeklopftem oder nur

mit einem Knopf geschlossenem Rock; ich gefiel mir außerordentlich. So sehr ich mich auch schämte, allzu große Freude zu verraten, konnte ich mich jetzt doch nicht mehr beherrschen und ging in den Stall und in die Wagenremise, um Krassawtschik, Kusma und meinen Wagen zu besichtigen; dann kehrte ich ins Haus zurück, wanderte wieder durch die Zimmer, betrachtete mich wieder in allen Spiegeln, zählte mein Taschengeld und fuhr fort, glücklich zu lächeln. Doch war noch keine Stunde vergangen, so langweilte ich mich bereits ein wenig und bedauerte, daß mich niemand in dieser meiner jetzigen glänzenden Verfassung sah. Das spornte mich zur Bewegung und Thätigkeit an. Ich befahl daher, den Wagen anzuspannen, und beschloß, zur Kusnezki-Brücke zu fahren, um dort Einkäufe zu machen. Ich erinnerte mich, daß Wolodja, als er in die Universität aufgenommen wurde, sich Lithographien von Viktor Adams Pferdebildern, Tabak und Pfeifen gekauft hatte; ich glaubte daher, dasselbe tun zu müssen.

Alle Blicke waren auf mich gerichtet, der helle Sonnenschein glänzte auf meinen Knöpfen, auf der Kokarde meines Hutes und auf meinem Degen, als ich an der Kusnezki-Brücke ankam und vor dem Bildladen Daziaros hielt. Mich nach allen Seiten umsehend, trat ich in den Laden. W. Adams Pferdebilder wollte ich nicht kaufen, um mir nicht den Vorwurf zuzuziehen, Wolodja nachgeäfft zu haben. Da ich mich schämte, dem dienstfertigen Verkäufer zu viel Umstände zu machen, wählte ich einen in Guasch ausgeführten Frauenkopf, der im Fenster stand, und bezahlte zwanzig Rubel dafür. Als ich das Geld bezahlt hatte, schien es mir doch unpassend, einer solchen Kleinigkeit wegen zwei gut gekleidete Verkäufer bemüht zu haben; gleichzeitig glaubte ich auch, daß sie mich geringschätzig ansahen. Um ihnen klar zu machen, wer ich sei, wandte ich mich einem silbernen Ding zu, das unter Glas lag, und als ich erfuhr, daß es ein porte-crayon sei und achtzehn Rubel koste, bat ich, das Ding für mich einzupacken, und bezahlte das Geld; ich ließ mir noch Auskunft geben, ob man im Tabakgeschäft nebenan gute Pfeifen und guten Tabak bekommen könne, verbeugte mich höflich und trat mit dem Bild unterm Arm auf die Straße. In dem Tabakgeschäft nebenan, auf dessen Schild

ein eine Zigarre rauchender Neger aufgemalt war, kaufte ich, auch hier vom Wunsch geleitet, niemand nachzuäffen, nicht Schukow-, sondern Sultan-Tabak, eine kleine türkische Pfeife und zwei Tschibuk aus Linden- und Rosenholz.

Als ich aus dem Laden herauskam und auf meine Droschke zuing, bemerkte ich Ssemjonow, der im Zivilrock und mit gesenktem Kopf schnellen Schrittes auf dem Trottoir daherkam. Es ärgerte mich, daß er mich nicht erkannte. Ich rief dem Kutscher ziemlich laut zu, setzte mich in die Droschke und holte Ssemjonow ein.

„Guten Tag,“ sagte ich zu ihm.

„Guten Tag,“ antwortete er im Gehen.

„Warum haben Sie denn die Uniform nicht an?“ fragte ich.

Ssemjonow blieb stehen, kniff die Augen zusammen und entblößte seine weißen Zähne, als ob es ihm weh tue, in die Sonne zu schauen, in Wirklichkeit aber, um seine Gleichgültigkeit gegen meine Droschke und meine Uniform zu beweisen; er sah mich schweigend an und ging dann seiner Wege.

Von der Kusnezki-Brücke fuhr ich zur Konditorei in der Twerstkaja; obwohl ich so tun wollte, als interessierten mich in der Konditorei ausschließlich die Zeitungen, konnte ich mich doch nicht beherrschen und verzehrte einen Kuchen nach dem andern. Zwar schämte ich mich vor dem Herrn, der mich, hinter einer Zeitung verborgen, neugierig betrachtete, aß aber trotzdem in großer Eile acht Kuchen von allen Sorten, die es überhaupt in der Konditorei gab.

Zuhause angekommen, verspürte ich ein leichtes Sodbrennen; ich achtete nicht darauf und widmete mich der Betrachtung meiner Einkäufe, von denen das Bild mir gar nicht gefiel; ich rahmte es nicht ein und hängte es nicht an die Wand, wie Wolodja getan hatte, sondern verbarg es sorgfältig hinter der Kommode, damit niemand es sehen konnte. Der Bleistifthalter gefiel mir zuhause ebenfalls nicht; ich legte ihn in die Schublade und tröstete mich mit dem Gedanken, daß es ein silbernes, recht wertvolles und für einen Studenten sehr nützliches Ding sei. Die Rauchgegenstände beschloß ich sofort in Gebrauch zu nehmen und auszuprobieren.

Ich öffnete das Viertelfundpäckchen, füllte die türkische Pfeife mit rotgelbem, klein geschnittenem Sultan-Tabak, legte einen brennenden Feuerschwamm darauf, nahm die Pfeife zwischen den Mittel- und Ringfinger (diese Haltung der Hand gefiel mir ganz besonders) und sog den Rauch ein. Der Geruch des Tabaks war sehr angenehm, doch rief er im Mund einen bitteren Geschmack hervor und benahm mir den Atem. Ich faßte mir aber ein Herz, behielt den Rauch ziemlich lange bei mir, versuchte Ringe in die Luft zu blasen und den Rauch in die Lunge einzuziehen. Bald füllte sich das ganze Zimmer mit bläulichen Wolken, die Pfeife begann zu tönen, der glimmende Tabak im Pfeifenkopf zu hüpfen, ich spürte eine Bitterkeit im Munde und einen leichten Schwindel im Kopf. Ich war im Begriff, mit dem Rauchen aufzuhören, und wollte mich nur noch vorher mit der Pfeife im Spiegel anschauen, als zu meinem Erstaunen meine Füße zu schwanken begannen; das Zimmer drehte sich um mich herum, und als ich in den Spiegel blickte, den ich nur mit Mühe erreichen konnte, sah ich, daß mein Gesicht weiß wie ein Tuch war. Kaum hatte ich mich aufs Sofa sinken lassen, als mich eine solche Ubelkeit und eine solche Schwäche befiel, daß ich mir einbildete, die Pfeife hätte mir den Tod gebracht, und glaubte, ich müsse sterben. Ich bekam ernstlich Angst und wollte schon Leute zu Hilfe rufen und nach dem Arzt schicken.

Doch diese Angst dauerte nicht lange. Ich verstand bald, was mit mir los war, und lag lange mit furchtbaren Kopfschmerzen und ganz schwach auf dem Sofa; mit stumpfer Aufmerksamkeit betrachtete ich Bostansoglos Schutzmarke auf dem Tabakpäckchen, die Pfeife, die zerstreute Asche und die Kuchenreste, die auf dem Boden umherlagen und dachte voll trauriger Enttäuschung: Ich bin doch wohl noch nicht ganz erwachsen, da ich nicht rauchen kann wie die anderen; es scheint mir nicht beschieden zu sein, wie andere Leute eine türkische Pfeife zwischen Mittel- und Ringfinger zu halten, den Rauch einzuatmen und durch den blonden Schnurbart hindurchzublasen.

Als Dmitrij um die fünfte Stunde bei mir vorgefahren kam,

fand er mich in dieser traurigen Lage. Nachdem ich ein Glas Wasser getrunken hatte, fühlte ich mich fast wiederhergestellt und war bereit, mitzukommen.

„Was finden Sie nur Schönes am Rauchen?“ fragte Dmitrij und sah sich die Spuren meiner Rauchversuche an. „Das sind alles Dummheiten und eine überflüssige Geldausgabe. Ich habe mir das Wort gegeben, nicht zu rauchen . . . Aber fahren wir! Wir müssen noch Dubkow abholen.“

Was Wolodja und Dubkow trieben

Schon als Dmitrij ins Zimmer getreten war, hatte ich an seinem Gesicht, seinem Gang und der ihm in Augenblicken schlechter Laune eigenen Gewohnheit, das Auge zusammenzukneifen und mit verzogenem Gesicht den Kopf auf die Seite zu senken, als ob er die verschobene Krawatte wieder zurechtrücken wolle, erraten, daß er in jener eigensinnigen kühlen Stimmung war, die ihn jedesmal überkam, wenn er mit sich selber unzufrieden war, einer Stimmung, die meine Gefühle für ihn stets abkühlte. In letzter Zeit hatte ich begonnen, den Charakter meines Freundes zu beobachten und zu prüfen; aber unsere Freundschaft blieb darum doch unverändert fest; sie war noch so jung und stark, daß ich, von welcher Seite ich Dmitrij auch betrachten mochte, immer wieder seine hohe Vollkommenheit feststellen mußte. In ihm wohnten zwei verschiedene Menschen, die mir beide gleich herrlich erschienen. Der eine, den ich heiß liebte, war gütig, freundlich, milde, heiter und war sich dieser Eigenschaften bewußt. War er in dieser Stimmung, so schienen sein Äußeres, seine Stimme, seine Bewegungen sagen zu wollen: „Ich bin milde und tugendhaft; ich freue mich, daß ich milde und tugendhaft bin, und ihr alle könnt das sehen.“ Der andere Mensch, den ich erst jetzt an ihm kennen lernte und vor dessen Erhabenheit ich mich beugte, war kalt, streng gegen sich und die anderen, religiös

bis zum Fanatismus und moralisch bis zur Pedanterie. Augenblicklich war er dieser zweite Mensch.

Mit der Aufrichtigkeit, die eine notwendige Voraussetzung unserer Erziehung war, sagte ich zu ihm, als wir in den Wagen stiegen, daß es mich betrübe und verletze, ihn an diesem für mich so glücklichen Tage in gedrückter, mich peinlich berührender Stimmung zu sehen.

„Etwas hat Sie sicher verstimmt; warum sagen Sie es mir nicht?“ fragte ich ihn.

„Nikolsenka“, sagte er langsam, den Kopf nervös zur Seite werfend und das Auge zukneifend, „da ich Ihnen das Wort gegeben habe, nichts vor Ihnen zu verbergen, haben Sie keinen Grund, Geheimnisse bei mir zu vermuten. Man kann nicht stets gleich gut gelaunt sein, und wenn mich etwas verstimmt hat, so kann ich mir darüber selbst keine Rechenschaft geben.“

„Was ist er doch für ein erstaunlich offener, ehrlicher Charakter,“ dachte ich und sprach nicht mehr davon.

Schweigend kamen wir bei Dubkow an. Dubkows Wohnung war ungewöhnlich schön, wenigstens kam sie mir so vor. Überall lagen Teppiche, sah man Bilder, Vorhänge, bunte Tapeten, gebogene Stühle, bequeme Lehnstühle; an den Wänden hingen Gewehre, Pistolen, Tabaksbeutel und allerhand Tierköpfe aus Pappe. Beim Anblick dieses Zimmers erriet ich, wen Wolodja bei der Einrichtung des seinen nachahmte. Wir trafen Dubkow und Wolodja beim Kartenspiel an. Ein unbekannter Herr (nach seiner bescheidenen Haltung zu urteilen wohl ein ziemlich unbedeutender Mensch) saß neben dem Tisch und beobachtete aufmerksam das Spiel. Dubkow selbst trug einen seidenen Morgenrock und weiche Hausschuhe, Wolodja saß ohne Rock neben ihm auf dem Sofa und schien, nach dem geröteten Gesicht und dem unruhigen, flüchtigen Blick, den er uns, von den Karten aufschauend, zuwarf, zu urteilen, sehr vertieft in das Spiel. Als er mich sah, wurde er noch röter.

„Du gibst jetzt,“ sagte er zu Dubkow. Ich merkte, es war ihm unangenehm, daß ich ihn Karten spielen sah. Doch sein Gesicht ließ

keine Verlegenheit erkennen; es schien gleichsam zu sagen: „Ja, ich spiele; du wunderst dich darüber, weil du noch jung bist. Es ist aber nicht schlimm; im Gegenteil, das gehört sich so für mein Alter.“

Ich fühlte und begriff dies sofort.

Dubkow aber teilte die Karten nicht aus, sondern erhob sich, drückte uns die Hand, lud uns zum Sitzen ein und bot uns Pfeifen an, die wir jedoch ablehnten.

„Da haben wir also unseren Diplomaten, den Anlaß unserer Festlichkeit,“ sagte Dubkow. „Bei Gott, er steht einem Obersten unheimlich ähnlich.“

„Hm!“ murmelte ich und fühlte, wie mein Gesicht sich wieder zu dem blöden, selbstgefälligen Lächeln verzog.

Ich achtete Dubkow, wie nur ein sechzehnjähriger Junge einen siebenundzwanzigjährigen Adjutanten achten kann, von dem alle Erwachsenen erzählen, er sei ein ungewöhnlich anständiger junger Mann, der gut tanzt und französisch spricht, und der zwar innerlich voller Verachtung auf meine Jugend herabschaut, sich aber bemüht, das zu verbergen.

Trotz meiner Hochachtung war es mir im Verkehr mit ihm, Gott weiß warum, stets unbehaglich und unangenehm, ihm in die Augen zu sehen. Ich habe später festgestellt, daß es drei Arten von Menschen gibt, denen ich nur mit Unbehagen in die Augen sehen kann: solche, die viel schlechter, solche, die viel besser sind als ich, und solche, mit denen ich über keine Sache reden kann, die zugleich ihnen und mir bekannt ist. Vielleicht war Dubkow besser, vielleicht schlechter als ich, jedenfalls log er oft, ohne es einzugestehen, und ich bemerkte diese Schwäche, ohne natürlich den Mut zu finden, mit ihm davon zu sprechen.

„Machen wir noch ein Spiel,“ sagte Wolodja, zuckte wie Papa mit der Schulter und mischte die Karten.

„Laß mich in Ruhe!“ erwiderte Dubkow. „Wir spielen später weiter. Doch, übrigens — es ist mir recht — gib Karten.“

Während sie spielten, beobachtete ich ihre Hände. Wolodja hatte eine große, schöne Hand; wenn er die Karten hielt, erinnerte die

Form des Daumens und die Art, wie er die anderen Finger beugte, so sehr an Papas Hand, daß ich einen Augenblick glaubte, Wolodja hielte seine Hände absichtlich so, nur um als Erwachsener zu gelten; seinem Gesicht aber konnte ich sofort ansehen, daß er an nichts anderes als an das Spiel dachte. Dubkow dagegen hatte kleine, rundliche, nach innen gebogene und sehr gewandte Hände mit weichen Fingern, jene Art von Händen, die Ringe zu tragen pflegen und Leuten angehören, die eine Neigung zu Handarbeiten haben und schöne Dinge lieben.

Wolodja schien zu verlieren, denn der Herr, der ihm in die Karten schaute, bemerkte, daß Wladimir Iwanowitsch heute großes Pech habe, und Dubkow zog seine Brieftasche hervor, schrieb etwas auf, zeigte es Wolodja und fragte ihn: „Stimmt's?“

„Stimmt!“ erwiderte dieser und warf mit erheuchelter Zerstreutheit einen Blick in das Notizbuch. „Fahren wir jetzt!“

Wolodja fuhr mit Dubkow und ich mit Dmitriß in dessen Phaethon.

„Was haben sie denn gespielt?“ fragte ich Dmitriß.

„Piquet. Ein dummes Spiel! Spielen ist überhaupt eine Dummheit.“

„Spielen sie denn hoch?“

„Nicht hoch, aber trotzdem —“

„Spielen Sie denn nicht?“

„Nein, ich habe mir das Wort gegeben, nicht zu spielen; Dubkow aber hat das Bedürfnis, den Leuten Geld im Spiel abzunehmen.“

„Das ist nicht schön von ihm,“ meinte ich. „Wolodja spielt wohl schlechter als er.“

„Natürlich ist das nicht schön; es ist aber auch nichts besonders Schlimmes dabei. Dubkow spielt gerne und kann gut spielen, übrigens ist er ein ausgezeichnete Mensch.“

„Ich glaubte auch nicht, daß . . .“

„Man kann ihm auch nichts Schlechtes nachsagen, er ist wirklich ein prächtiger Mensch. Ich hab ihn gerne und werde ihn stets gerne haben, trotz seiner Schwächen.“

Mir kam es so vor, als ob Dmitrij Dubkow deswegen so eifrig verteidigte, weil er ihn nicht mehr liebte und nicht mehr achtete und dies aus Eigensinn nicht eingestehen wollte, damit man ihm keine Unbeständigkeit vorwerfen könne. Er war einer der Menschen, die ihre Freunde bis an ihr Lebensende lieb haben, weniger darum, weil ihnen diese Freunde stets liebenswert erscheinen, als darum, weil sie es für ehrlos halten, einen Menschen, den man, wenn auch irrtümlich, ins Herz geschlossen hat, plötzlich nicht mehr zu lieben.

15

Die Feier

Dubkow und Wolodja kannten bei Jar alle Leute mit Namen, und alle, vom Portier bis zum Wirt, begegneten ihnen mit größter Achtung. Sofort wurde uns ein besonderes Zimmer zugewiesen, und man trug ein sehr merkwürdiges Menu auf, das Dubkow an Hand einer französischen Speisekarte ausgewählt hatte. Eine Flasche Champagner auf Eis, der gegenüber ich möglichst gleichgültig zu bleiben suchte, stand schon gleich zu Anfang da. Das Essen verlief angenehm und heiter, trotzdem Dubkow uns die merkwürdigsten Begebenheiten aufzählte, wie wenn sie tatsächlich geschehen wären, unter anderem die, daß seine Großmutter drei Räuber, die sie überfallen hatten, mit einer Büchse getötet habe (bei dieser Erzählung errötete ich, senkte die Augen und wandte mich ab), und trotzdem Wolodja jedesmal verlegen wurde, wenn ich zu sprechen anfing (was ganz überflüssig war, denn, so weit ich mich erinnere, sagte ich nichts, was mich bloßstellen konnte). Als der Champagner gereicht wurde, beglückwünschten mich alle; ich trank über den Arm weg mit Dmitrij und Dubkow Bruderschaft, und wir küßten uns. Da ich nicht wußte, wem die Flasche Champagner gehörte (sie gehörte uns allen gemeinsam, wie man mir später erklärte) und ich die Freunde für mein Geld, das ich unaufhörlich in der Tasche befühlte, bewirten wollte, zog ich heimlich einen Zehnrubelschein hervor, winkte

den Kellner heran und bat ihn flüsternd (trotzdem konnten es alle hören, denn sie schauten mir schweigend zu), gefälligst noch ein halbes Gläschen zu bringen. Wolodja wurde rot, zuckte zusammen und sah mich und die anderen voller Schrecken an; ich merkte, daß ich nicht richtig gehandelt hatte; die halbe Flasche wurde trotzdem gebracht, und wir tranken sie mit großem Vergnügen. Die Stimmung schien noch immer fröhlich zu sein. Dubkow schwatzte unaufhörlich, und auch Wolodja erzählte komische Geschichten so gut, wie ich es nicht von ihm erwartet hätte, und wir lachten viel. Der Charakter der Komik Wolodjas und Dubkows bestand darin, daß sie bekannte Witze nachahmten und übertrieben. „Waren Sie im Auslande?“ fragt einer. „Nein, ich war nicht im Auslande, aber mein Bruder spielt Geige.“ In dieser Komik des Sinnlosen hatten beide eine derartige Vollkommenheit erreicht, daß sie diesen Witz z. B. folgendermaßen erzählten: „Mein Bruder hat auch niemals Geige gespielt.“ In solcher Weise gaben sie sich auf jede Frage eine Antwort, koppelten auch ohne vorherige Fragen die unmöglichsten Dinge zusammen, und brachten diese Sinnlosigkeiten mit so ernstem Gesicht vor, daß das alles sehr komisch wirkte. Ich begriff allmählich, worum es sich drehte, und wollte auch etwas Komisches erzählen, doch während ich sprach, schauten alle weg und vermieden es, mich anzusehen, so daß mein Witz mißlang. Dubkow sagte: „Vorbeigeschossen, Bruder Diplomat!“ Doch war mir dank dem genossenen Champagner und der Gesellschaft von Erwachsenen so wohl zumute, daß diese Bemerkung mich nur wenig verletzte. Nur Dmitrij verharrte, trotzdem er ebenso wie wir getrunken hatte, in seiner strengen, ernsten Stimmung, die die allgemeine Fröhlichkeit ein wenig dämpfte.

„Hören Sie, meine Herrschaften!“ rief Dubkow. „Nach dem Essen müssen wir mit dem Diplomaten etwas anfangen. Wollen wir nicht zur Tante fahren. Dort werden wir ihm schon das Notwendige beibringen.“

„Nechljudow wird nicht mitkommen,“ sagte Wolodja.

„Dieser unausstehliche Scheinheilige! Du bist ein unausstehlicher

scheinheiliger Mensch!" rief Dubkow, zu Nechljudow gewandt. „Komm mit, du wirst sehen, was die Tante für eine prächtige Dame ist.“

„Ich komme nicht nur nicht mit, sondern lasse auch ihn nicht hin,“ sagte Dmitrij errötend.

„Wen? Den Diplomaten? Du möchtest doch gerne mit, Diplomat? Sieh nur, wie er strahlt, seit man von der Tante spricht!“

„Das heißt, hindern werde ich ihn nicht,“ sagte Dmitrij, erhob sich von seinem Platz und ging im Zimmer auf und ab, ohne mich anzusehen. „Ich werde ihm aber davon abraten, ich möchte nicht, daß er mitfährt. Er ist jetzt kein Kind mehr und kann, wenn er will, allein und auch ohne euch hinfahren. Du aber solltest dich schämen, Dubkow. Da du etwas machst, was schlecht ist, möchtest du, daß auch die anderen es machen.“

„Was ist denn Schlimmes dabei?“ meinte Dubkow und machte Wolodja mit den Augen ein Zeichen. „Daß ich euch alle zu einer Tasse Tee bei der Tante einlade? Wenn es dir nicht paßt, daß wir hinfahren, ist das deine Sache; Wolodja und ich fahren hin. Wolodja, kommst du mit?“

„Hm . . .“ brummte Wolodja bejahend. „Wir fahren hin, kehren dann zu mir zurück und setzen das Piquetspiel fort.“

„Nun, wie steht's, fährst du mit ihnen oder nicht?“ fragte Dmitrij, der auf mich zukam.

„Nein,“ erwiderte ich und rückte auf dem Sofa etwas zur Seite, um ihm neben mir Platz zu machen; er setzte sich. „Ich habe auch keine Lust. Wenn du abrätst, fahre ich um keinen Preis mit. Nein,“ verbesserte ich mich, „es ist nicht wahr, daß ich nicht mitkommen möchte, aber ich bin froh, wenn ich nicht mitkomme.“

„Und daran wirst du gut tun,“ sagte er. „Lebe nach eigenem Gutdünken und tanze nicht nach anderer Leute Pfeife! So wird es am besten sein.“

Dieser kleine Streit hatte unsere Fröhlichkeit nicht nur nicht gestört, sondern noch gesteigert. Dmitrij gertet plötzlich in die milde Stimmung, die ich so an ihm liebte. Das Bewußtsein einer guten

Lat pflegte, wie ich schon öfters bemerkt hatte, bei ihm diese Wirkung auszulösen. Er war mit sich selber zufrieden, weil es ihm gelungen war, mich zu beschützen. Er wurde sehr fröhlich, bestellte noch eine Flasche Champagner (was gegen seine Grundsätze verstieß), lud einen unbekanntem Herrn in unser Zimmer ein, sang „Gaudemus igitur“, bat uns alle mitzusingen und schlug eine Spazierfahrt nach Sfoloniki vor, worauf Dubkow bemerkte, das wäre zu gefühlvoll.

„Laßt uns heute fröhlich sein!“ sagte Dmitrij lächelnd. „Zu Ehren seines Eintritts in die Universität will ich mich heute zum erstenmal richtig betrinken. Sei's, wie es sei!“ Diese Fröhlichkeit wirkte bei Dmitrij etwas sonderbar. Er erinnerte an einen Erzieher von Kindern oder an einen guten Vater, der mit seinen Kindern zufrieden und in Stimmung gekommen ist, ihnen eine Freude bereiten und zugleich zeigen will, daß man auch auf anständige ehrliche Weise fröhlich sein kann; trotzdem wirkte diese Fröhlichkeit ansteckend auf mich und die anderen, um so mehr, als jeder von uns gut eine halbe Flasche Champagner genossen hatte.

In dieser angenehmen Stimmung betrat ich das große Zimmer, um mir die Zigarette, die Dubkow mir gegeben hatte, anzustecken.

Als ich mich von meinem Platz erhoben hatte, merkte ich, daß mir der Kopf schwindelte und Beine und Arme nur dann ihre natürliche Haltung annahmen, wenn ich angestrengt an sie dachte. Unterließ ich das, dann strebten die Beine nach den Seiten, und die Arme führten merkwürdige Gesten aus. Ich konzentrierte meine ganze Aufmerksamkeit auf diese Glieder, befahl meinen Armen, sich in die Höhe zu richten, meinen Rock zuzuknöpfen, meine Haare zu glätten (wobei ich fühlte, wie meine Ellbogen einen merkwürdigen Ruck nach oben erhielten); den Beinen befahl ich, zur Türe zu gehen, was sie auch taten, wobei sie entweder zu fest oder zu leicht auftraten, ganz besonders das linke Bein, das unbedingt auf den Zehenspitzen gehen wollte. Irgendeine Stimme rief mir zu: „Wohin gehst du? Man bringt gleich eine Kerze.“ Ich begriff noch, daß es die Stimme Wolodjas war, und der Gedanke, daß ich das begriffen hatte, machte mir Freude, doch ich lächelte statt jeder Antwort und ging weiter.

Ein Streit

Im großen Zimmer saß an einem Tischchen ein mittelgroßer, untersehter Mann in Zivil mit einem roten Schnurrbart und aß etwas. Neben ihm saß ein großer, glattrasierter, dunkler Mann. Beide sprachen französisch miteinander. Ihr Blick verwirrte mich, aber ich beschloß doch, die Zigarette an der brennenden Kerze, die vor ihnen stand, anzuzünden. Um ihren Blick zu vermeiden, sah ich beiseite, näherte mich dem Tisch und begann die Zigarette anzustecken. Als sie brannte, konnte ich mich nicht mehr beherrschen und sah zu dem mit Essen beschäftigten Herrn hinüber. Seine grauen Augen waren aufmerksam und feindselig auf mich gerichtet. Schon wollte ich mich abwenden, als sein roter Schnurrbart in Bewegung geriet und er mich auf französisch anredete: „Ich kann es nicht ertragen, daß man raucht, wenn ich speise, mein Herr!“

Ich murmelte etwas Unverständliches.

„Jawohl, ich kann es nicht ertragen,“ fuhr der Herr mit dem Schnurrbart in strengem Tone fort und sah den Herrn ohne Schnurrbart flüchtig an, als lade er ihn ein, sich an dem Anblick zu erfreuen, wie er über mich herfallen werde. „Ich kann es nicht ertragen, mein Herr, und Menschen, die so unhöflich sind, einem direkt vor der Nase eine Zigarette anzurauchen, vertrage ich ebenfalls nicht.“ Ich begriff sofort, daß der Herr mich schalt, aber im ersten Augenblick schien es mir, als hätte ich ihm ein großes Unrecht zugefügt.

„Ich dachte nicht, daß Sie das stören könnte,“ sagte ich.

„Sie dachten nicht daran, daß Sie ein ungezogener Mensch sind; ich aber dachte daran!“ schrie der Herr.

„Warum schreien Sie so?“ fragte ich, und begann mich nun auch zu ärgern, da ich empfand, daß der Herr mich beleidigte.

„Weil ich es niemand gestatten werde, mir zunaher zu treten, und weil ich solche Burschen wie Sie stets zur Rechenschaft ziehe. Wie ist Ihr Name, mein Herr, und wo wohnen Sie?“

Ich war sehr wütend, meine Lippen zitterten, mein Atem stockte.

Aber ich fühlte mich doch im Unrecht, wohl deshalb, weil ich viel Champagner getrunken hatte, und antwortete dem Herrn nicht mit einer Grobheit; im Gegenteil, meine Lippen bewegten sich, ich nannte ganz gehorsam meinen Namen und meine Adresse.

„Mein Name ist Kolptkow, mein Herr, und Sie haben in Zukunft höflicher zu sein. Sie werden noch von mir hören (vous aurez de mes nouvelles),“ fügte er hinzu, da das ganze Gespräch in französischer Sprache geführt wurde.

Ich sagte nur: „Es soll mich freuen,“ bemühte mich, möglichst viel Festigkeit in meine Stimme zu legen, wandte mich um und kehrte mit der Zigarette in der Hand, die inzwischen ausgegangen war, in unser Zimmer zurück.

Von dem Vorgefallenen erzählte ich niemand etwas, weder meinen Freunden, noch meinem Bruder, um so mehr, als auch sie selbst gänzlich von einem Streit in Anspruch genommen waren; ich setzte mich allein in eine Ecke und überlegte mir den merkwürdigen Vorfall. Die Worte: „Sie sind ein ungezogener Mensch, mein Herr (mal élevé, monsieur),“ klangen mir noch immer in den Ohren und verletzten mich in steigende Wut. Mein Rausch war vollständig verflogen. Als ich mir mein Verhalten bei diesem Vorfall überlegte, kam mir plötzlich der schreckliche Gedanke, daß ich mich wie ein Feigling benommen hätte. Welches Recht hatte er, mich derart zu überfallen? Warum hat er mir nicht einfach gesagt, daß ihn das störe? Also war er im Unrecht? Warum aber habe ich ihm dann nicht geantwortet, als er mich einen ungezogenen Menschen nannte: „Ungezogen, mein Herr, ist der, der sich Grobheiten erlaubt,“ oder warum habe ich nicht einfach gerufen: „Halten Sie den Mund!“ Das wäre ausgezeichnet gewesen. Warum habe ich ihn nicht gefordert? Nein, ich habe nichts dergleichen getan und die Beleidigung wie ein gemeiner Feigling hinuntergeschluckt. „Sie sind ein ungezogener Mensch, mein Herr,“ klang es mir unaufhörlich und aufreizend in den Ohren. „Nein, dabei kann es nicht bleiben,“ dachte ich und erhob mich in der festen Absicht, wieder zu dem Herrn zu gehen und ihm etwas Furchtbares zu sagen, vielleicht auch, wenn

es nötig sein sollte, ihm den Leuchter an den Kopf zu werfen. Mit größtem Genuß malte ich mir diesen Plan aus, ging aber nicht ohne beträchtliche Angst wieder in das große Zimmer. Zum Glück war Herr Kolpikow nicht mehr da; nur ein Kellner war in dem Zimmer und räumte den Tisch ab. Diesem wollte ich nun den Vorfall erzählen und dabei auseinandersetzen, daß mich keine Schuld treffe, doch besann ich mich anders und kehrte in sehr düsterer Stimmung in unser Zimmer zurück.

„Was hat nur unser Diplomat?“ meinte Dubkow. „Er entscheidet jetzt sicher die Geschicke Europas.“

„Ach, laß mich in Ruhe!“ sagte ich und wandte mich ab. Darauf wanderte ich im Zimmer hin und her und überlegte mir, daß Dubkow eigentlich gar kein netter Mensch sei. „Was sollen diese ewigen Witze und diese Titulierung ‚Diplomat‘!“ Daran finde ich nichts Schönes. Ihm liegt nur daran, Wolodja im Kartenspiel Geld abzunehmen und zu irgendeiner Tante zu fahren. Er hat auch gar nichts Nettens an sich. Jedes Wort, das er sagt, ist entweder eine Lüge oder eine Gemeinheit, und dabei will er noch die anderen ver-spotten. Ich glaube, er ist einfach dumm und dazu noch ein schlechter Mensch.“ Etwa fünf Minuten brachte ich mit solchen Betrachtungen zu, und das feindselige Gefühl gegen Dubkow wurde immer stärker. Dubkow aber beachtete mich gar nicht, und das ärgerte mich noch mehr. Ich ärgerte mich sogar über Wolodja und Dmitrij, weil sie mit ihm sprachen.

„Wissen Sie was, meine Herren? Man müßte den Diplomaten mit Wasser begießen,“ sagte Dubkow plötzlich mit einem Lächeln, das mir spöttisch, ja heimtückisch vorkam. „Sonst steht es schlimm um ihn! Bei Gott, es steht schlimm um ihn.“

„Sie müßte man auch begießen, um Sie selbst steht es sehr schlimm,“ erwiderte ich böse lächelnd, und vergaß dabei sogar, „du“ zu ihm zu sagen.

Dubkow wunderte sich zwar über diese Antwort, wandte sich aber gleichgültig von mir ab und setzte sein Gespräch mit Wolodja und Dmitrij fort.

Ich versuchte, mich an ihrem Gespräch zu beteiligen, fühlte jedoch, daß ich mich unmöglich verstellen konnte und zog mich wieder in meine Ecke zurück, wo ich bis zum Aufbruch sitzen blieb.

Als wir gezahlt hatten und die Mäntel anzogen, sagte Dubkow zu Dmitrij:

„Nun, wohin werden Orest und Pylades fahren? Gewiß nach Hause, um über die Liebe zu sprechen! Wir wissen was Besseres zu tun, wir wollen unsere liebe Tante auffuchen. Das ist schöner als eure sauertöpfische Freundschaft!“

„Wie können Sie es wagen, so zu sprechen und uns zu verspotten?“ rief ich, ganz nahe an ihn herantretend und mit den Händen durch die Luft fahrend. „Wie können Sie es wagen, über unsere Gefühle zu lachen, die Sie nicht verstehen? Das verbiete ich Ihnen! Schweigen Sie!“ rief ich und schwieg dann selber, da mir der Atem vor Erregung stockte. Dubkow war zuerst ganz verwundert, wollte dann lächeln und das ganze als einen Scherz hinnehmen, doch er erschrak schließlich zu meinem großen Erstaunen und schlug die Augen nieder.

„Ich lache nicht über Sie und Ihre Gefühle, das ist mir nur so herausgefahren,“ erwiderte er ausweichend.

„Na also!“ rief ich, aber im selben Augenblick schämte ich mich über mich selbst und hatte Mitleid mit Dubkow, dessen verlegenes Gesicht, das ganz rot geworden war, einen aufrichtigen Schmerz verriet.

„Was hast du nur?“ fragten Wolodja und Dmitrij gleichzeitig. „Kein Mensch denkt daran, dich beleidigen zu wollen.“

„Doch, er wollte mich beleidigen.“

„Dein Bruder kann aber tüchtig aufbrausen,“ meinte Dubkow, der schon aus der Türe trat und meine Antwort nicht mehr hören konnte.

Ich wäre ihm vielleicht nachgestürzt und hätte ihm noch eine Menge Grobheiten gesagt, doch jetzt reichte mir derselbe Kellner, der meinem Streit mit Kolpikow beigewohnt hatte, den Mantel; ich beruhigte mich sofort und spielte nur so lange vor Dmitrij den Aufgebrachten, als es mir notwendig schien, um nicht durch plötz-

liche Ruhe Verdacht bei ihm zu wecken. Am nächsten Tage traf ich bei Wolodja mit Dubkow zusammen; wir sprachen nicht mehr von dem gestrigen Vorfall, doch konnten wir uns von da an nur noch mit einem unbehaglichen Gefühl in die Augen schauen.

Die Erinnerung an den Streit mit Kolpikow, der übrigens weder am nächsten Tage, noch später jemals „de ses nouvelles“ hören ließ, lebte noch viele Jahre lang in mir fort und behielt etwas entsetzlich Quälendes für mich. Noch fünf Jahre später suchte ich zusammen, schrieb jedesmal auf, wenn ich an die noch ungesühnte Beleidigung dachte, und tröstete mich mit der selbstzufriedenen Erinnerung an die Schneidigkeit, die ich bei der Affäre mit Dubkow entwickelt hatte. Erst viel später änderte sich meine Auffassung dieser Angelegenheit; ich dachte nur noch mit komischem Behagen an den Streit mit Kolpikow und bereute die grundlose Beleidigung, die ich diesem braven Kerl, dem Dubkow, zugefügt hatte.

Als ich am Abend desselben Tages Dmitrij mein Erlebnis mit Kolpikow erzählte, dessen Außeres ich ihm ausführlich beschrieb, war er sehr verwundert:

„Ja, es ist derselbe!“ sagte er. „Kannst du dir vorstellen, dieser Kolpikow ist ein allgemein bekannter Schuft und Falschspieler, und vor allem ein Feigling, der von seinen Kameraden aus dem Regiment ausgestoßen wurde, weil er eine Ohrfeige bekommen hatte und sich nicht duellieren wollte. Wo hat er nun den Mut hergenommen?“ meinte Dmitrij und lächelte mir gütig zu. „Er hat doch nichts weiter als ‚ungezogener Mensch‘ zu dir gesagt?“

„Nein,“ sagte ich errötend.

„Das ist nicht gerade schön, aber auch nicht sehr schlimm,“ tröstete mich Dmitrij.

Erst viel später, als ich über diesen Vorfall ruhig nachdenken konnte, kam ich wahrscheinlich auf die richtige Erklärung: Kolpikow sah, daß er ungestraft über mich herfallen konnte, und wollte so die in Gegenwart des bartlosen dunklen Herrn vor vielen Jahren erhaltene Ohrfeige rächen, genau wie ich dann den Ausdruck „ungezogener Mensch“ sofort an dem harmlosen Dubkow rächte.

Ich treffe Anstalten, Besuche zu machen

Als ich am nächsten Tage erwachte, galt mein erster Gedanke dem Erlebnis mit Kolpikow; ich brummte, lief unruhig im Zimmer umher, doch ließ sich nichts weiter machen; außerdem war es der letzte Tag, den ich in Moskau verbrachte, und ich mußte auf Papas Befehl noch bei einigen Personen, die er auf einem Zettel für mich aufnotiert hatte, Besuche machen. Papas Bemühungen um uns galten überhaupt weniger der Förderung unserer Bildung und Sittlichkeit, als vielmehr unserem gesellschaftlichen Verkehr. Auf dem Zettel stand folgendes in seiner flüchtigen, eckigen Handschrift geschrieben: 1. Zum Fürsten Iwan Iwanowitsch, unbedingt; 2. Zu Iwins, unbedingt; 3. Zum Fürsten Michaillo; 4. Zur Fürstin Nechljudow und zu Frau Walachin, wenn die Zeit es erlaubt. Und selbstverständlich zum Kurator, zum Rektor und zu den Professoren.

Von den letzten Besuchen riet Dmitrij mir ab, da sie ebenso überflüssig wie unangebracht seien. Die anderen aber mußten noch heute erledigt werden. Die beiden ersten, neben denen „unbedingt“ geschrieben stand, bereiteten mir am meisten Furcht. Fürst Iwan Iwanowitsch war General en Chef, ein reicher, alter Mann ohne Familienanhang; nun hieß es für mich, den Sechzehnjährigen, in direkte Beziehungen zu ihm treten; ich ahnte, daß diese sich nicht schmeicheltastig gestalten würden. Die Iwins waren auch sehr reich: der Vater, irgendeine vornehme Exzellenz, hatte uns nur ein einziges Mal, zu Großmutter's Lebzeiten, besucht. Doch hatte ich bemerkt, daß der jüngste Iwin uns nach dem Tode der Großmutter mied und sich gewissermaßen vor uns aufspielte. Der ältere Bruder hatte, wie ich vom Hörensagen wußte, seine juristischen Studien beendet und bekleidete jetzt einen Posten in Petersburg; der mittlere Bruder, der von mir einst angebetete Ssergej, war ebenfalls in Petersburg und ein dicker, großer Kadett, der das Pagenkorps besuchte.

In meiner Jugend hatte ich nicht gern Beziehungen zu Menschen, die über mir zu stehen meinten; solche Beziehungen waren mir un-

erträglich qualvoll wegen der ständigen Angst vor Demütigungen und weil ich alle meine geistigen Fähigkeiten anstrengen mußte, um solchen Menschen meine Selbständigkeit zu beweisen. Wenn ich aber die letzten Aufträge Papas nicht befolgte, so mußte ich dieses Vergehen wenigstens dadurch wettmachen, daß ich den ersten nachkam. Ich ging durchs Zimmer, prüfte meinen Anzug, den Degen, den Hut und was alles auf den Stühlen umherlag, und wollte schon abfahren, als der alte Grap mit Iljinka erschien, um mich zu beglückwünschen. Der Vater Grap war ein russifizierter Deutscher, ein unerträglicher Heuchler und Schmeichler, der sehr oft angeheitert war; meistens kam er bloß zu uns, um eine Bitte vorzubringen; Papa hatte ihn zwar öfters in seinem Arbeitszimmer empfangen, aber niemals zum Mittagessen eingeladen. Sein kriecherisches und bettelhaftes Wesen paarte sich mit einer gewissen äußerlichen Gutmütigkeit, und dazu hatte er sich in gewisser Weise an unser Haus gewöhnt, was man ihm als Anhänglichkeit an uns alle auslegte und ihm als Verdienst anrechnete, doch ich liebte ihn nicht und schämte mich, wenn er sprach, stets feinetwegen.

Ich war sehr unzufrieden über diesen Besuch und gab mir auch keine Mühe, es zu verbergen. Ich war so gewöhnt, auf Iljinka herabzusehen, und er war so gewöhnt, unsere Berechtigung hierzu anzuerkennen, daß der Gedanke, er sei wie ich Student, mir unangenehm war. Mir schien, auch ihm sei diese Gleichstellung als Student unbehaglich. Kalt begrüßte ich beide und forderte sie auch nicht auf, Platz zu nehmen; es wäre mir peinlich gewesen; sie konnten es ja ohne meine Aufforderung tun. Ich befahl, den Wagen anzuspannen. Iljinka war ein guter, sehr ehrlicher und durchaus kein dummer junger Mann; aber er hatte, wie man zu sagen pflegt, einen Tick; er versiel in einem fort und ohne ersichtlichen Grund aus einer eigentümlichen Stimmung in die andere: bald wurde er weinerlich, bald lachte er, ohne sich beherrschen zu können, bald fühlte er sich wegen jeder Kleinigkeit beleidigt; dieses Mal schien er sich in der letzteren Gemütsverfassung zu befinden. Er sagte kein Wort, sah seinen Vater und mich böse an und verzog nur, wenn man sich an ihn wandte,

das Gesicht zu einem demütigen, gezwungenen Lächeln, unter dem er gewohnt war, seine Gefühle zu verbergen, besonders die Scham wegen seines Vaters, die ihn in unserer Gegenwart überkommen mußte.

„So, so, Nikolaj Petrowitsch,“ sagte der Alte, ging im Zimmer hinter mir her, während ich mich anzog, und drehte ehrerbietig die silberne Tabakdose, die Großmutter ihm geschenkt hatte, mit seinen dicken Fingern hin und her; „sobald ich von meinem Sohn erfuhr, daß Sie Ihre Prüfung so glänzend bestanden haben — Ihre Fähigkeiten sind ja allgemein bekannt — bin ich sofort zu Ihnen geeilt, um Sie zu beglückwünschen; ich habe Sie doch auf dem Rücken getragen, und Gott weiß, daß ich Sie alle liebe wie meine lieblichen Verwandten. Auch mein Iljinka ließ mir keine Ruhe und wollte durchaus mit zu Ihnen gehen. Er hängt doch auch so an Ihnen.“

Währenddessen saß Iljinka schweigend am Fenster, stellte sich, als ob er in die Betrachtung meines Dreimasters vertieft sei, und brummte ärgerlich etwas vor sich hin. —

„Ich wollte Sie fragen, Nikolaj Petrowitsch,“ fuhr der Alte fort, „hat Iljinka seine Prüfung gut bestanden? Er sagte, er würde mit Ihnen zusammen sein; so bitte ich Sie denn, ihn nicht im Stich zu lassen, auf ihn aufzupassen, und ihm Ihren Rat nicht vorzuenthalten.“

„Er hat doch ausgezeichnet bestanden!“ sagte ich und sah Iljinka an, der bei meinem Blick errötete und aufhörte, die Lippen zu bewegen.

„Dürfte er vielleicht den heutigen Tag bei Ihnen zubringen?“ fragte der Alte mit so scheuem Lächeln, als fürchte er sich vor mir. Er ging noch immer so dicht vor mir her, daß ich immerwährend den Tabak- und Weingeruch, den er ausströmte, in der Nase spürte. Ich ärgerte mich, weil er mich seinem Sohne gegenüber in diese falsche Lage brachte und meine Aufmerksamkeit von einer damals für mich äußerst wichtigen Beschäftigung, nämlich dem Ankleiden, ablenkte; hauptsächlich aber brachte mich der brandige Geruch, mit dem

er mich verfolgte, aus der Fassung, so daß ich ihm sehr kühl antwortete, ich könne mich Iljinka nicht widmen, da ich den ganzen Tag außer Hause sein müsse.

„Sie sollten doch zu Ihrer Schwester gehen, Papachen!“ sagte Iljinka lächelnd und ohne mich anzublicken. „Und auch ich habe zu tun.“

Ich ärgerte und schämte mich noch mehr; um meine Absage wieder gutzumachen, verriet ich ihnen eiligst, daß ich nicht zu Hause bleiben könne, da ich den Fürsten Iwan Iwanowitsch, die Fürstin Kornalowa, den Iwin, nämlich den, der einen so hohen Posten einnehme, besuchen und bei der Fürstin Nechljudow speisen müsse. Als sie sich zum Weggehen anschickten, forderte ich Iljinka auf, ein anderes Mal zu kommen; doch er brummte wieder etwas vor sich hin und lächelte gezwungen. Es war klar, daß sein Fuß meine Schwelle niemals mehr überschreiten würde.

Gleich nachdem sie fort waren, bestieg ich meinen Wagen, um die Besuche zu erledigen. Wolodja, den ich schon am Morgen gebeten hatte, mitzukommen, weil es mir unangenehm sei, allein zu erscheinen, lehnte meine abermalige Bitte mit der Bemerkung ab: „Zwei Brüderchen zusammen in einem Wägelchen würden ein zu sentimentales Bild abgeben.“

Die Walachins

Ich fuhr also allein. Der Lage in der Stadt entsprechend machte ich meinen ersten Besuch bei den Walachins auf Sstozzew Wraschet. Drei Jahre beinahe hatte ich Ssonjetschka nicht gesehen; meine Liebe zu ihr war selbstverständlich schon längst geschwunden, doch bewahrte ich in meinem Herzen eine lebendige und rührende Erinnerung an die vergangene Liebe meiner Kindheit. Im Verlauf dieser Jahre war es vorgekommen, daß diese Erinnerung mit solcher Kraft und Deutlichkeit in mir aufstieg, daß ich Tränen vergoß und mich wieder

verliebt fühlte; doch währten solche Zustände nur einige Minuten und kehrten selten wieder.

Ich wußte, daß Ssonjetschka mit ihrer Mutter zwei Jahre im Ausland verbracht hatte; sie hatten dort, wie man mir erzählte, einen Unfall mit einer Postkutsche gehabt, und Ssonjetschka hätte sich an den Wagenscheiben das Gesicht so zerschnitten, daß sie häßlich geworden sei. Als ich auf dem Wege zu ihnen war, erinnerte ich mich lebhaft an die frühere Ssonjetschka und dachte daran, wie sie wohl jetzt aussehen möge. Da sie zwei Jahre im Auslande zugebracht hatte, stellte ich mir sie sehr groß, von herrlicher Figur, ernst und vornehm, doch ungewöhnlich reizvoll vor. Meine Phantasie sträubte sich dagegen, sie mit einem von Schrammen entstellten Gesicht wiederzusehen, da ich im Gegenteil einmal von einem leidenschaftlichen Liebhaber gehört hatte, der dem Gegenstand seiner Liebe treu geblieben war, trotzdem dieser von den Pocken entstellt war, zwang ich mich zu dem Glauben, daß ich in Ssonjetschka verliebt sei; so konnte ich mir das Verdienst erwerben, ihr trotz der Narben treu zu bleiben.

Auf der Fahrt zu den Walachins war ich eigentlich nicht verliebt; da ich aber wieder in meinen alten Liebeserinnerungen wühlte, war ich dazu geneigt und hatte großes Verlangen danach, um so mehr, als ich mich schon lange schämte, wenn ich meine verliebten Freunde betrachtete, so hinter ihnen zurückgeblieben zu sein.

Die Walachins bewohnten ein kleines, nettes Holzhaus, in das man vom Hof aus eintrat. Ein ganz kleiner, sauber gekleideter Junge öffnete mir die Türe, nachdem ich die Glocke, die damals in Moskau noch eine große Seltenheit war, gezogen hatte. Er konnte oder wollte mir nicht sagen, ob die Herrschaften zu Hause seien; er ließ mich in dem dunklen Vorraum allein und verschwand in einem noch dunkleren Korridor.

Ich blieb ziemlich lange allein in diesem dunklen Zimmer, das außer dem Eingange und dem Korridor noch eine geschlossene Türe hatte, und wunderte mich teils über den düsteren Charakter des Hauses, teils nahm ich an, daß es bei Leuten, die im Auslande

gelebt haben, so sein müsse. Nach etwa fünf Minuten öffnete derselbe Junge von innen die Türe, die in den Saal führte, und geleitete mich in ein sauberes, wenn auch nicht gerade reich ausgestattetes Empfangszimmer, in das Ssonjetschka gleich nach mir eintrat.

Sie war siebzehn Jahre alt, sehr klein von Wuchs, sehr mager und hatte eine gelbliche, ungesunde Gesichtsfarbe. Das Gesicht wies keine Narben auf; die bezaubernden, vortretenden Augen und das helle, gutmütig fröhliche Lächeln waren noch dieselben, wie ich sie von früher her kannte und in meiner Kindheit geliebt hatte. Da ich einen solchen Anblick nicht erwartet hatte, konnte ich ihr nicht die Gefühle entgegenbringen, auf die ich mich unterwegs vorbereitet hatte. Sie reichte mir die Hand nach englischer Sitte, die damals ebenso neu war wie die Hausglocke, schüttelte aufrichtig die meine und bot mir neben sich auf dem Sofa Platz an.

„Ach, wie freue ich mich, Sie zu sehen, lieber Nikolas!“ sagte sie und sah mir mit so aufrichtigem Vergnügen ins Gesicht, daß ich aus den Worten „lieber Nikolas“ einen durchaus freundschaftlichen, keineswegs herablassenden Ton herauszuhören glaubte. Zu meinem Erstaunen war sie nach der Auslandsreise im Verkehr noch einfacher, netter und familiärer als vorher. Ich bemerkte zwei kleine Narben um die Nase und auf einer Augenbraue, doch die wunderbaren Augen und das Lächeln entsprachen aufs genaueste meinen Erinnerungen an sie und strahlten ebenso wie früher.

„Wie Sie sich verändert haben!“ sagte sie. „Sie sind ja ein erwachsener Mann geworden. Und ich? Wie finden Sie mich?“

„Ach, ich hätte Sie nicht wiedererkannt“, antwortete ich, obwohl mir im selben Augenblick einfiel, daß ich sie stets wiedererkannt hätte. Ich war wieder in der sorglos fröhlichen Stimmung, in der ich vor fünf Jahren auf Großmutter's Ball den Großvatertanz mit ihr getanzt hatte.

„Warum? Bin ich sehr häßlich geworden?“ fragte sie und schüttelte die Locken.

„Nein, nein, gar nicht, Sie sind nur etwas gewachsen, Sie sind

älter geworden," sagte ich schnell. „Im Gegenteil . . . Sie sind sogar . . .“

„Nun, das ist ja einerlei; erinnern Sie sich an unsere Tänze, unsere Spiele, an St. Jérôme, an madame Dorat? (Ich konnte mich an keine madame Dorat erinnern; hingerissen von den Kindheitserinnerungen, brachte sie sie offenbar durcheinander.) „Ach! Was waren das doch schöne Zeiten!“ fuhr sie fort, und das selbe Lächeln, noch schöner, als ich es in Erinnerung hatte, und dieselben Augen glänzten vor mir auf. Während sie sprach, hatte ich Muße, meinen gegenwärtigen Zustand zu prüfen, und ich kam zu dem Ergebnis, daß ich verliebt sei. Im selben Augenblick schwand meine glückliche, sorglose Stimmung, und ein Nebel schien alles um mich her zu verdunkeln, sogar ihre Augen und ihr Lächeln; ich wurde verlegen, errötete und verlor die Fähigkeit zu sprechen.

„Die Zeiten haben sich verändert," sagte sie mit einem Seufzer und zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe. „Alles ist viel schlechter geworden, und auch wir sind schlechter geworden, nicht wahr, Nikolai?“

Ich war keiner Antwort fähig und sah sie schweigend an.

„Wo sind sie jetzt alle, die Zwinsk, die Kornakows? Wissen Sie noch?“ fuhr sie fort, mein rotes, erschrockenes Gesicht mit einer gewissen Neugier betrachtend. — „Das waren schöne Zeiten!“

Ich konnte aber kein Wort über die Lippen bringen.

Frau Walachins Eintritt befreite mich für kurze Zeit aus dieser schwierigen Lage. Ich erhob mich, machte eine Verbeugung und fand die Sprache wieder. Aber beim Erscheinen der Mutter ging in Ssonjetschka eine merkwürdige Veränderung vor. Ihr fröhliches und einfaches Wesen war mit einemmal verschwunden, auch das Lächeln wurde ganz anders, und plötzlich war sie, abgesehen von ihrem hohen Wuchs, das aus dem Auslande zurückgekehrte Fräulein, das ich erwartet hatte. Mir schien aber für diese Veränderung kein Grund vorzuliegen, denn die Mutter lächelte noch genau so angenehm und hatte noch die gleichen sanften Bewegungen wie in

alten Zeiten. Frau Walachin nahm in einem großen Sessel Platz und bot mir neben sich einen Platz auf einem Stuhl an. Sie sagte etwas auf englisch zu ihrer Tochter, und Ssonjetschka ging zu meiner Erleichterung sofort aus dem Zimmer. Die Walachina fragte mich über meine Verwandten, meinen Bruder, meinen Vater aus, erzählte mir dann von ihrem Schmerz, dem Verlust ihres Mannes — und zuletzt, als sie sah, daß mit mir nicht weiter zu sprechen sei, schaute sie mich an, als wolle sie sagen: „Wenn du jetzt aufstehst, dich verneigst und weggehst, wirst du sehr gut tun, mein Lieber.“ Doch ich geriet in eine sonderbare Verfassung. Ssonjetschka war mit einer Handarbeit ins Zimmer zurückgekehrt und hatte am anderen Ende des Salons Platz genommen, so daß ich ihre auf mich gerichteten Blicke auf mir ruhen fühlte. Während Frau Walachin vom Tode ihres Mannes erzählte, erinnerte ich mich wieder daran, daß ich doch verliebt sei, und glaubte, die Mutter hätte dies wahrscheinlich auch bereits erraten; dann wurde ich von einer solchen Schüchternheit befallen, daß ich daran verzweifelte, auch nur eine natürliche Bewegung machen zu können. Ich wußte, daß ich, um aufzustehen und wegzugehen, daran denken mußte, wohin ich meinen Fuß setzen, was ich mit meinem Kopf, mit meiner Hand anfangen würde — kurz, ich war genau in demselben Zustand wie gestern nach der halben Flasche Champagner. Ich sah voraus, daß ich mit all dem nicht zu Rande kommen werde; ich fühlte, daß ich mich nicht erheben konnte, — und tatsächlich konnte ich es auch nicht. Frau Walachin muß sich wohl gewundert haben, als sie mein puterrotes Gesicht und meine völlige Starrheit bemerkte; es schien mir aber noch immer besser, weiter in dieser dummen Lage zu verharren, als in blöder Weise aufzustehen und fortzugehen. So blieb ich denn ziemlich lange sitzen in Erwartung irgend einer unvorhergesehenen Gelegenheit, die mich aus meiner Lage befreien würde. Diese Gelegenheit bot sich mir bald in Gestalt eines unansehnlichen jungen Mannes, der ganz nach der Weise eines zum Hause Gehörigen ins Zimmer trat und sich höflich vor mir verneigte. Frau Walachin erhob sich, entschuldigte sich damit, daß sie mit ihrem „homme d'affaires“ etwas

zu besprechen habe, und sah mich verständnislos an, als wolle sie sagen: „Wenn Sie hier ewig sitzen bleiben wollen, ich werde Sie nicht hinausjagen!“ Mit furchtbarer Überwindung erhob ich mich und außerstande, mich zu verneigen, wandte ich mich dem Ausgang zu, begleitet von den mitleidsvollen Blicken der beiden Damen; ich riß einen Stuhl um, der mir gar nicht im Wege stand, und zwar nur darum, weil meine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet war, nicht über den Teppich zu stolpern, über den ich hinwegschritt. In der frischen Luft aber schwand dieser Druck von mir, nachdem ich mich mehrmals geschüttelt und so laut vor mich hingebremmt hatte, daß Kusma sich umwandte und mich fragte: „Was ist gefällig?“ Nunmehr dachte ich ruhig über meine Liebe zu Ssonjetschka und über deren Verhältnis zur Mutter nach, das mir sehr merkwürdig erschien. Als ich dann später meinem Vater die Beobachtung mitteilte, daß Frau Walachin und ihre Tochter wohl schlecht miteinander ständen, meinte er:

„Ja, sie quält ihre arme Tochter durch ihren furchtbaren Geiz. — Wie merkwürdig!“ fügte er mit einem Gefühl, das mehr als rein verwandtschaftlich war, hinzu. „Was war das doch früher für eine reizende, nette, bezaubernde Frau! Ich kann nicht begreifen, warum sie sich so verändert hat! Hast du nicht einen Privatsekretär bei ihr gesehen? Was soll das heißen: eine russische Dame, die sich einen Sekretär hält?“ sagte er und wandte sich ärgerlich ab.

„Ja ich habe ihn gesehen,“ antwortete ich.

„Ist er wenigstens hübsch?“

„Nein, er ist gar nicht hübsch.“

„Unbegreiflich,“ sagte Papa, zuckte verdrießlich die Schulter und hüstelte.

„Nun bin ich also verliebt,“ dachte ich, während mein Wagen weiterrollte.

Die Kornakows

Der zweite Besuch, der auf meinem Wege lag, galt den Kornakows. Sie wohnten im Hochparterre eines großen Hauses auf dem Arbat. Die Treppe war ungewöhnlich vornehm und sauber, doch keineswegs luxuriös. Überall sah man mit blank geputzten Messingstangen befestigte Läufer liegen, aber weder waren Pflanzen noch Spiegel zu sehen. Der Saal, über dessen glänzenden, gebohten Fußboden ich in den Salon schritt, war ebenso streng, kalt und sauber; alles glänzte darin und sah solide, wenn auch nicht ganz neu aus, doch waren an den Wänden weder Bilder noch Vorhänge noch irgendwelche Verzierungen zu entdecken. Einige der jungen Fürstinnen befanden sich im Salon, sie saßen so korrekt sauber und untätig da, daß man sich gleich sagen mußte: So sitzen sie nicht, wenn kein Besuch da ist.

„Maman kommt gleich,“ sagte die älteste und setzte sich näher an mich heran. Die junge Fürstin unterhielt mich etwa eine Viertelstunde lang so gewandt und ungezwungen, daß das Gespräch auch nicht einen Augenblick stockte. Ihre Absicht, mich zu unterhalten, war aber zu offensichtlich, und darum gefiel sie mir nicht. Sie erzählte, daß ihr Bruder Stepan, den sie alle Etienne nannten und den man seit zwei Jahren die Junkerschule besuchen ließ, schon zum Offizier befördert sei. Als sie von ihrem Bruder sprach und besonders davon, daß er gegen mamans Willen bei den Husaren eingetreten sei, machte sie ein erschrockenes Gesicht — und alle jüngeren Schwestern, die schweigend dasaßen, machten ebenfalls erschrockene Gesichter; als sie von Großmutter's Tod sprach, machte sie ein betrübtes Gesicht — und alle jüngeren Schwestern machten dasselbe betrübte Gesicht; als sie sich daran erinnerte, wie ich St. Jérôme geschlagen und wie man mich dann hinausgeführt hatte, lachte sie und zeigte ihre häßlichen Zähne — und alle Schwestern lachten und zeigten ebenfalls ihre häßlichen Zähne.

Die Fürstin Kornakow trat ein; es war noch immer dieselbe

kleine, dünne Frau mit den unruhigen, beweglichen Augen, die die Gewohnheit hatte, andere anzusehen, während sie mit einem sprach. Sie nahm meine Hand und führte die ihre an meine Lippen, so daß ich sie küssen mußte; ich hätte das sonst nicht getan, da ich es nicht für nötig hielt.

„Wie freue ich mich, Sie zu sehen!“ sagte sie mit der ihr eigenen Redseligkeit, schaute um sich und sah ihre Töchter an. „Ach, wie er doch seiner Mutter ähnlich ist! Nicht wahr, Lise?“

Lise bestätigte das, obwohl ich, wie ich genau weiß, keinerlei Ähnlichkeit mit meiner Mutter hatte.

„Sie sind also auch schon erwachsen! Und mein Etienne . . . erinnern Sie sich noch seiner? Er ist ja Ihr Cousin dritten Grades, oder nein . . . wie ist das denn, Lise? Meine Mutter, Warwara Dmitrijewna, war die Tochter von Dmitrij Nikolajewitsch, und ihre Großmutter ist Natalja Nikolajewna.“

„Dann ist er ein Cousin vierten Grades, maman,“ sagte die älteste Tochter.

„Ach, du verwirrst alles!“ schrie die Mutter sie ärgerlich an. „Nicht dritten Grades, sondern *issus de germains*, das ist das Verhältnis, in dem Sie zu meinem Etienne stehen. Er ist bereits Offizier, wissen Sie schon? Nur schlimm, daß er zu viel Freiheit hat! Euch junge Leute muß man fest in der Hand halten, sonst . . .! Sie sind doch Ihrer alten Tante nicht böse, weil sie Ihnen die Wahrheit sagt? Ich habe Etienne immer sehr streng gehalten und finde, das gehört sich so.“

„Ja, wir sind folgendermaßen miteinander verwandt!“ fuhr sie fort. „Fürst Iwan Iwanowitsch ist mein leiblicher Onkel und war auch der leibliche Onkel Ihrer Mutter. Ich und Ihre Mutter waren also Cousinen, nein, Cousinen zweiten Grades . . . Ja, so ist es. Aber sagen Sie, mein Freund, waren Sie schon beim Fürsten Iwan Iwanowitsch?“

Ich verneinte dies, bemerkte aber, daß ich ihn heute noch besuchen würde.

„Aber wie konnten Sie nur!“ rief sie. „Diesen Besuch hätten

Sie zu allererst machen müssen. Sie wissen doch, daß Fürst Iwan zu Ihnen ist, wie ein zweiter Vater. Er hat keine Kinder. Seine einzigen Erben sind Sie und meine Kinder. Sie sind ihm Achtung schuldig wegen seiner Jahre, wegen seiner gesellschaftlichen Stellung und überhaupt . . . —

Ich weiß, Ihr jungen Leute von heute gebt nicht viel auf verwandtschaftliche Beziehungen und liebt die Alten nicht; hören Sie aber auf mich, Ihre alte Tante, denn ich habe Sie gern, ich habe auch Ihre Mutter gern gehabt und auch Ihre Großmutter sehr geliebt und geachtet. Nein, fahren Sie unbedingt hin."

Ich erwiderte, ich würde unbedingt hinfahren, und da nach meiner Ansicht der Besuch lange genug gedauert hatte, erhob ich mich und wollte fortgehen, aber sie hielt mich zurück.

"Nein, warten Sie noch einen Augenblick! Wo ist Ihr Vater, Lise? Rufen Sie ihn herein. Er wird sich so freuen, Sie zu sehen!" wandte sie sich an mich.

Nach zwei Minuten trat Fürst Michaslo wirklich ein. Es war ein kleiner, untergesetzter Herr, unrasiert, mit einem so gleichgültigen Ausdruck im Gesicht, daß es beinahe dumm ausah. Er war durchaus nicht erfreut, mich zu sehen, wenigstens verriet er dies mit keiner Miene. Aber die Fürstin, die er offenbar sehr fürchtete, sagte zu ihm:

"Nicht wahr, Woldemar ist doch seiner Mutter sehr ähnlich?" (sie hatte wohl meinen Namen vergessen), dabei gab sie ihm mit den Augen ein Zeichen, so daß der Fürst ganz richtig erriet, was sie von ihm wollte, denn er näherte sich mir und streckte mir mit der gleichmütigsten Miene, ja mit einem etwas mißvergnügten Gesicht seine unrasierte Wange hin, die ich küssen mußte.

"Wie, du bist noch nicht angezogen? Du mußt doch fort!" sagte die Fürstin unmittelbar darauf in dem bösen Ton, dessen sie sich offenbar im Verkehr mit ihren Angehörigen zu bedienen pflegte. "Wieder willst du die Leute gegen dich aufbringen und machen, daß sie dir böse sind!"

"Gleich, gleich, Mütterchen," sagte Fürst Michaslo und ging hinaus. Ich verneigte mich und ging auch.

Zum ersten Male hatte ich erfahren, daß wir Erben des Fürsten Iwan Iwanowitsch waren, und diese Neuigkeit berührte mich peinlich.

Die Iwins

Noch schwerer fiel es mir, an den bevorstehenden unumgänglichen Besuch beim Fürsten zu denken. Zuerst aber mußte ich noch bei den Iwins vorsprechen, da ihr Haus an meinem Wege lag. Sie bewohnten ein ungeheuer großes, schönes Haus auf der Twerstkaja. Nicht ohne Furcht näherte ich mich dem herrschaftlichen Eingang, vor dem ein Pförtner mit einem Stabe stand.

Ich fragte, ob die Herrschaften zu Hause seien.

„Wen wünschen Sie zu sprechen? Der Sohn des Generals ist zu Hause.“

„Und der General selbst?“ fragte ich entschlossen.

„Ich muß Sie anmelden, darf ich um Ihren Namen bitten?“ sagte der Pförtner und klingelte. Die Füße eines Lakaien in Stiefelletten wurden auf der Treppe sichtbar. Ich bekam, ich weiß nicht warum, eine solche Angst, daß ich dem Lakaien sagte, er solle mich nicht beim General anmelden, ich möchte zuerst bei seinem Sohne vorsprechen. Als ich die große Treppe hinaufging, kam ich mir furchtbar klein vor (und zwar nicht in der metaphorischen, sondern in der wahren Bedeutung dieses Wortes). Dasselbe Gefühl hatte mich ergriffen, als mein Wagen an die große Einfahrt heranrollte: der Wagen, das Pferd und der Kutscher waren mir mit einem Male klein erschienen. Bei meinem Eintritt lag der Sohn des Generals mit einem aufgeschlagenen Buche auf dem Sofa und schlief. Sein Erzieher, Herr Frost, der noch immer im Iwischen Hause wohnte, trat gleich hinter mir mit seiner schneidigen Gangart ins Zimmer und weckte seinen Zögling. Iwin zeigte keine besondere Freude bei meinem Anblick, und ich merkte, daß er mir im Gespräch auf die Augenbrauen schaute. Obgleich er sehr höflich war, schien er genau

wie die junge Fürstin bloß darauf bedacht zu sein, mich gut zu unterhalten, keine besondere Neigung zu mir zu empfinden und keinerlei Verlangen nach meiner Bekanntschaft zu haben, da er sicher einen ganz anderen, eigenen Bekanntenkreis besaß. Das alles wurde mir hauptsächlich deshalb klar, weil er mir auf die Augenbrauen sah. Kurz, sein Verhältnis zu mir glich, so peinlich es mir auch war, mir dies einzugestehen, genau meinem Verhältnis zu Iljinka. Ich geriet in eine gereizte Stimmung, fing jeden Blick Iwins auf, und wenn er dem Frosts begegnete, deutete ich ihn mir als die Frage: „Wozu ist der eigentlich zu uns gekommen?“

Nachdem Iwin sich eine Weile mit mir unterhalten hatte, bemerkte er, seine Eltern seien zu Hause, und fragte, ob ich nicht zusammen mit ihm zu ihnen hinuntergehen wolle.

„Einen Augenblick, ich will mich nur anziehen,“ sagte er und ging ins andere Zimmer, obwohl er auch jetzt schon sehr gut gekleidet war; er hatte einen neuen Rock und eine weiße Weste an. Nach einigen Minuten kam er in einer Uniform wieder, die von oben bis unten zugeknöpft war, und wir begaben uns zusammen nach unten. Die Empfangszimmer, durch die wir kamen, waren außerordentlich groß und hoch und, wie mir schien, prächtig eingerichtet. Es gab da Gegenstände aus Marmor, aus Gold, solche, die in Mull gehüllt waren, und unzählige Spiegel. Frau Iwin trat gleichzeitig mit uns aus einer anderen Türe in ein kleines, neben dem Salon gelegenes Zimmer. Sie behandelte mich mit familiärer Freundlichkeit, bot mir an ihrer Seite einen Platz an und erkundigte sich teilnahmsvoll nach unserer ganzen Familie.

Frau Iwin, die ich früher nur zweimal flüchtig gesehen hatte, gefiel mir jetzt, da ich sie näher betrachtete, sehr. Sie war groß, mager, hatte eine sehr weiße Haut und schien dauernd traurig und erschöpft zu sein. Ihr Lächeln war wehmützig, aber außerordentlich gütig; sie hatte große, müde, etwas schielende Augen, was ihr einen noch traurigeren und anziehenderen Ausdruck verlieh. Sie saß aufrecht, aber ihre Körperhaltung hatte, wie alle ihre Bewegungen, etwas Schlaffes. Sie sprach träge, aber ihre Stimme und ihre

Aussprache mit den undeutlichen R und L wirkten sehr angenehm. Sie versuchte nicht, mich zu unterhalten. Meinen Antworten über meine Familie brachte sie eine traurige Teilnahme entgegen, als ob meine Worte sie in weit zurückliegende, bessere Zeiten versetzten. Ihr Sohn verließ das Zimmer, sie schaute mich zwei Minuten lang schweigend an und brach plötzlich in Weinen aus. Ich saß ihr gegenüber und wußte nicht, was ich sagen oder tun sollte. Sie fuhr fort zu weinen, ohne mich anzusehen. Zuerst tat sie mir leid, dann dachte ich: Ist es nicht angebracht, daß ich sie tröste? Aber wie? — Schließlich ärgerte ich mich, daß sie mich in eine so peinliche Lage brachte. Sehe ich denn so traurig aus? dachte ich. Oder macht sie das nur absichtlich, um zu sehen, wie ich mich in einem solchen Fall benehmen würde? — Jetzt kann ich nicht fortgehen, sonst sieht es aus, als ergriffe ich die Flucht vor ihren Tränen, sagte ich mir. Dann bewegte ich mich auf meinem Stuhl hin und her, um sie an meine Anwesenheit zu erinnern.

„Ach, wie bin ich dumm!“ sagte sie, sah mich an und versuchte zu lächeln. „Es gibt Tage, wo man ohne jeden Grund weint.“

Sie suchte nach dem Taschentuch, das neben ihr auf dem Sofa lag, und weinte plötzlich noch heftiger.

„Ach Gott, das ist komisch, daß ich weinen muß. Ich habe Ihre Mutter' so geliebt, wir waren so befreundet... und wir waren...“

Sie fand das Taschentuch, bedeckte ihr Gesicht damit und fuhr fort zu weinen. Wieder war ich in einer peinlichen Lage, und das dauerte ziemlich lange. Ich war zwar ärgerlich, aber im Grunde tat sie mir leid. Ihre Tränen schienen mir aufrichtig; doch glaubte ich, sie weine nicht so sehr um meiner Mutter willen als vielmehr deswegen, weil sie selbst es jetzt nicht gut hatte, und weil es ihr früher, in alten Zeiten, besser ergangen war. Ich weiß nicht, wie das geendet hätte, wäre nicht der junge Iwin wieder eingetreten, um ihr mitzutellen, daß der Vater nach ihr frage. Eben erhob sie sich, um wegzugehen, als der alte Iwin selbst ins Zimmer trat: das war ein kleiner, untergesetzter Herr, mit dichten, schwarzen Augen-

brauen, einem vollständig ergrauten, kurzgeschorenen Kopf und einem sehr strengen und harten Zug um den Mund.

Ich erhob mich und machte meine Verbeugung vor ihm. Doch Iwin, auf dessen grauem Frack drei Ordenssterne prangten, erwiderte meinen Gruß in keiner Weise, ja, er schaute mich kaum an, so daß ich plötzlich das Gefühl hatte, kein Mensch, sondern irgendein belangloser Gegenstand zu sein — so etwas wie ein Fenster oder ein Sessel — oder wenn auch ein Mensch, so doch einer, der sich durch nichts von einem Sessel oder Fenster unterscheidet.

„Sie haben noch immer nicht an die Gräfin geschrieben, meine Liebe,“ sagte er auf französisch zu seiner Frau, wobei sein Gesicht einen völlig leidenschaftslosen, aber festen Ausdruck annahm.

„Leben Sie wohl, M^r Irtenjew“, sagte Frau Iwin, neigte stolz den Kopf und sah mir genau so wie ihr Sohn auf die Augenbrauen. Ich verneigte mich nochmals vor ihr und ihrem Mann, und wieder wirkte mein Gruß so wenig auf den alten Iwin, als hätte man ein Fenster geöffnet oder geschlossen. Der Student Iwin geleitete mich aber trotzdem bis zur Türe und erzählte mir unterwegs, daß er die Petersburger Universität beziehen werde, da sein Vater in Petersburg einen Posten bekommen solle (er nannte irgendeine sehr hohe Stellung).

„Was Papa auch sagen mag“, murmelte ich vor mich hin, als ich den Wagen bestieg, „mein Fuß wird die Schwelle dieses Hauses nicht mehr betreten; dieses Klageweib' weint bei meinem Anblick, als wäre ich eine wahre Jammergestalt, und Iwin, dieses Schwein, grüßt einen nicht; ich werde ihm schon zeigen...“ Was ich ihm aber zeigen wollte, wußte ich eigentlich nicht, doch diese Worte paßten so recht zu meiner Stimmung.

Später mußte ich noch oft Vaters Ermahnungen anhören, daß man diese Bekanntschaft kultivieren müsse, und daß ich von einem Mann in Iwins Position nicht verlangen könne, daß er sich mit einem Grünschnabel wie mir abgebe; doch ich blieb meinem Vorsatz ziemlich lange treu.

Fürst Iwan Iwanowitsch

Jetzt kommt der letzte Besuch in der Nikitskaja an die Reihe“, sagte ich zu Kusma, und unser Wagen rollte weiter nach dem Hause des Fürsten Iwan Iwanowitsch.

Wenn ich mehrere Besuche hinter mir hatte, gewann ich gewöhnlich mein Selbstvertrauen wieder; ich näherte mich also in ziemlich ruhiger Gemütsverfassung dem Hause des Fürsten; doch mit einemmal fielen mir die Worte der Fürstin Kornakow ein, daß ich einer der Erben sei, und als ich gar vor der Einfahrt zwei Equipagen bemerkte, packte mich wieder die alte Schüchternheit.

Mir schien, daß der alte Pförtner, der mir die Thür aufmachte, der Lakai, der mir den Mantel abnahm, die drei Damen und die zwei Herren, die ich im Salon antraf, und insbesondere der Fürst Iwan Iwanowitsch selbst, der in einem Zivilrock auf dem Sofa saß, daß alle diese Menschen mich als Erben betrachteten und darum mißgünstig ansahen. Zwar empfing mich der Fürst sehr freundlich, küßte mich, d. h. drückte für einen Augenblick seine weichen, trockenen und kalten Lippen an meine Backe, fragte mich über mein Studium aus, scherzte mit mir, wollte wissen, ob ich noch immer Verse mache wie jene, die ich zu Großmutter's Namenstag verfaßt hatte, und forderte mich auf, heute bei ihm zu speisen, aber je freundlicher er war, desto stärker wurde mein Gefühl, daß er mit seiner ganzen Freundlichkeit nicht verraten wolle, wie peinlich es ihm sei, mich zum Erben zu haben. Er hatte die Gewohnheit — die wohl daher kam, daß sein Mund voller falscher Zähne war —, wenn er etwas gesagt hatte, die Oberlippe hochzuziehen und dabei einen leichten, schnarrenden Ton hören zu lassen, als ob er die Lippe in die Nasenöffnung hineinziehen wolle; und jedesmal, wenn er das tat, schien er mir sagen zu wollen: „Jüngelchen, Jüngelchen, ich weiß ohnehin, daß du mein Erbe bist!“

Als wir Kinder waren, nannten wir Iwan Iwanowitsch „Großvater“. Aber jetzt brachte ich in meiner Eigenschaft als Erbe dieses

Wort nicht über meine Lippen; „Durchlaucht“ zu sagen, wie einer der anwesenden Herren es tat, schien mir erniedrigend, so daß ich mich bemühte, ihn im Gespräch gar nicht anzureden. In die größte Verlegenheit aber brachte mich eine alte Prinzessin, die auch Erbin des Fürsten war und in seinem Hause wohnte. Während des Essens saß ich neben ihr und glaubte, sie spreche nur nicht mit mir, weil ich ihr als ein weiterer Erbe des Fürsten verhaßt wäre, und der Fürst schenke nur deswegen unserer Tischdecke keine Aufmerksamkeit, weil wir beide, ich und sie, ihm als Erben gleichermaßen zuwider seien.

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie peinlich mir das war,“ sagte ich am Abend desselben Tages zu Dmitrij, dem ich mit meinem Abscheu vor dem Gedanken, daß ich ein Erbe sei, imponieren wollte (ich hielt diesen Abscheu für ein sehr wertvolles Gefühl). „Du kannst dir nicht vorstellen, wie peinlich es mir war, zwei geschlagene Stunden beim Fürsten zubringen zu müssen. Er ist ein wunderbarer Mensch und war sehr freundlich zu mir,“ sagte ich, um im übrigen meinem Freunde klar zu machen, daß ich nicht deswegen von all dem spreche, weil ich mich durch den Fürsten zurückgesetzt fühlte. „Es ist aber ein schrecklicher Gedanke für mich, daß man mich ebenso ansehen könnte wie die Prinzessin, die in seinem Hause wohnt und sich vor ihm erniedrigt. Er ist ein prächtiger alter Mann, gütig gegen alle Leute und voller Zartgefühl; es ist aber eine Qual, mit anzusehen, wie er die Prinzessin malträtirt. Dieses ekelhafte Geld verdirbt alle menschlichen Beziehungen!“

„Weißt du, ich glaube, es wäre das beste, sich offen mit ihm auszusprechen,“ bemerkte ich, „ihm zu sagen, daß ich ihn als Menschen achte, und gar nicht an seine Erbschaft denke, daß ich ihn bitte, mir nichts zu hinterlassen, und daß ich ihn nur unter dieser Bedingung wieder besuchen werde.“

Dmitrij brach nicht in Lachen aus, als ich dies sagte; im Gegenteil, er wurde nachdenklich, schwieg eine Weile und antwortete dann:

„Weißt du was? Du hast unrecht. Entweder darfst du gar nicht annehmen, daß man von dir denkt wie von dieser Prinzessin: wenn du es aber schon annimmst, so nimm auch das Weitere an, daß du

nämlich weißt, was man von dir denken könne, — daß aber diese Gedanken dir so fern liegen, daß du sie verachtest und sie bei deinen Handlungen gar nicht in Betracht ziehst. Nimm an, daß sie voraussetzen, du nimmest an . . . kurz," er sah, daß er sich verheddert hatte, und schloß: „Am besten, du nimmst so etwas gar nicht erst an."

Mein Freund hatte vollkommen recht. Erst viel später überzeugten mich die Erfahrungen meines Lebens, wie schädlich es ist, vieles, was einem edel erscheint, was aber für immer und vor jedermann im Herzen verborgen bleiben soll, zu denken oder gar auszusprechen, und daß edle Taten nur sehr selten mit den edlen Worten Schritt halten. Ich kam zu der Überzeugung, daß es allein deswegen, weil man eine gute Absicht ausgesprochen hat, schwierig, ja meist unmöglich wird, diese gute Absicht auszuführen. Wie soll man es jedoch über sich bringen, dem edlen, selbstgefälligen Gedankenflug der Jugend nicht Ausdruck zu verleihen? Erst später erinnert man sich wieder an ihn und klagt um ihn wie um eine Blume, die man, ohne sich beherrschen zu können, brach, ehe sie aufgeblüht war, und die man dann verwelkt und zertreten am Boden liegen sieht.

Ich, der soeben erst seinem Freund Dmitrij gesagt hatte, Geld verderbe die menschlichen Beziehungen, ließ am nächsten Morgen, als sich herausstellte, daß ich mein ganzes Geld für allerlei Bilder und Tabakpfeifen ausgegeben hatte, fünfundzwanzig Rubel Papiergeld von ihm, die er mir allerdings aus eigenem Antrieb anbot und die ich ihm dann eine lange Zeit schuldig blieb.

Vertrauliches Gespräch mit meinem Freund

Dieses Gespräch fand im Phaethon statt, als wir unterwegs nach Runzewo waren. Dmitrij riet mir davon ab, seiner Mutter einen Morgenbesuch zu machen, und holte mich nach dem Mittagessen ab, um mich den ganzen Abend und die Nacht über in der

Sommerwohnung zu behalten, die seine Familie bewohnte. Erst als wir die Stadt verlassen hatten, als die schmutzigen, bunten Straßen und der unerträgliche, betäubende Lärm des Pflasters der freien Aussicht auf die Felder und dem leisen Knarren der Räder auf der staubigen Landstraße gewichen waren, als würzige Frühlingluft und weite Horizonte mich umgaben, erst da kam ich wieder etwas zu mir, nach den vielen neuen Eindrücken und dem Bewußtsein der Freiheit, die in den letzten zwei Tagen meinen Kopf völlig in Verwirrung gebracht hatten. Dmitriß war mittheilbar und freundlich, rückte seine Krawatte nicht mit einer Kopfbewegung zurecht, blinzelte nicht nervös und zwinkerte nicht in einem fort: ich war befriedigt von den edlen Gefühlen, die ich ihm gegenüber geäußert hatte, denn ich nahm an, daß er mir daraufhin den schändlichen Vorfall mit Kolskow verzeihen und mich deswegen nicht mehr verachten werde; so kamen wir in ein freundschaftliches Gespräch über allerlei intime Dinge, von denen man auch zu einem Freunde nicht unter allen Umständen spricht. Dmitriß erzählte mir von seiner Familie, die ich noch nicht kannte, von seiner Mutter, seiner Tante, seiner Schwester und von der, die Wolodja und Dubkow für die heimliche Liebe meines Freundes hielten und die sie „die Rothhaarige“ nannten. Von der Mutter sprach er mit etwas kaltem und feierlichem Lob, als wollte er jedem Einwand zuvorkommen, von der Tante sprach er begeistert, zugleich aber auch etwas herablassend, von seiner Schwester nur sehr wenig, als schäme er sich, zu mir von ihr zu sprechen; aber von der „Rothhaarigen“, einem ältlichen Mädchen, das in Wirklichkeit Tsubow Sfergejewna hieß und auf Grund irgend welcher verwandtschaftlicher Beziehungen im Haus der Nechljudows wohnte, sprach er mit echter Begeisterung.

„Ja, sie ist ein herrliches Wesen,“ sagte er schamhaft errötend, aber mir mit umso größerer Kühnheit ins Auge schauend, „sie ist gar kein junges Mädchen mehr; sie ist eher alt und gar nicht hübsch, aber welche Dummheit, welch ein Unsinn, die Schönheit zu lieben! Das ist so dumm, daß ich es gar nicht begreifen kann (er sagte das in einem Tone, als habe er jetzt eben eine neue, ungewöhnliche Wahr-

heit entdeckt); doch ihr Herz, ihre sittlichen Grundsätze . . . ich bin überzeugt, in der heutigen Welt gibt es kein solches Mädchen mehr." (Ich weiß nicht, woher Dmitrij die Gewohnheit hatte, alles Gute in der heutigen Welt selten zu finden; diese oft von ihm gebrauchte Wendung paßte gut zu seinem Wesen.)

„Ich fürchte nur,“ fuhr er ruhig fort, nachdem er die Menschen, die dumm genug sind, die Schönheit zu lieben, durch sein Urteil ganz und gar vernichtet hatte, „ich fürchte, du wirst sie nicht auf den ersten Blick verstehen und ihr Wesen erkennen. Sie ist bescheiden, sogar zurückhaltend und zeigt nicht gerne ihre schönen und erstaunlichen Eigenschaften. Meine Mutter, die, wie du sehen wirst, eine prächtige und kluge Frau ist, kennt Ljubow Ssergejewna schon viele Jahre lang, aber sie will und kann sie nicht verstehen. Gestern habe ich sogar . . . ich will dir erzählen, warum ich gestern schlechter Laune war, du hast mich ja noch nach dem Grund gefragt. Vorgestern wünschte Ljubow Ssergejewna, daß ich mit ihr zu Iwan Jakowlewitsch fahre, du hast sicherlich auch schon von Iwan Jakowlewitsch gehört, der angeblich ein Verrückter, in Wirklichkeit aber ein ganz prächtiger Mensch ist. Ljubow Ssergejewna, stehst du, ist sehr religiös und versteht Iwan Jakowlewitsch sehr gut. Sie besucht ihn oft, unterhält sich mit ihm und gibt ihm Geld für die Armen, das sie durch eigene Arbeit verdient. Sie ist eine herrliche Frau, du wirst ja sehen. Ich fuhr also mit ihr zu Iwan Jakowlewitsch und bin ihr sehr dankbar, daß sie mir die Bekanntschaft mit diesem außergewöhnlichen Menschen vermittelt hat . . . Meine Mutter aber will das nicht verstehen und sieht in all dem nichts wie Aberglauben. Gestern hatte ich zum erstenmal in meinem Leben Streit mit meiner Mutter, einen hitzigen Streit,“ schloß er und machte eine krampfhaftige Bewegung mit dem Hals, als sei das Gefühl wieder da, das er gestern bei dem Streit gehabt hatte.

„Nun, und was meinst du? Das heißt, was meinst du, wie das enden soll? . . . Hast du mit ihr von der Zukunft gesprochen, welchen Ausgang eure Liebe oder Freundschaft nehmen soll?“ fragte ich, um ihn von der unangenehmen Erinnerung abzulenken.

„Du willst wissen, ob ich daran denke, sie zu heiraten?“ fragte er und errötete wieder, wandte mir aber kühn sein Gesicht zu.

„Was hat's auch zu besagen!“ dachte ich, um mich zu beruhigen. „Es schadet doch nichts. Wir sind Erwachsene, wir sind Freunde, wir fahren in einem Phaethon und sprechen von der Zukunft, es würde jedem Freude machen, wenn er uns unbemerkt hören und sehen könnte.“

„Warum nicht?“ fuhr er fort, nachdem ich seine Frage bejaht hatte. „Mein Ziel, wie das jedes vernünftigen Menschen, ist, glücklich und gut zu sein, so weit dies möglich ist. Wenn ich mir eine unabhängige Position geschaffen habe, werde ich, falls sie ihre Zustimmung gibt, mit ihr zusammen glücklicher und besser sein als mit der schönsten Frau der Welt.“

Unter diesen Gesprächen hatten wir gar nicht bemerkt, daß wir uns Runzewo näherten, wir bemerkten auch nicht, daß der Himmel sich bewölkte und daß ein Regen im Anzug war. Die Sonne stand schon ziemlich niedrig rechts über den alten Bäumen des Runzewoschen Parkes, und die Hälfte der roten, glänzenden Scheibe war durch eine graue, schwach schimmernde Wolke verdeckt; aus der anderen Hälfte sprühten gebrochene, feurige Strahlen hervor und warfen ein seltsam grelles Licht auf die alten Bäume im Garten, deren grüne, dichte Wipfel unbeweglich an dem noch erleuchteten, blauen Teile des Himmels erglänzten. Dieser Schimmer und diese Lichtfülle bildeten einen schroffen Gegensatz zu der schweren, violetten Wolke, die sich über dem am Horizont sichtbaren jungen Birkenhain ausgebreitet hatte.

Etwas mehr nach rechts zwischen Sträuchern und Bäumen wurden bereits die bunten Dächer der Sommerhäuschen sichtbar. Manche von den Dächern spiegelten die glänzenden Sonnenstrahlen wider, manche aber hatten die trübe Farbe des anderen Himmelteiles. Links schimmerte in tiefem Blau der regungslose Teich, umringt von blattgrünen Weiden, die sich in seiner glanzlosen, sich gleichsam emporkrümmenden Fläche dunkel widerspiegelten. Jenseits des Teiches zog sich ein schwarzes, ansteigendes Brachfeld hin, und

die gerade Linie einer hellgrünen Furche, die es durchschnitt, berührte den bleiernen, drohend finsternen Horizont. Zu beiden Seiten des weichen Weges, auf dem unser Phaethon langsam dahinrollte, grünte saftiger Roggen mit vollen Ähren. Die Luft war vollkommen still und duftete frisch. Das grüne Laub der Bäume, die Blätter und der Roggen regten sich nicht und erschienen seltsam rein und hell. Es war, als lebe jedes Blatt, jedes Grashälmlchen sein eigenes, volles glückliches Leben. Nicht weit von der Landstraße entdeckte ich einen schwärzlichen Pfad, der sich zwischen dunklem, schon zu mehr als Viertelhöhe gediehenem Roggen hindurchschlängelte; dieser Pfad erinnerte mich, ich weiß nicht warum, außerordentlich lebhaft an das Dorf, und durch eine merkwürdige Gedankenverbindung mußte ich mich auch an Ssonjetschka und daran erinnern, daß ich in sie verliebt war.

Trotz meiner Freundschaft für Dmitrij und trotz des Vergnügens, das sie mir bereitete, hatte ich keine Lust, noch mehr von seinen Gefühlen und seinen Absichten gegenüber Ljubow Ssergejewna zu erfahren; ich wollte ihm vielmehr unbedingt von meiner Liebe zu Ssonjetschka erzählen, die mir als eine Liebe weit höherer Art erschien, doch ich konnte mich nicht entschließen, ihm ganz offen zu sagen, wie schön es sein würde, wenn ich Ssonjetschka heiraten, mit ihr auf dem Lande leben, kleine Kinder haben würde, die auf der Erde herumkriechen und mich Papa nennen, wie ich mich freuen würde, wenn er mit seiner Frau Ljubow Ssergejewna im Reisemantel zu mir käme . . . Statt dessen zeigte ich auf die untergehende Sonne und sagte: „Dmitrij! Sieh, wie entzückend!“

Dmitrij sagte nichts; er war offenbar unzufrieden, daß ich, statt auf sein Geständnis, das ihm sicher sehr schwer geworden war, zu antworten, seine Aufmerksamkeit auf die Natur zu lenken versuchte, die ihm überhaupt ganz gleichgültig war. Sie wirkte auf ihn ganz anders als auf mich; er liebte an ihr weniger das Schöne als das Unterhaltende; er liebte sie mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen.

„Ich bin sehr glücklich,“ sagte ich gleich darauf, ohne zu beachten, daß er offenbar mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war und sich ganz gleichgültig gegen alles verhalten würde, was ich ihm auch sagte: „Ich habe dir, wie du vielleicht noch weißt, von einer jungen Dame erzählt, in die ich schon als Kind verliebt war; heute sah ich sie wieder,“ fuhr ich lebhaft fort, „und ich bin wieder ganz in sie verliebt . . .“

Ich erzählte ihm, ohne sein noch immer vollkommen gleichgültiges Gesicht zu beachten, von meiner Liebe und von all meinen Hoffnungen auf mein zukünftiges Eheglück. Und seltsam, kaum hatte ich von der Kraft meines Gefühles gesprochen, als ich auch schon empfand, daß dieses Gefühl sich vermindert hatte.

Der Regen überraschte uns, als wir bereits in die Birkenallee eingebogen waren, die zum Sommerhaus führte. Ich spürte den Regen nur daran, daß mir einige wenige Tropfen auf Nase und Hand fielen und daß es in dem jungen, harzigen Laub der Birken zu rauschen begann, die ihre lockigen Zweige unbeweglich herunterhängen ließen und durch den starken Duft, mit dem sie die Allee erfüllten, gleichsam ihren Genuß an den reinen, durchsichtigen Regentropfen beweisen wollten. Wir stiegen aus dem Wagen, um schneller durch den Park nach dem Hause zu gelangen. Dicht vor dem Hause begegneten wir vier Damen, von denen zwei mit Handarbeiten, die dritte mit einem Buch und die vierte mit einem Hündchen uns raschen Schrittes aus der anderen Richtung entgegenkamen. Dmitriß stellte mich gleich seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Tante und Ljubow Sfergejewna vor. Einen Augenblick blieben sie stehen; aber der Regen verstärkte sich.

„Gehen wir in die Galerie, dort kannst du ihn uns noch einmal vorstellen,“ sagte die Dame, die ich für Dmitrißs Mutter hielt, und wir gingen alle zusammen die Treppe hinauf.

Die Nechljudows

Von dieser Gesellschaft machte im ersten Augenblick Ljubow Sfergejewna den seltsamsten Eindruck auf mich, die, ein Bolongneserhündchen im Arm, hinter den anderen Damen in dicken, gestrickten Schuhen die Treppe hinaufging und zweimal stehen blieb, um mich aufmerksam zu betrachten und gleich darauf ihr Hündchen zu küssen. Sie war alles weniger als schön: rothaarig, mager, klein und ein wenig schief gewachsen. Was ihr häßliches Gesicht noch häßlicher machte, war die seltsame Frisur mit dem Scheitel an der Seite (eine jener Frisuren, die nur Frauen mit spärlichem Haarwuchs zu ersinnen pflegen). So sehr ich mich auch meinem Freunde zuliebe darum bemühte, ich konnte doch keinen einzigen hübschen Zug an ihr entdecken. Selbst die braunen Augen waren trotz ihres gutmütigen Ausdrucks zu klein und zu farblos und gar nicht hübsch; selbst die Hände, dieser charakteristische Körperteil, waren, wenn auch nicht groß und nicht häßlich geformt, so doch rot und rauh.

Als ich hinter den Damen auf die Terrasse hinaufstieg, sagte jede von ihnen einige Worte zu mir, außer Warjenta, die mich nur aufmerksam mit ihren dunkelbraunen Augen ansah. Gleich darauf griff jede zu ihrer Arbeit, und Warjenta begann laut aus dem Buch vorzulesen, das auf ihrem Schoß lag und in dem sie den Finger zwischen den Seiten hielt.

Fürstin Marja Iwanowna war eine große, schlanke Frau von etwa vierzig Jahren. Nach den halbergrauten Locken, die offen unter der Haube hervorlugten, hätte man sie für älter halten können. Aber das frische, ungewöhnlich zarte, fast faltenlose Gesicht und der lebhaftere, heitere Glanz ihrer großen Augen ließen sie viel jünger erscheinen. Sie hatte braune Augen und einen sehr offenen Blick; die etwas zu dünnen Lippen waren ein wenig streng, die Nase ziemlich regelmäßig, etwas nach links gebogen, ihre unberingte Hand war groß, fast männlich, und hatte herrliche, langgestreckte Finger. Sie trug ein dunkelblaues, geschlossenes Kleid, das ihre schlanke, noch

jugendliche Figur, auf die sie sich offenbar etwas einbildete, eng umschloß. Sie saß ganz gerade da und nähte an einem Kleid. Als ich die Galerie betreten hatte, ergriff sie meine Hand, zog mich an sich, als ob sie mich aus der Nähe betrachten wolle, sah mir mit ihrem etwas kühlen offenen Blick, den auch ihr Sohn an sich hatte, ins Gesicht und sagte, daß sie mich aus Dmitrijs Erzählungen schon längst kenne und daß sie mich einlade, zwei Tage bei ihnen zu bleiben, um sie alle näher kennen zu lernen.

„Machen Sie alles, was Ihnen beliebt. Lassen Sie sich durch uns nicht im mindesten stören, eben so wenig wie wir uns durch Sie stören lassen werden; gehen Sie spazieren, lesen Sie, hören Sie zu oder schlafen Sie, wenn Ihnen das mehr Vergnügen macht“, meinte sie.

Sofja Iwanowna war ein altes Mädchen; obwohl eine jüngere Schwester der Fürstin, erschien sie älter als diese. Sie hatte die eigentümliche, gedrungene Gestalt, wie man sie nur bei kleingewachsenen sehr dicken alten Jungfern antrifft, die ein Korsett tragen. Die Gesundheit schien sich mit solcher Kraft im oberen Teil ihres Körpers konzentriert zu haben, daß sie jeden Augenblick zu ersticken glaubte. Ihre kurzen, dicken Hände konnten sich unter dem enganliegenden Rand ihrer Taille nicht berühren; sie konnte diesen nicht einmal sehen.

Obwohl die Fürstin Marja Iwanowna schwarzäugig und schwarzhaarig war, Sofja Iwanowna dagegen blondes Haar große, lebhaft und zugleich ruhige, blaue Augen hatte (was eine große Seltenheit ist), waren die beiden Schwestern einander sehr ähnlich; Gesichtsausdruck, Nase und Lippen waren die gleichen; aber Sofja Iwanownas Lippen und Nase waren etwas dicker, und wenn sie lachte, ein wenig nach rechts gerichtet, während sie bei der Fürstin eher eine Neigung nach links hatten. Nach ihrer Kleidung und Frisur zu urteilen, strebte Sofja Iwanowna darnach, jünger auszusehen als sie war; wäre ihr Haar grau gewesen, sie hätte es sicher nicht so zur Schau getragen. Ihr Blick und ihre Art, mich zu behandeln, erschienen mir im ersten Augenblick als sehr hochmütig

und schüchtern mich ein, während ich mich der Fürstin gegenüber ganz ungezwungen geben konnte. Es war nicht ausgeschlossen, daß sie mir wegen ihrer Körperfülle und ihrer merkwürdigen Ähnlichkeit mit Katharina der Großen, die mir an ihr so auffiel, so stolz erschten; jedenfalls wurde ich ganz ängstlich, als sie mich durchdringend ansah und sagte: „Die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde.“ Ich beruhigte mich aber und änderte vollständig meine Meinung von ihr, als sie nach diesen Worten verstummte und mit halbgeöffnetem Munde einen schweren Seufzer ausstieß. Wahrscheinlich hatte sie infolge ihrer Fülle die Gewohnheit, jedesmal, wenn sie einige Worte gesprochen hatte, schwer aufzuseufzen, dabei den Mund ein wenig zu öffnen und die Augen zu rollen. Diese Gewohnheit verriet so viel freundliche Gutmütigkeit, daß ich, nachdem sie einmal geseufzt hatte, jede Angst vor ihr verlor und sie sympathisch fand. Sie hatte entzückende Augen, eine wohlklingende und angenehme Stimme, und selbst die stark rundlichen Linien ihrer Gestalt entbehrten damals in meinen Augen nicht der Schönheit.

Ich erwartete von Ljubow Sfergesjewna als von der Freundin meines Freundes, daß sie gleich bei der ersten Begegnung etwas sehr Freundliches und Herzliches zu mir sagen werde; sie sah mich auch ziemlich lange und stumm an, als überlege sie, ob das, was sie mir sagen wolle, nicht allzu freundlich klingen werde; doch unterbrach sie dieses Schweigen nur, um mich zu fragen, welche Fakultät ich gewählt hätte. Dann sah sie mich wieder lange und aufmerksam an, als schwankte sie, ob sie das herzliche, freundliche Wort zu mir sagen solle oder nicht; ich bemerkte dieses Schwanken und ließ sie auf meinem Gesicht die flehentliche Bitte lesen, mir doch alles zu sagen; aber sie sagte nur: „Wie es scheint, geben sich heutzutage die Studenten wenig mit den Wissenschaften ab“, und rief ihr Hündchen Sufette.

Den ganzen Abend machte Ljubow Sfergesjewna derartige Bemerkungen; sie standen weder zu dem allgemeinen Gespräch noch zu einander in Beziehung. Aber ich hatte solches Vertrauen zu

Dmitrijs, und er sah den ganzen Abend sie und mich so unruhig an, als wollte er fragen: „Nun, wie findet Ihr einander?“ daß ich, wie es oft vorkommt, zwar innerlich überzeugt war, an Isubow Sfergejewna sei nichts Besonderes, aber gar nicht daran dachte, mir selbst gegenüber diese Überzeugung einzugestehen.

Endlich gehörte zu dieser Familie noch Warjenta, ein sechzehnjähriges, ziemlich dickes Mädchen.

Nur die großen, dunkelgrauen Augen, in denen sich Fröhlichkeit mit ruhiger Aufmerksamkeit paarte, und die darum den Augen der Tante sehr ähnlich waren, der dicke, blonde Zopf und die zarten, wohlgeformten Hände waren schön an ihr.

„Ich glaube, es langweilt Sie, zuzuhören, Mr. Nicolas, da Sie nicht im Zusammenhang sind,“ sagte Ssoffa Iwanowna, gutmütig seufzend und die Teile des Kleides, an dem sie nähte, umwendend. Die Lektüre wurde gerade unterbrochen, da Dmitrijs, um etwas zu erledigen, das Zimmer verließ.

„Oder haben Sie schon Rab Roy gelesen?“

Damals hielt ich es für meine Pflicht, allein schon darum, weil ich Studentenuniform trug, im Verkehr mit Menschen, die ich wenig kannte, auf die einfachste Frage nur ganz besonders originelle und kluge Antworten zu erteilen; kurze und klare Antworten, wie: „Ja“, „nein“, „das ist langweilig“, „das ist lustig“ usw., hielt ich für die größte Schande. Indem ich meine nach neuester Mode gearbeiteten Beinkleider und die glänzenden Knöpfe auf meinem Rock betrachtete, erwiderte ich, daß ich „Rab Roy“ nicht gelesen hätte, daß es mich aber trotzdem sehr interessiere, zuzuhören, da ich ein Buch lieber mit der Mitte als mit dem Anfang begönne.

„Es ist dann doppelt so spannend“, man muß erraten, was schon geschehen ist und was noch kommt,“ fügte ich mit selbstzufriedenem Lächeln hinzu.

„Ich glaube, Sie haben recht,“ sagte sie. „Werden Sie noch etwas bei uns bleiben, Nicolas? Sie entschuldigen, daß ich nicht Monsieur zu Ihnen sage? Wann wollen Sie abreisen?“

„Ich weiß nicht, vielleicht morgen schon, vielleicht aber bleiben

wir noch ziemlich lange da", sagte ich, obwohl wir unbedingt am nächsten Tage abreisen mußten.

"Ich möchte sehr, daß Sie etwas länger bleiben, Ihretwegen sowohl wie Dmitrijs wegen", bemerkte die Fürstin mit in die Ferne gerichtetem Blick. "Freundschaft ist in Ihrem Alter eine schöne Sache."

Ich fühlte, daß alle mich ansahen und auf meine Antwort warteten, trotzdem Warjenta so tat, als schaue sie der Arbeit ihrer Tante zu; ich fühlte, daß man mich gewissermaßen prüfen wollte, und daß ich mich von meiner vorteilhaftesten Seite zeigen mußte.

"Ja," sagte ich, "für mich ist Dmitrijs Freundschaft sehr nützlich, ich kann ihm aber nicht nützlich sein, denn er ist tausendmal besser als ich. (Dmitrij konnte meine Worte nicht hören; wenn er dabei gewesen wäre, hätte ich fürchten müssen, daß er ihre Unaufrichtigkeit bemerkt hätte.)

Die Fürstin lachte jenes unnatürlich klingende Lachen, das ihr eigen war.

"Wenn man aber Dmitrij hört, c'est vous qui êtes un petit monstre de perfection," sagte sie.

Monstre de perfection, ein ausgezeichnete Ausdruck, den muß man sich merken, dachte ich.

"Aber auch ganz abgesehen von Ihnen, in diesen Dingen ist er ein Meister," fuhr sie fort, wobei sie ihre Stimme dämpfte (was mir sehr angenehm war), und ihre Augen auf Ljubow Sfergesjewna richtete. "Er hat bei dem armen Tantchen (so nannten sie Ljubow Sfergesjewna), das ich, sowie ihr Hündchen Susette, schon seit zwanzig Jahren kenne, Vollkommenheiten entdeckt, die ich nie bei ihr vermutete . . . Warja, laß mir ein Glas Wasser bringen," fügte sie hinzu und sah wieder in die Ferne, da sie wohl fand, daß es noch zu früh oder auch wohl ganz überflüssig wäre, mich in die Familienverhältnisse einzuweißen, — "oder nein, er soll es besorgen. Er tut so wie so nichts. Du kannst dann weiter lesen. Gehen Sie geradeaus durch die Türe, mein Freund, machen Sie fünfzehn Schritte und rufen Sie dann mit lauter Stimme:

„Pjotr, bring ein Glas Wasser mit Eis für Marja Iwanowna!“ sagte sie zu mir und lachte wieder ein wenig in ihrer unnatürlichen Art.

Sicher will sie von mir sprechen, dachte ich, als ich das Zimmer verließ; sicher will sie sagen, sie habe bemerkt, daß ich ein ungewöhnlich kluger junger Mann sei. Ich hatte aber die fünfzehn Schritte noch nicht zurückgelegt, als mich schon die dicke Soffa Iwanowna außer Atem, aber leichten, schnellen Schrittes einholte.

„Merci, mon cher,“ sagte sie. „Ich gehe selbst hin und werde es schon besorgen.“

24

Liebe

Soffa Iwanowna gehörte, wie ich später erkannte, zu jenen Seltenen, nicht mehr jungen Frauen, die für das Familienleben geschaffen sind, durch Schicksalsfügung auf dieses Glück verzichten müssen und infolge dieser Entsagung sich plötzlich entschließen, den ganzen Vorrat an Liebe, den sie in ihren Herzen für einen Mann und für Kinder angehäuft und aufgespeichert haben, auf einige Auserwählte zu übertragen. Bei solchen alten Jungfern ist dieser Vorrat so unerschöpflich, daß trotz der vielen Auserwählten in ihren Herzen noch eine Fülle von Liebe übrig bleibt, die sie auf ihre ganze Umgebung, auf alle guten und bösen Menschen übertragen, denen sie je im Leben begegnen.

Es gibt drei Arten von Liebe:

1. die schöne Liebe;
2. die aufopfernde Liebe;
3. die tätige Liebe.

Ich spreche nicht von der Liebe eines jungen Mannes zu einem jungen Mädchen und umgekehrt. Vor diesen Zärtlichkeiten scheue ich zurück; ich war in meinem Leben so unglücklich, daß ich in dieser Art Liebe nie auch nur einen Funken Aufrichtigkeit, sondern nur Lüge sehen konnte: Sinnlichkeit, eheliche Beziehungen, Geld, der

Wunsch, sich frei zu machen oder sich zu binden, verwirrten derart das eigentliche Gefühl, daß man sich darin nicht mehr auskennen konnte. Ich spreche hier von der Liebe zum Menschen, die je nach der größeren oder geringeren Kraft des Herzens nur einem, nur einigen gilt, oder auf viele übertragen wird: von der Liebe zum Vater, zur Mutter, zum Bruder, zu Kindern, zu einem Freund, zu einer Freundin, zu einem Landsmann, — von der Liebe zum Menschen.

Die schöne Liebe besteht in der Liebe zur Schönheit des Gefühls und seiner Äußerungen. Für Menschen, die auf diese Art lieben, ist der geliebte Gegenstand nur insofern liebenswert, als er in ihnen das Gefühl der Liebe erweckt, dessen Bewußtsein und dessen Äußerung ihnen Genuß bereitet. Menschen, die auf diese Art lieben, kümmern sich wenig um Gegenliebe, da diese auf die Schönheit und Annehmlichkeit ihres eigenen Gefühls keinen Einfluß hat. Sie wechseln oft den Gegenstand ihrer Liebe, da ihr Hauptziel darin besteht, das angenehme Gefühl der Liebe stets wach zu halten. Um dies zu erreichen, sprechen sie in den gewähltesten Ausdrücken von ihren Gefühlen sowohl zu dem Gegenstand ihrer Liebe selbst als auch zu allen denen, die diese Liebe gar nichts angeht. In unserem Vaterlande sprechen Menschen einer gewissen Klasse, die auf diese schöne Art lieben, nicht nur zu allen von ihrer Liebe, sondern sie sprechen nicht anders als in französischer Sprache von ihr. Es klingt seltsam und komisch, doch ich bin überzeugt, daß es in gewissen Gesellschaftsschichten noch heute eine Masse Menschen, besonders Frauen gibt, deren Liebe zu ihren Freunden, Männern und Kindern in dem Augenblick vernichtet wäre, wenn man ihnen verbieten würde, ihre Gefühle in französischer Sprache zu schildern.

Die zweite Art der Liebe, die aufopfernde Liebe, besteht in der Neigung, sich für den Gegenstand der Liebe zu opfern, ohne Rücksicht darauf, ob diesem die Opfer zum Vorteil oder Nachteil gereichen. „Es gibt keine Leiden, die ich nicht auf mich genommen hätte, um der ganzen Welt und ihm oder ihr meine Hingabe zu beweisen.“ Das ist die Formel für diese Art der Liebe. Menschen,

die so lieben, glauben niemals an Gegenliebe (denn es ist umso verdienstvoller, sich für jemand zu opfern, der unsere Gefühle nicht einmal versteht); sie sind stets kränklich, was das Verdienst ihrer Opfer noch steigert; in ihren Gefühlen sind sie meist beständig, denn es fällt ihnen schwer, auf das Verdienstvolle der dem Gegenstand ihrer Liebe dargebrachten Opfer zu verzichten; sie sind stets bereit zu sterben, um ihm oder ihr ihre ganze Hingabe zu beweisen, aber sie verachten die kleinen alltäglichen Liebesbeweise, für die ein besonderer Impuls zur Opferfreudigkeit nicht erforderlich ist. Ihnen ist es gleich, ob der Gegenstand ihrer Liebe gut gegessen, gut geschlafen hat, ob er lustig, ob er gesund ist, und sie tun nichts, um ihm diese kleinen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, auch wenn es in ihrer Macht steht; dafür aber sind sie bereit, ihre Stirn einer Kugel darzubieten, sich ins Wasser, ins Feuer zu stürzen, an der Liebe zugrunde zu gehen, soweit sich die Gelegenheit dazu bietet. Menschen, die zur aufopfernden Liebe neigen, sind außerdem stets eingebildet auf ihre Liebe, anspruchsvoll, eifersüchtig, mißtrauisch, und — so seltsam es auch klingt — sie wünschen den Gegenstand ihrer Liebe in allen möglichen Gefahren zu sehen, um ihn davor retten und um ihn trösten zu können. •

Du lebst auf dem Lande allein mit deiner Frau, die dich aufopfernd liebt. Du bist gesund, ruhig, du hast deinen Beruf, der dir gefällt; deine liebevolle Gattin ist so zart, daß sie sich weder dem Haushalt widmen kann, dessen Führung ganz und gar den Diensthoten überlassen bleibt, noch den Kindern, die von Wärterinnen betreut werden, noch überhaupt irgend einer Beschäftigung, die ihr lieb wäre, denn sie liebt nichts außer dir. Sie ist offensichtlich krank, aber, um dich nicht zu betrüben, sagt sie dir nichts davon; sie langweilt sich offensichtlich, ist aber bereit, sich um deinetwillen ihr Lebtag zu langweilen; sie leidet offensichtlich darunter, daß du mit solcher Hingabe deinen Beschäftigungen nachgehst (worin diese auch bestehen mögen: in der Jagd, der Landwirtschaft, dem Dienst, dem Studium von Büchern); sie sieht, daß diese Beschäftigungen dich zugrunde richten, doch sie schweigt und duldet. Eines

Tages erkrankst du, deine Frau vergift ihre eigene Krankheit und weicht nicht von deinem Bett, trotzdem du sie bittest, sich doch deinetwegen nicht überflüssigerweise zugrunde zu richten; jede Sekunde fühlst du ihren mitleidsvollen Blick auf dir ruhen, als ob er sagen wolle: „Ich habe es dir ja immer gesagt, aber es ist einerlei, ich lasse dich nicht im Stich.“ Am nächsten Morgen fühlst du dich etwas wohler und gehst in ein anderes Zimmer. Das Zimmer ist nicht geheizt, nicht aufgeräumt; die Suppe, die du allein zu dir nehmen darfst, ist nicht beim Koch bestellt, nach der Medizinerin ist nicht geschickt worden; aber deine von Nachtwachen erschöpfte, liebevolle Gattin schaut dich immer mit der gleichen Teilnahme an, geht auf den Fußspitzen und erteilt den Diensthofen flüsternd ungeschickte, unklare Befehle. Du willst lesen, doch deine liebende Gattin sagt mit einem Seufzer, sie wisse zwar, daß du nicht auf sie hörst, daß du böse sein wirst, doch müsse sie dir sagen, daß das Lesen dir schade; du möchtest gerne ein wenig durch das Zimmer gehen, doch es ist für dich besser, du läßt es sein; du willst mit dem Freund, der dich besucht, sprechen, doch es ist für dich besser, nicht zu sprechen. Nachts hast du wieder Fieber, du suchst Ruhe, doch dir gegenüber im Sessel sitzt seufzend, blaß und mager, deine liebende Frau, beleuchtet von dem schwachen Licht der Nachtlampe und erregt durch die leiseste Bewegung, durch den leisesten Laut, Ärger und Ungeduld in dir. Du hast einen Diener, mit dem du schon zwanzig Jahre zusammen lebst, an den du gewöhnt bist, der dich sehr gerne hat und sehr gut pflegen würde, da er sich am Tage ausgeschlafen hat und sein gutes Gehalt bekommt, doch deine Frau duldet nicht, daß er dich pflegt. Sie macht alles allein mit ihren schwachen, ungeübten Fingern; mit verhaltenem Haß verfolgst du diese weißen Finger, wenn sie sich vergeblich bemühen, eine Flasche zu öffnen, die Kerze zu löschen, wenn sie die Arznei verschütten oder dich widerwillig berühren. Bist du ein ungeduldiger, temperamentvoller Mensch, dann wirst du sie bitten, dich allein zu lassen, und dann werden deine erregten, krankhaft empfindlichen Gehörnerven dir verraten, daß sie hinter der Türe demütig seufzt und weint und deinem Diener im Flüsterton

ungereimtes Zeug erzählt. Und endlich, wenn du nicht gestorben bist, wird deine liebende Gattin, die während deiner Krankheit zwanzig Nächte nicht geschlafen hat (sie spricht in einem fort davon), selbst krank, sie nimmt ab, sie leidet, sie ist noch weniger fähig zu irgend einer Arbeit, und während dein Zustand normal ist, drückt sich ihre aufopfernde Liebe in einer milden Langlewille aus, die sich unwillkürlich dir und der ganzen Umgebung mitteilt.

Die dritte Art, die tätige Liebe, besteht in der Neigung, alle Bedürfnisse, alle Wünsche, alle Launen, ja sogar alle lasterhaften Neigungen des geliebten Wesens zu befriedigen. Menschen, die so lieben, lieben für das ganze Leben, denn je mehr sie einen lieben, desto besser lernen sie einen kennen und desto leichter fällt es ihnen, zu lieben, d. h. die Wünsche des Geliebten zu befriedigen. Sie suchen Gegenliebe, sind bereit, sich selbst zu betrügen, um an diese glauben zu können und sind glücklich, wenn sie sie finden; sie lieben aber genau so, wenn das nicht der Fall ist und begnügen sich nicht damit, dem Gegenstand ihrer Liebe Glück zu wünschen, sondern versuchen, durch alle geistigen und materiellen, kleinen und großen Mittel, die in ihrer Macht stehen, ihn glücklich zu machen.

Eine solche tätige Liebe zu ihrem Neffen, zu ihrer Nichte, zu ihrer Schwester, zu Ljubow Sfergejewna, ja sogar zu mir — weil Dmitrij mich liebte — war es, die in den Augen, in jedem Wort, in jeder Bewegung Soffja Iwanownas leuchtete.

Erst viel später lernte ich Soffja Iwanowna wirklich schätzen, doch mußte ich mir immer wieder die Frage vorlegen: Wie konnte Dmitrij, der doch bestrebt war, die Liebe ganz anders aufzufassen, als es junge Männer gewöhnlich tun, und der stets die nette, liebende Soffja Iwanowna vor Augen hatte, wie konnte er plötzlich eine solche Leidenschaft zu der seltsamen Ljubow Sfergejewna fassen, während er seiner Tante nur zugestand, daß sie auch einige gute Eigenschaften habe? Der Ausspruch: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“ scheint ganz richtig zu sein. Eins von beiden: Entweder steckt in jedem Menschen mehr Böses als Gutes, oder er

ist für das Böse empfänglicher als für das Gute. Dmitrij kannte Ljubow Ssergejewna erst seit kurzem, die Liebe seiner Tante aber hatte ihn seit seiner Geburt umgeben.

25

Ich lerne die Familie näher kennen

Als ich auf die Galerie zurückkehrte, sprach man dort gar nicht von mir, wie ich geglaubt hatte; aber Warjenka laß nicht, sie hatte das Buch beiseite gelegt und stritt eifrig mit Dmitrij, der auf und ab ging, seine Krawatte mit einer Bewegung des Halses zurechtrückte und die Augen zusammenkniff. Der Gegenstand des Streites war scheinbar Iwan Jakowlewitsch und der Aberglaube; aber der Streit wurde zu hitzig geführt, um nicht noch einen tieferen, die Familie näher angehenden Sinn zu haben. Die Fürstin und Ljubow Ssergejewna saßen schweigend da; anscheinend hatten sie Lust, in den Streit einzugreifen, doch hielten sie sich zurück und überließen es, die eine — Warjenka, die andere — Dmitrij, das Wort für sie zu führen. Als ich hereintrat, warf mir Warjenka einen gleichgültigen Blick zu, der mir zeigte, daß das Gespräch sie sehr beschäftigte und daß es ihr ganz einerlei wäre, ob ich ihre Worte höre oder nicht. Die Fürstin, die offenbar auf Warjenkas Seite stand, sah mich ebenso gleichgültig an. Doch Dmitrij begann in meiner Anwesenheit noch eifriger zu streiten, und Ljubow Ssergejewna schien mein Eintritt gewissermaßen erschreckt zu haben; ohne sich an eine bestimmte Person zu wenden, sagte sie: „Die alten Leute mit ihrem Spruch haben recht: Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait.“

Diese Bemerkung machte zwar dem Streit kein Ende, doch deutete sie darauf hin, daß die Partei Ljubow Ssergejewnas und Dmitrijs im Unrecht war. Wenn es mich auch ein wenig verlegen machte, der kleinen Familienzwistigkeit beizuwohnen, war ich doch froh, die wahren Beziehungen innerhalb dieser Familie, wie sie der Streit

enthüllte, kennen zu lernen und zu empfinden, daß meine Anwesenheit sie nicht von einer Aussprache abschreckte.

Wie oft kommt es, daß man eine Familie jahrelang nur in der stets gleichen, trügerischen Hülle des Anstands kennt, so daß die wahren Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern uns ein Geheimnis bleiben. (Ich habe sogar bemerkt, daß, je undurchdringlicher und darum schöner die Hülle ist, umso häßlicher die wahren, verborgenen Beziehungen zu sein pflegen.) Aber manchmal wird ganz unerwarteterweise im Kreise der Familie eine scheinbar nichtige Frage berührt (über eine Spitze, einen Besuch, über die Pferde des Mannes), und ohne ersichtlichen Grund wird der Streit immer erbitterter, der Spielraum unter der Hülle wird für die Erörterung der Frage zu eng, zum Entsetzen der Streitenden selbst und zum Erstaunen der Anwesenden treten die wahren, häßlichen Beziehungen plötzlich zutage; ohne etwas zu verdecken, baumelt die Hülle zwecklos zwischen den kämpfenden Parteien und erinnert den zuschauenden Gast daran, wie lange er durch sie getäuscht wurde. Es ist oft weniger schmerzhaft, mit dem Kopf heftig gegen einen Balken der Decke zu rennen, als eine sehr empfindliche, kranke Stelle des Körpers nur ganz leise zu berühren. Eine solche empfindliche, kranke Stelle hat fast jede Familie. Diese empfindliche Stelle war bei der Nechljudowschen Familie Dmitrijs seltsame Liebe zu Ljubow Sfergesjewna, die bei seiner Schwester und Mutter, wenn nicht Neid, so doch ein Gefühl der Kränkung auslöste. Darum hatte für sie alle der Streit über Iwan Jakowlewitsch und den Aberglauben eine so ernste Bedeutung.

„Du gibst dir stets Mühe, in allem, was andere verspotten und verachten,“ sagte Warjenta mit ihrer wohltonenden Stimme und mit deutlicher Aussprache jedes einzelnen Lautes, „gerade in dem allem etwas ungewöhnlich Schönes zu sehen.“

„Erstens kann nur ein ganz leichtsinniger Mensch von Verachtung gegen einen so hervorragenden Mann wie Iwan Jakowlewitsch sprechen,“ sagte Dmitrij und zuckte krampfhaft mit dem Kopf in der der Schwester entgegengesetzten Richtung, und zweitens

bist du die, die sich bemüht, das Gute nicht zu sehen, das klar vor deinen Augen liegt."

Als Soffja Iwanowna zurückkehrte, warf sie abwechselnd auf ihren Neffen, ihre Nichte und mich erschrockene Blicke, öffnete zweimal den Mund, als sage sie in Gedanken etwas und seufzte schwer.

„Warja, bitte, lies schnell weiter,“ sagte sie, reichte ihr das Buch und klopfte zärtlich auf ihre Hand, „ich möchte unbedingt erfahren, ob er sie wiedergefunden hat.“ (Ich glaube, im Roman war gar keine Rede davon, daß er sie finden sollte.) „Und du, Mitja, verbinde dir lieber die Backe, mein Freund, es ist kühl, und du wirst wieder Zahnschmerzen kriegen,“ sagte sie, trotzdem er ihr, wohl deswegen, weil sie die Reihe seiner logischen Beweise unterbrach, einen unzufriedenen Blick zuwarf. Die Lektüre wurde fortgesetzt.

Der kleine Streit störte die Ruhe und die kluge Harmonie nicht, die dieser kleine, weibliche Kreis ausströmte.

Die logische, konsequente Denkungsart, die Einfachheit und Vornehmheit dieses kleinen Kreises, dem offenbar die Fürstin Marja Iwanowna Richtung und Charakter verlieh, bedeutete für mich etwas vollkommen Neues und Reizvolles. Dieser Charakter äußerte sich in der Schönheit, Sauberkeit und Gediegenheit aller Gegenstände, der Tischglocke, des Bucheinbands, der Sessel, der Tische, in der geraden, von einem Korsett unterstützten Haltung der Fürstin, in den offen zur Schau getragenen Locken des weißen Haares, in der Art, mich gleich beim ersten Zusammentreffen Nikolas zu nennen, und „er“ von mir zu sagen, in ihren Beschäftigungen, in der Lektüre, im Nähen und in der ungewöhnlichen Zartheit ihrer Hände. (Bei allen dreien hatte die Hand einen gemeinsamen Familienzug: die Innenseite der Handfläche war tiefrot und war durch eine unvermittelte, gerade Linie scharf von dem ungewöhnlich blendenden Weiß des Oberarmes getrennt.) Besonders aber zeigte sich dieser Charakter in der Art, wie alle drei russisch und französisch sprachen: jeder Laut wurde deutlich betont, jedes Wort, jeder Satz mit pedantischer Genauigkeit zu Ende gesprochen. Dies alles, ganz

besonders jedoch der Umstand, daß ich in dieser Gesellschaft ganz ernsthaft und einfach als Erwachsener behandelt wurde, daß man mir seine Meinung mitteilte und meine Äußerungen aufmerksam anhörte — ich war etwas Derartiges so wenig gewohnt, daß ich trotz der glänzenden Knöpfe und der blauen Aufschläge immer noch fürchtete, man könnte plötzlich zu mir sagen: „Glauben Sie etwa, man spricht im Ernst mit Ihnen? erst lernen Sie einmal gefälligst etwas!“ — das alles bewirkte, daß ich in dieser Gesellschaft nicht die geringste Schüchternheit empfand. Ich stand auf, wechselte meinen Platz, und sprach ohne Scheu mit jedermann, außer mit Warjenka, die gleich bei unserer ersten Bekanntschaft anzusprechen mir unpassend, ja unstatthaft schien.

Während des Lesens, als ich ihre angenehme, klangvolle Stimme hörte und bald sie, bald den sandigen Gartenpfad, auf dem sich dunkle, runde Regenflecke bildeten, bald wieder die Linden betrachtete, auf deren Blätter einzelne, wenige Regentropfen von dem blassen, blauschimmernden Rand der Gewitterwolke, die uns überrascht hatte, geräuschvoll herabstiehlten, und als ich die letzten glutroten Strahlen der untergehenden Sonne, die die regenfeuchten, dicht belaubten Birken beleuchtete, und dann wieder Warjenka ansah — entdeckte ich, daß sie gar nicht häßlich war, wie ich zuerst geglaubt hatte.

„Eigentlich ist es schade, daß ich schon verliebt bin,“ dachte ich, und daß Warjenka nicht Ssonjetschka ist. Wie schön wäre es, plötzlich ein Mitglied dieser Familie zu werden: Auf einmal bekäme ich eine Mutter, eine Tante, eine Frau! Während ich dies dachte, betrachtete ich unverwandt die lesende Warjenka und dachte, ich wolle sie hypnotisieren und sie müsse mich ansehen. Warjenka hob den Kopf vom Buche empor, sah mich an, unsere Blicke trafen sich, und sie wandte sich wieder ab.

„Der Regen will gar nicht aufhören,“ sagte sie.

Ich hatte plötzlich ein sonderbares Gefühl: Es fiel mir ein, daß, was sich jetzt mit mir ereignete, eine Wiederholung dessen war, was schon einmal mit mir vorgegangen war; daß auch damals, ganz

wie jetzt, ein leiser Regen niederrieselte, die Sonne hinter den Birken unterging, daß ich sie anblickte und daß sie las, daß ich sie hypnotisierte und daß sie auffah; ich glaubte mich sogar zu erinnern, daß dies sich schon vor langer Zeit einmal ereignet hätte.

Sollte sie ... es sein, dachte ich. Sollte es jetzt beginnen? — Aber ich kam bald zu dem Ergebnis, daß das nicht sie war, und daß es noch nicht begonnen hatte. Erstens ist sie nicht hübsch, dachte ich; sie ist ganz einfach ein Fräulein, mit dem ich auf die allgewöhnlichsten Art bekannt geworden bin; sie aber wird ein ungewöhnliches Wesen sein, mit dem ich an einem ungewöhnlichen Orte zusammentreffen werde. Und diese Familie gefällt mir nur deswegen so gut, weil ich noch nichts gesehen habe, so schloß ich; Familien sind wohl immer so, ich werde in meinem Leben noch sehr vielen solchen Familien begegnen.

24

Ich zeige mich von meiner vorteilhaftesten Seite

Während des Tees wurde das Lesen unterbrochen, und die Damen vertieften sich in ein Gespräch über mir unbekannt Personen und Verhältnisse, und dies, wie ich glaubte, nur, um mich trotz des lebenswürdigen Empfanges doch den Unterschied fühlen zu lassen, der in den Jahren und unserer gesellschaftlichen Stellung zwischen mir und ihnen bestand. Dafür bemühte ich mich, bei den allgemeinen Gesprächen, an denen ich teilnehmen konnte, mein Schweigen von vorhin wettzumachen und meinen ungewöhnlichen Verstand wie meine Originalität leuchten zu lassen, wozu ich mich schon wegen meiner Uniform verpflichtet fühlte. Als das Gespräch auf die Frage der Sommerwohnungen kam, erzählte ich plötzlich, der Fürst Iwanowitsch besitze in der Nähe von Moskau ein so schönes Sommerhaus, daß man aus Paris und London angereist käme, um es sich anzusehen; allein das Gitter dieses Hauses habe dreihundertachtzigtausend Rubel gekostet: Fürst Iwan Iwanowitsch sei ein naher

Verwandter von mir, ich hätte heute bei ihm gespeist, und er hätte mich dringend eingeladen, den ganzen Sommer bei ihm in seinem Hause zu verbringen; ich hätte abgelehnt, weil ich das Haus sehr gut kenne, öfters dagewesen wäre, und weil all die Gitter und Brücken mich nicht interessierten, denn ich könne den Luxus, besonders den auf dem Lande, nicht leiden. Auf dem Lande müsse es ganz ländlich sein... Nachdem ich diese höchst komplizierte Lüge ausgesprochen hatte, wurde ich verlegen und errötete, so daß alle merken mußten, daß ich gelogen hatte. Warjenta, die mir in diesem Augenblick eine Tasse Tee reichte, und Sofja Iwanowna, die mich angesehen hatte, während ich sprach, wandten sich beide von mir ab und gingen zu einem anderen Thema über, und dies mit einem Gesichtsausdruck, der mir bei guten Menschen oft begegnet ist, wenn ein junger Mensch ihnen geradezu ins Gesicht lügt, und der besagen will: „Wir wissen, daß er lügt; wozu tut er es nur, der Armste!...“

Ich hatte nur darum von Iwan Iwanowitschs Sommerhaus gesprochen, weil ich keinen besseren Vorwand fand, um meine Verwandtschaft mit Iwan Iwanowitsch und meinen heutigen Besuch bei ihm zu erwähnen; wozu ich aber von dem Gitter, das dreihundertachtzigtausend Rubel gekostet habe, gesprochen hatte, und wozu ich erzählt hatte, daß ich ihn oft in seinem Sommerhause besuchte, während ich nicht ein einziges Mal bei ihm gewesen sein konnte, denn er lebte entweder in Moskau oder in Neapel, was die Nechljudows sehr gut wußten, wozu ich das alles gesagt hatte, darüber kann ich mir durchaus keine Rechenschaft geben. Weder in meiner Kindheit noch in meinem Knabenalter noch später in reiferen Jahren habe ich jemals das Laster der Lüge an mir bemerkt; im Gegenteil, ich war eher zu wahrhaftig und aufrichtig; aber in dieser ersten Zeit meiner Jugendjahre überkam mich oft ohne jede ersichtliche Ursache das Verlangen, auf die verzweifeltste Weise zu schwindeln. Ich sage „auf die verzweifeltste Weise“, weil ich selbst bei solchen Gelegenheiten log, wo man mich sehr leicht ertappen konnte. Ich glaube, das eitle Verlangen, sich als ganz anderer Mensch zu zeigen als man wirklich ist, zugleich mit dem im Leben nie verwirklichten Wunsch, zu lügen,

ohne auf der Lüge ertappt zu werden, war die Hauptursache dieser sonderbaren Neigung.

Nach dem Tee, als der Regen vorüber war und das Wetter beim Aufsteigen der Abendröte still und klar wurde, schlug die Fürstin vor, in dem unteren Garten spazieren zu gehen und ihren Lieblingsplatz zu besichtigen. Ich blieb meinem Grundsatz treu, stets originell zu sein, und da ich der Meinung war, daß so gescheite Leute, wie ich und die Fürstin, über die banalen Höflichkeitsformen erhaben sein müßten, antwortete ich, daß ich nicht gern ohne ein bestimmtes Ziel spazieren gehe; und wenn ich es schon einmal täte, ginge ich am liebsten allein. Es kam mir gar nicht in den Sinn, daß meine Antwort einfach ungezogen war; es schien mir damals, so, wie es nichts Schändlicheres gebe als platte Komplimente, gebe es nichts Hübscheres und Originelleres als eine gewisse unhöfliche Offenheit. Aber ich ging dennoch, obwohl ich mit meiner Antwort sehr zufrieden war, mit der ganzen Gesellschaft spazieren.

Der Lieblingsplatz der Fürstin befand sich ganz unten in dem Teil des Gartens, der am dichtesten war, an einer kleinen Brücke, die über einen schmalen Teich führte. Die Aussicht war sehr begrenzt, aber sehr stimmungsvoll und anmutig. Wir sind so daran gewöhnt, Kunst und Natur zu verwechseln, daß uns oft Naturerscheinungen, die uns in der Malerei nicht begegnet sind, unnatürlich vorkommen, als sei die Natur unnatürlich; dagegen muten uns Naturerscheinungen, denen wir in der Malerei zu oft begegnen, langweilig und trivial an. Gewisse Landschaftsbilder, die ganz von einem Gedanken und einem Gefühl erfüllt sind, kommen uns pretentiös vor, wenn wir sie in der Wirklichkeit antreffen. Eine solche Aussicht eröffnete sich von dem Lieblingsplatz der Fürstin aus. Man sah einen kleinen, an den Ufern zugewachsenen Teich, hinter dem sich unmittelbar ein steiler Hügel erhob, bedeckt mit riesenhaften alten Bäumen und Sträuchern, die alle Schattierungen einer grünen Färbung aufwiesen, eine am Fuße des Hügel's stehende und tief über den Teich geneigte alte Birke, die sich mit einem Teil ihrer dicken Wurzeln an dem feuchten Ufer des Teiches festklammerte, ihren Gipfel aber auf eine hohe, schlanke Espe stützte

und ihre krausen Zweige über die glatte Fläche des Teiches herabhängen ließ, der diese hängenden Zweige und das Grün des Ufers widerspiegelte.

„Wie entzückend!“ sagte die Fürstin und schüttelte den Kopf. Diese Worte waren an keinen von uns im besonderen gerichtet.

„Ja, das ist wunderschön, erinnert aber allzusehr an eine Dekoration,“ sagte ich, um zu zeigen, daß ich in allem meine eigene Meinung habe.

Als hätte sie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr die Fürstin fort, den Anblick zu genießen; sie wandte sich an ihre Schwester und Ljubow Sfergejewna und machte sie auf einzelne Punkte aufmerksam; ein schief herabhängender Zweig und sein Spiegelbild gefielen ihr ganz besonders. Ich habe beobachtet, daß Menschen, die die Fähigkeit zur Liebe besitzen, selten für Naturschönheiten empfänglich sind. Ljubow Sfergejewna, die ebenfalls von der Aussicht entzückt war, fragte unter anderem: „Wodurch hält sich diese Birke? Wie lange wird sie wohl noch stehen?“ und sah sich fortwährend nach ihrem Hündchen um, das mit dem buschigen Schwanz wedelte und mit seinen krummen Beinen so geschäftig auf der Brücke hin und her lief, als sei es zum erstenmal in seinem Leben außerhalb des Hauses. Dmitrij begann mit seiner Mutter eine sehr logische Auseinandersetzung darüber, daß eine Landschaft mit einem beschränkten Horizont nicht schön sein könne. Warjenka sagte kein Wort. Als ich sie ansah, stand sie im Profil zu mir, auf das Geländer der kleinen Brücke gestützt, und blickte vor sich hin. Etwas schien sie sehr in Anspruch zu nehmen und sogar lebhaft zu bewegen, denn sie stand selbstvergessen da, ohne an sich oder daran zu denken, daß man sie ansah. In ihren großen Augen lag eine so gespannte Aufmerksamkeit, eine so ruhige und ungetrübte Nachdenklichkeit, in ihrer Haltung war so viel Ungezwungenes, ja trotz ihres kleinen Wuchses sogar etwas Erhabenes, daß ich wieder von einer Art Erinnerung an sie erfaßt wurde und mich fragte: Sollte es jetzt doch beginnen? Und wieder antwortete ich mir, daß ich in Ssonjetschka verliebt sei, und daß Warjenka ja nur ein Fräulein, die Schwester meines Freundes sei.

Sie gefiel mir aber in diesem Augenblick, und darum verspürte ich den unbestimmten Wunsch, ihr etwas Unangenehmes zu sagen oder anzutun.

„Weißt du, Dmitrij“, sagte ich zu meinem Freund und trat näher an Warjanka heran, damit sie mich hören konnte, „ich finde, auch wenn es hier keine Mücken gäbe, gäbe es nichts Hübsches an dieser Stelle; so aber,“ fügte ich hinzu, indem ich mir auf die Stirne schlug und tatsächlich eine Mücke zerdrückte, „ist es hier ganz und gar nicht schön.“

„Sie sind wohl kein Freund der Natur,“ sagte Warjanka, ohne den Kopf zu wenden.

„Ich finde, daß das eine müßige, nutzlose Beschäftigung ist,“ antwortete ich, befriedigt darüber, daß ich ihr doch eine kleine und dazu noch originelle Bosheit sagen konnte. Warjanka zog für einen Augenblick mit dem Ausdruck des Bedauerns ihre Brauen in die Höhe und fuhr fort, ruhig vor sich hin zu blicken.

Ich wurde ärgerlich über sie, dennoch aber kamen mir später noch öfters und ganz unerwartet das graue, verblichene Geländer der kleinen Brücke, auf das sie sich stützte, das Spiegelbild des schiefen Astes und der vorgeneigten Birke im dunklen Teich, das zu den herabhängenden Zweigen emporzustreben schien, der Sumpferuch, die zerdrückte Mücke auf meiner Stirn, Warjankas nachdenklicher Blick und ihre stolze und überlegene Haltung in Erinnerung.

Dmitrij

Als wir nach Hause zurückgekehrt waren, weigerte sich Warjanka zu singen, was sie sonst gewöhnlich jeden Abend tat, und ich war eingebildet genug, diese Weigerung auf mich zu beziehen und anzunehmen, daß sie durch meine Worte auf der Brücke veranlaßt war. Nechljudows pflegten kein Abendbrot zu essen und gingen früh auf ihre Zimmer, dieses Mal aber begaben Dmitrij und ich uns

noch früher als gewöhnlich auf sein Zimmer, da er, wie Sofja Iwanowna vorausgesagt hatte, Zahnschmerzen bekam. Überzeugt davon, daß ich alle Anforderungen, die die blaue Uniform und die blanken Knöpfe an mich stellten, erfüllt und daß ich allen gefallen hatte, befand ich mich in guter, sehr zufriedener Stimmung; Dmitrij dagegen war infolge des Strettes und der Zahnschmerzen sehr düster und schweigsam. Er setzte sich an den Tisch und zog seine Hefte hervor: ein Tagebuch und noch ein Heft, in das er Eintragungen darüber zu machen pflegte, was er den Tag über getrieben hatte und womit er sich noch zu beschäftigen gedachte; unaufhörlich das Gesicht verziehend und sich mit der Hand an die Backe fahrend, machte er ausführliche Aufzeichnungen in diesen Heften.

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ schrie er das Stubenmädchen an, das im Auftrage Sofja Iwanownas kam, um ihn zu fragen, wie es mit seinem Zahnschmerz stünde und ob er nicht einen heißen Umschlag wünsche. Dann sagte er zu mir, daß mein Bett gleich gemacht werden und daß er gleich zurückkommen werde, worauf er sich zu Ljubow Sergejewna begab.

Wie schade, daß Warjenska nicht hübsch und nicht Ssonjetschka ist, dachte ich verträumt, als ich allein im Zimmer blieb. Wie schön wäre es, nach Absolvierung der Universität hierher zu kommen und ihr meine Hand anzutragen. Ich würde sagen: Fürstin, ich bin nicht mehr jung, ich kann nicht mehr leidenschaftlich lieben, ich werde Sie aber stets gern haben, wie eine liebe Schwester. — Sie achte ich schon jetzt, würde ich zur Mutter sagen, und Sie, Sofja Iwanowna, schätze ich sehr, glauben Sie mir. Sagen Sie mir einfach und aufrichtig: „Wollen Sie meine Frau werden?“ — „Ja.“ — Und sie würde mir die Hand reichen, ich würde sie drücken und dabei sagen: „Meine Liebe äußert sich nicht in Worten, sondern in Taten. Wie wäre es, fiel mir ein, wenn Dmitrij sich in Ljubotschka verliebte, sie ist ja bereits in ihn verliebt, — und wenn er den Entschluß faßte, sie zu heiraten? Dann müßte einer von uns unverheiratet bleiben, — ausgezeichnet! Ich täte dann folgendes: Ich würde das sofort

merken, würde nichts davon verlauten lassen, zu Dmitrij hingehen und ihm sagen: „Vergeblich verbergen wir unsere Gefühle voreinander, mein Freund: du weißt, meine Liebe zu deiner Schwester wird nur mit meinem Tode enden; aber ich weiß alles; du hast mich meiner besten Hoffnung beraubt, hast mich unglücklich gemacht; weißt du aber, wie Nikolaj Irtenjew sich dafür rächt, daß man ihn für sein ganzes Leben unglücklich macht? . . . Hier hast du meine Schwester,“ und ich würde ihm Ljubotschkas Hand reichen. Er würde sagen: „Nein, um keinen Preis!“ — Ich aber würde sagen: „Fürst Nechljudow, Sie bemühen sich vergeblich, großmütiger als Nikolaj Irtenjew zu sein! Niemand kann großmütiger sein, als Nikolaj Irtenjew!“ Ich würde mich verbeugen und hinausgehen. Dmitrij und Ljubotschka würden mir mit tränenfeuchten Augen nachlaufen und mich anflehen, mein Opfer zurückzunehmen. Und ich würde einwilligen und würde glücklich sein können, wenn ich nur in Warjenka verliebt wäre . . . Diese Träume waren so angenehm, daß ich Lust hatte, sie meinem Freunde mitzuteilen, doch trotzdem wir uns gegenseitig volle Aufrichtigkeit versprochen hatten, fühlte ich, ich weiß nicht warum, daß es mir physisch unmöglich wäre, mit ihm davon zu sprechen.

Dmitrij kam von Ljubow Ssergejewna mit Tropfen gegen Zahnschmerzen, die sie ihm gegeben hatte, zurück; er war aber noch leidender und darum noch düsterer.

Das Bett war noch nicht gemacht, und ein kleiner Junge, Dmitrijs Diener, kam, um zu fragen, wo ich schlafen würde.

„Zum Teufel mit dir!“ schrie Dmitrij und stampfte mit dem Fuß. — „Waska! Waska! Waska!“ schrie er, die Stimme noch lauter erhebend, als der Junge hinausgegangen war. „Waska! Mach für mich das Bett auf dem Fußboden.“

„Nein, ich werde lieber auf dem Fußboden schlafen,“ sagte ich.

„Ist ja ganz gleich, mach das Bett irgendwo zurecht!“ fuhr Dmitrij in demselben ärgerlichen Ton fort. „Waska! Warum machst du das Bett nicht?“

Aber Waska schien nicht zu verstehen, was man von ihm wollte, und rührte sich nicht vom Fleck.

„Nun? Warum stehst du da und rührst dich nicht? Waska! Waska!“ schrie Dmitrij und geriet plötzlich in Wut.

Waska begriff noch immer nicht und stand ängstlich da, ohne sich zu rühren.

„Du willst mich wohl umbringen . . . Du willst mich wohl toll machen?“

Er sprang vom Stuhl auf, lief auf den Jungen zu und gab ihm mit aller Kraft mehrere Faustschläge auf den Kopf; Waska rannte, so schnell er konnte, aus dem Zimmer. Dmitrij blieb an der Türe stehen und sah sich nach mir um; der wütende und grausame Ausdruck, der einen Augenblick lang sein Gesicht entstellte hatte, verschwand, und an seine Stelle trat ein so milder, verschämter und kindlich liebenswürdiger Ausdruck, daß er mir leid tat und ich mich nicht entschließen konnte, so sehr es mich auch danach drängte, mich wegzuwenden. Er sagte nichts; schweigsam wanderte er lange durch das Zimmer, sah mich ab und zu an, als hätte er mich um Verzeihung, holte dann das Heft hervor, trug etwas ein, zog den Rock aus, legte ihn ordentlich zusammen, ging in die Ecke, wo das Heiligenbild hing, faltete seine großen, weißen Hände über der Brust und begann zu beten. Er betete so lange, daß Waska inzwischen Zeit fand, die Matratze zu bringen und sie auf meine flüsternd erteilte Anordnung hin auf die Erde zu legen. Ich zog mich aus und legte mich ins Bett auf dem Fußboden, während Dmitrij noch immer betete. Als ich den etwas gebeugten Rücken Dmitrijs und seine Fußsohlen sah, die etwas Ergebenes und Demütiges an sich hatten, wenn sie bei seinen tiefen Verneigungen zum Vorschein kamen, wurde mir Dmitrij noch lieber als vorher, und ich dachte: Soll ich ihm das, was ich von unseren Schwestern gedacht habe, sagen oder nicht? — Als Dmitrij mit dem Beten fertig war, legte er sich neben mich aufs Bett, stützte den Kopf auf den Ellbogen und sah mich lange und schweigend mit einem freundlichen und beschämten Blick an. Das fiel ihm schwer, doch er schien sich strafen zu wollen. Ich sah ihn an und lächelte. Er lächelte auch.

„Warum sagst du mir nicht,“ fragte er, „daß ich häßlich gehandelt habe? Du hast doch eben daran gedacht?“

„Ja“, sagte ich; obwohl ich an etwas anderes gedacht hatte, schien es mir, ich hätte wirklich daran gedacht: „Ja, das war sehr häßlich, ich hätte so etwas von dir gar nicht erwartet,“ sagte ich und fand in diesem Augenblick ein besonderes Vergnügen daran, ihn zu duzen. — „Was machen deine Zähne?“ fügte ich hinzu.

„Der Schmerz ist vorbei. Ach, Nikolenta, mein Freund,“ sagte Dmitrij so zärtlich, daß ich in seinen glänzenden Augen Tränen zu sehen glaubte! „Ich weiß, ich fühle, wie schlecht ich bin, und Gott sieht, wie sehr ich mich danach sehne, wie sehr ich ihn darum anflehe, daß er mir helfe, besser zu werden: was soll ich aber machen, wenn ich einen so unglücklichen, einen so widerwärtigen Charakter habe? Was soll ich machen? Ich gebe mir Mühe, mich zusammenzunehmen, mich zu bessern, man kann es aber nicht mit einemmal, und wenn man auf sich allein angewiesen ist, erreichen. Man muß von irgend einer Seite Unterstützung, Hilfe bekommen. Ljubow Sfergejewna — die versteht mich, und sie hat mir schon sehr, sehr viel geholfen. Ich weiß aus meinen Notizen, daß ich mich in diesem Jahre sehr gebessert habe. Ach, Nikolenta, mein Herzensfreund!“ fuhr er mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit fort. „Wieviel bedeutet doch der Einfluß einer Frau wie sie! Mein Gott, wie schön wird es sein, wenn ich selbständig sein und einen Freund wie sie haben werde! In ihrer Nähe bin ich ein ganz anderer Mensch!“

Dann entwickelte mir Dmitrij die Pläne für seine Heirat, für das Leben auf dem Lande und für die ständige Arbeit an der eigenen Bervollkommnung.

„Ich werde auf dem Lande leben, du wirst zu mir kommen, vielleicht bist du dann auch mit Ssonjetschka verheiratet,“ fuhr er fort, „und unsere Kinder werden zusammen spielen. Wenn dies alles auch kindisch und lächerlich scheint, es wird doch einmal so kommen.“

„Warum nicht! Sogar höchstwahrscheinlich,“ sagte ich und lächelte, während ich daran dachte, daß es doch besser wäre, wenn ich seine Schwester heiraten würde.

„Weißt du, was ich dir sagen will?“ fuhr Dmitriß nach kurzem Schweigen fort. „Du bildest dir doch nur ein, du seist in Ssonjetschka verliebt; das ist doch Unsinn, wie ich sehe, und du weißt noch gar nicht, was ein echtes Gefühl ist.“

Ich erwiderte nichts, denn ich war beinahe derselben Ansicht. Wir schwiegen eine Weile.

„Du hast wohl bemerkt, daß ich heute wieder in einer ekkligen Verfassung war und einen häßlichen Streit mit Warja gehabt habe. Das war mir nachher sehr unangenehm, ganz besonders, weil du dabei warst. Sie denkt zwar über vieles nicht so, wie es sich gehört, doch sie ist ein nettes Mädchen, sie ist sehr lieb, du wirst ja sehen, wenn du sie näher kennen lernst!“

Der Übergang von der Bemerkung, daß ich nicht verliebt sei, zum Lob seiner Schwester machte mir außerordentliche Freude. Ich errötete, sagte aber dennoch kein Wort von seiner Schwester, und wir plauderten über andere Dinge. „Nun, jetzt wollen wir aber schlafen,“ sagte er. „Ja“, antwortete ich, „aber nur noch ein Wort.“

„Nun?“

„Es ist eine Lust zu leben!“ sagte ich.

„Es ist eine Lust zu leben,“ antwortete er in solch einem Tone, daß ich im Dunkeln seine heiteren, zärtlichen Augen und sein kindliches Lächeln zu sehen glaubte.

Auf dem Lande

Am folgenden Tage reisten Wolodja und ich mit Postpferden auf's Land.

Unterwegs ging ich meine Moskauer Eindrücke wieder durch und dachte an Ssonjetschka, aber erst spät abends, als wir schon fünf Stationen hinter uns hatten. Es ist doch sonderbar, dachte ich, daß ich verliebt bin und ganz vergessen habe, daran zu denken; jetzt will ich aber an sie denken. Und ich dachte an sie, wie man auf der Reise

zu denken pflegt, unzusammenhängend, aber lebhaft, und ich geriet so tief in meine Grübeleien hinein, daß ich es noch auf dem Lande zwei Tage lang für notwendig hielt, allen Angehörigen traurig und gedankenvoll zu erscheinen, ganz besonders aber Katsjenta, die ich für eine große Kennerin derartiger Angelegenheiten hielt und der ich eine leise Andeutung über den Zustand, in dem sich mein Herz befand, gemacht hatte. Aber trotz aller Anstrengungen, mich vor den anderen und vor mir selbst zu verstellen, mir alle äußeren Merkmale der Verliebtheit, wie ich sie in diesem Zustande bei anderen beobachtet hatte, zuzulegen, dachte ich doch nur in den ersten zwei Tagen, und auch da nicht beständig, vorzugsweise jedoch abends daran, daß ich verliebt sei, und schließlich vergaß ich, sobald ich in das neue Geleise des Landlebens und der ländlichen Beschäftigungen hineingeraten war, meine Liebe zu Ssonjetschka ganz und gar.

Wir kamen nachts in Petrowskoje an, und ich schlief so fest, daß ich weder das Haus noch die Birkenallee noch jemand von den Angehörigen sah, die alle schon längst auf ihren Zimmern waren und schliefen. Der alte Foka schob, gebeugt, barfuß, in einer Art wattierten Frauensacke und mit einer Kerze in der Hand den Türriegel zurück. Als er uns sah, begann er vor Freude zu zittern, küßte uns auf die Schulter, griff nach seinem Rock und kleidete sich an. Den Flur und die Treppe durchschritt ich noch im Halbschlaf; aber das Türschloß im Vorzimmer, der Riegel, der schiefe Fußboden, die Truhe, der alte wie in früheren Zeiten mit Talg betropfte Leuchter, die Schatten des krummen, kalten, eben erst angezündeten Dochts der Talgkerze, das stets staubige Doppelfenster, das niemals ausgehoben wurde und hinter dem, wie ich mich erinnerte, Ebereschen wuchsen, all dies war mir so vertraut, so voll von Erinnerungen, so harmonisch und, gleichsam durch einen einzigen Gedanken miteinander verbunden, daß ich mich plötzlich von dem Reiz dieses alten, lieben Hauses ergriffen fühlte. Unwillkürlich regte sich in mir die Frage: Wie konnten wir, ich und das Haus, so lange getrennt voneinander bleiben? — Ich lief eilig in die anderen Zimmer, um zu sehen, ob auch sie die gleichen geblieben waren. Alles war wie früher,

aber alles schien kleiner, niedriger, ich aber schien größer, dicker, plumper geworden zu sein. Aber auch so, wie ich jetzt war, nahm mich das Haus freudig in seine Arme auf und weckte in mir durch jede seiner Ecken, jedes seiner Fenster, durch jede Treppenstufe zahllose Bilder, Empfindungen und Erinnerungen an die unwiederbringliche, glückliche Vergangenheit. Wir kamen in das Schlafzimmer, wo wir als Kinder geschlafen hatten. All die Schreckbilder der Kindheit lauerten wieder im Dunkel der Ecken und der Türen; wir durchschritten den Salon, die alte, ruhige, zärtliche, mütterliche Liebe war über alle Gegenstände in diesem Zimmer gebreitet; wir gingen durch den Saal, und es schien, als habe die lärmende, sorglose Kinderfröhlichkeit die ganze Zeit über in diesem Raum gewohnt und nur darauf gewartet, wieder zum Leben erweckt zu werden. Soka führte uns ins Sofazimmer und machte dort für uns die Betten zurecht; der Spiegel, der Wandschirm, das alte Heiligenbild aus Holz, jede Unebenheit an der mit weißem Papier beklebten Wand, alles schien von Leiden, vom Tod, von etwas Unwiderruflichem zu sprechen.

Wir legten uns zu Bett, und Soka verließ uns, nachdem er uns gute Nacht gewünscht hatte.

„In diesem Zimmer ist doch maman gestorben?“, sagte Wolodja.

Ich antwortete ihm nicht und tat, als ob ich schlief. Hätte ich ein Wort gesagt, ich wäre in Weinen ausgebrochen. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, saß Papa, noch unangezogen, in Hausschuhen und Schlafrock, die Zigarre zwischen den Lippen, an Wolodjas Bett und plauderte heiter lachend mit ihm. Mit vergnügtem Achselzucken sprang er auf, kam zu mir, klopfte mir mit seiner großen Hand auf den Rücken, hielt mir seine Wangen hin und drückte sie an meine Lippen.

„Nun, Diplomat, das ist ja vortrefflich, ich danke dir“, sagte er mit der ihm eigenen scherzhaften Zärtlichkeit und sah mich mit seinen kleinen, glänzenden Augen an. „Wolodja sagt, du hast die Prüfung gut bestanden, wie ein rechter Kerl. Na, das ist schön. Wenn du keine Dummheiten machst, wirst du in meinen Augen auch ein tüchtiger Kerl sein. Ich danke dir, mein Freund! Jetzt beginnt ein schönes

Leben; im Winter siedeln wir vielleicht nach Petersburg über; schade nur, daß es mit der Jagd vorbei ist, ich hätte euch damit ein Vergnügen machen können; verstehst du es, mit der Flinte auf die Jagd zu gehen, Woldemar? Im Winter, so Gott will, siedeln wir nach Petersburg über, ihr werdet dort Menschen sehen, Verbindungen anknüpfen, ihr seid ja schon große Jungens. Eben habe ich es zu Woldemar gesagt: Ihr habt jetzt euren eigenen Weg beschritten, meine Pflicht ist zu Ende, ihr könnt jetzt euren Weg allein machen, mich aber könnt ihr zu Räte ziehen, ihr könnt mich nach allem fragen, ich bin nicht mehr euer Erzieher, sondern euer Freund, ich möchte jedenfalls euer Freund, Kamerad und Berater sein, wo ich nur kann, und sonst nichts. Stimmt das mit deiner Philosophie überein, Koko? Wie? Habe ich recht oder nicht? Sag!"

„Nun erzähle mal, warst du auch bei allen Verwandten? Bei den Twins? Hast du den Alten gesehen? Was hat er zu dir gesagt?“ fragte er mich aus. „Warst du auch beim Fürsten Iwan Iwanowitsch?“

Und wir plauderten so lange, ohne uns anzukleiden, bis die Sonne schon durch die Fenster unseres Zimmers schien und Jakob (der trotz seines Alters noch immer die Finger auf seinem Rücken bewegte und „wiederum“ sagte) in unser Zimmer kam und Papa meldete, der Wagen sei vorgefahren.

„Wohin fährst du?“ fragte ich Papa.

„Ach, das hätte ich beinahe vergessen“ antwortete er mit ärgerlichem Achselzucken und hüstelnd. „Ich habe den Jepifanow versprochen, heute hinzukommen. Erinnerst du dich noch an Fräulein Jepifanow, la belle Flamande? . . . Sie war zu Besuch bei eurer maman. Das sind nette Leute.“ Und Papa, der, wie mir schien, verlegen mit der Achsel zuckte, ging aus dem Zimmer.

Ljubotschka war während unseres Geplauders mehrere Male an die Türe gekommen und hatte gefragt: „Darf man zu euch hinein?“ Aber jedesmal rief ihr Papa durch die Türe zu: „Nein, keineswegs, wir sind noch nicht angezogen.“

„Was schadet das? Ich habe dich doch schon im Morgenrock gesehen!“

„Du darfst aber deine Brüder nicht ohne die ‚Unausprechlichen‘ sehen“, rief er ihr zu, „genügt es dir, wenn jeder von ihnen an deine Türe klopft? Klopft, Jungens! Es schickt sich nicht einmal, daß sie mit dir sprechen, solange du allein angezogen bist!“

„Ihr seid unausstehlich! Kommt doch wenigstens schnell in den Salon. Mimi möchte euch so gerne sehen!“ rief Ljubotschka durch die Türe.

Sobald Papa das Zimmer verlassen hatte, zog ich schnell den Studentenrock an und ging in den Salon; Wolodja dagegen beeilte sich nicht, er blieb lange oben sitzen und unterhielt sich mit Jakob darüber, wo man Bekassen und Sumpfschnepfen antreffen könne. Ich habe schon erzählt, daß er nichts in der Welt mehr fürchtete als Zärtlichkeiten gegenüber dem Brüderchen, Schwesterchen oder dem Väterchen, wie er sich ausdrückte; während er jede Gefühlsäußerung zu vermeiden suchte, verfiel er in das andere Extrem und legte eine Kälte an den Tag, die manchen, der ihre Ursache nicht kannte, empfindlich verletzte. Im Vorzimmer begegnete ich Papa, der mit hastigen, kleinen Schritten nach seinem Wagen eilte. Er trug seinen neuen, modernen Moskauer Rock und roch stark nach Parfüm. Als er mich sah, nickte er mir heiter zu, als ob er sagen wollte: „Nicht wahr, fein!“ und wieder überraschte mich der glückselige Ausdruck seiner Augen, der mir schon gleich am Morgen aufgefallen war.

Der Salon war noch immer der gleich freundliche Raum mit dem hellbraunen englischen Klavier und den großen, offenstehenden Fenstern, durch die man auf heitere, grüne Bäume und rotgelbe Gartenwege hinaus sehen konnte. Ich tauschte mit Mimi und Ljubotschka Küsse aus; als ich mich aber Katsjenka näherte, fiel mir ein, es paßte sich nicht mehr, sie zu küssen, und ich blieb errötend und schweigend vor ihr stehen. Katsjenka aber ließ nicht die geringste Verlegenheit erkennen, reichte mir ihr weißes Händchen und gratulierte mir zum Eintritt in die Universität. Als Wolodja ins Zimmer trat, erging es ihm bei Katsjenkas Begrüßung genau so wie mir. Es war wirklich schwer zu sagen, wie wir, die wir zusammen aufgewachsen waren und uns während dieser Zeit täglich gesehen hatten, uns jetzt

beim Wiedersehen nach der ersten Trennung benehmen sollten. Katsjenka errötete mehr als wir alle; Wolodja war nicht im mindesten verlegen, er verneigte sich leicht vor ihr und ging auf Ljubotschka zu; nachdem er mit ihr ein paar halb scherzhafte Worte gewechselt hatte, ging er allein irgendwohin spazieren.

29

Unser Verhältnis zu den Mädchen

Wolodja hatte ein merkwürdiges Verhältnis zu den Mädchen, es interessierte ihn, ob sie satt waren, ob sie gut geschlafen hätten, ob sie keine Fehler im Französischen machten, deretwegen er sich vor Fremden hätte schämen müssen; es kam ihm aber nicht in den Sinn, ob sie auch etwas Menschenwürdiges dachten oder fühlten, und noch weniger gab er die Möglichkeit zu, mit ihnen über irgend etwas sprechen zu können. Wenn sie sich zufällig einmal mit einer ernstesten Frage an ihn wandten (was sie übrigens nach Möglichkeit zu vermeiden suchten), wenn sie ihn um seine Meinung über irgend einen Roman, über sein Universitätsstudium fragten, schnitt er ihnen eine Frage und entfernte sich schweigend oder antwortete mit einem unmöglichen französischen Satz, wie „komm se tri joli,“ oder er machte ein ernstes, absichtlich blödes Gesicht und sprach mit verschleierte Augen sinnlose Worte, die in keiner Beziehung zu der Frage standen, wie „Prost Mahlzeit“ oder „Nun sind sie losgefahren“ oder „Sauerkraut“ oder irgend etwas anderes dieser Art. Wenn es mir im Gespräch mit ihm passierte, daß ich Worte wiederholte, die Ljubotschka oder Katsjenka geäußert hatten, sagte er stets zu mir:

„Hm! Du läßt dich mit ihnen in Gespräche ein. Ich sehe schon, du bist noch recht grün.“

Man mußte ihn in einem solchen Augenblick sehen und hören, um die tiefe, unüberwindliche Verachtung richtig zu beurteilen, die in diesem Satz zum Ausdruck kam. Wolodja war schon seit zwei

Jahren ein Erwachsener, er verliebte sich unaufhörlich in alle hübschen Frauen, denen er begegnete; aber trotzdem fiel es ihm nicht ein, sich in Katsjenka zu verlieben, die er jeden Tag sah, die schon seit zwei Jahren ein langes Kleid trug und mit jedem Tag schöner wurde. Ob es daher kam, daß die profaischen Kindheits Erinnerungen: das Lineal, das Laken usw., noch frisch in seinem Gedächtnis hafteten, oder ob es von der Scheu junger Männer gegen alles, was mit der häuslichen Umgebung zusammenhängt oder von der allgemein menschlichen Schwäche herrührte, das Gute und Schöne, das so nahe liegt, von sich zu weisen und sich zu sagen: So etwas finde ich noch oft im Leben, — genug, Wolodja sah auf jeden Fall in Katsjenka noch nicht das Weib.

Wolodja langweilte sich offenbar den ganzen Sommer über sehr; seine Langeweile war die Folge seiner Verachtung gegen uns, die er, wie ich schon sagte, gar nicht zu verbergen suchte. Sein ständiger Gesichtsausdruck schien zu sagen: Welche Langeweile! Und kein Mensch, mit dem man ein Wort wechseln kann! — Er pflegte morgens entweder mit der Flinte auf die Jagd zu gehen oder, ohne sich anzukleiden, bis zum Mittagessen in seinem Zimmer vor einem Buch zu sitzen. War Papa nicht zu Hause, so erschien er auch bei Tisch mit einem Buche, das er während des Essens las, ohne ein Wort mit uns zu sprechen, so daß es uns beinahe vorkam, als hätten wir ihm etwas angetan. Abends streckte er sich im Salon mit den Füßen auf dem Sofa aus, schlief, auf einen Arm gestützt, oder verzapfte mit dem ernstesten Gesicht von der Welt den größten Unsinn, der zuweilen die Grenzen des Anstandes überschritt; Mimi ärgerte sich in solchen Fällen und bekam rote Flecken im Gesicht, wir aber hätten uns tollachen können; allein außer Papa und mir würdigte er niemand von seinen Angehörigen eines ernstesten Gesprächs. Unwillkürlich ahmte ich in meinem Verhältnis zu den Mädchen meinem Bruder nach, obwohl ich Zärtlichkeiten weniger verabscheute als er und meine Verachtung den Mädchen gegenüber bei weitem nicht so tiefgehend und unerschütterlich war. Aus Langeweile versuchte ich sogar, in diesem Sommer Katsjenka und Lju-

botščka näherzutreten und mich mit ihnen zu unterhalten; jedesmal aber stieß ich bei ihnen auf einen solchen Mangel an jeglicher Fähigkeit, logisch zu denken, auf eine solche Unkenntnis der Dinge, wie Geld, Universitätsstudium, Krieg usw. und auf eine solche Gleichgültigkeit gegen jede Auseinandersetzung über solche Dinge, daß diese Versuche meine unvoreteilhafte Meinung von ihnen noch verstärkten.

Eines Abends übte Katsjenka, wie ich mich erinnere, zum hundertsten Male einen unerträglich langweiligen Lauf auf dem Klavier ein. Wolodja lag im Halbschlummer auf dem Sofa im Salon und brummte mit einer gewissen boshaften Ironie, ohne sich direkt an jemand zu wenden: „Tüchtig draufgehauen! . . . Pianistin! . . . Beethoven! (Diesen Namen sprach er mit besonderer Ironie aus) . . . mit Schmiß . . . noch mal! . . . so ist's recht . . . usw.“ Katsjenka und ich saßen am Teetisch, und Katsjenka brachte, ich weiß nicht mehr wie, das Gespräch auf ihr Lieblingsthema, die Liebe. Ich war in der Stimmung, zu philosophieren, und definierte herablassend die Liebe als das Bestreben, das im anderen zu finden, was man selbst nicht besitzt usw. Aber Katsjenka gab mir zur Antwort, daß das keine Liebe sei, wenn ein Mädchen daran denke, einen reichen Mann zu heiraten, daß nach ihrer Meinung Geld Nebensache sei, und daß wahre Liebe nur die sei, die einer Trennung standhalten könne (ich verstand, daß sie auf ihre Liebe zu Dubkow anspielte). Wolodja, der unser Gespräch wohl gehört hatte, stützte sich auf den Ellbogen und rief fragend: „Katsjenka, Russen?“

„Ewig kommst du mit deinem Unsinn!“ sagte Katsjenka.

„Mitten durch?“ fuhr Wolodja mit deutlicher Betonung jedes Vokals fort. Ich mußte zugeben, daß Wolodja recht hatte.

Unabhängig von den allgemeinen, bei einzelnen Menschen mehr oder weniger entwickelten geistigen und seelischen Fähigkeiten und unabhängig vom künstlerischen Gefühl gibt es noch eine innerliche, in bestimmten Kreisen der Gesellschaft und ganz besonders in Familien entwickelte Fähigkeit, die ich als eine Art Verständnis bezeichnen möchte. Das Wesen dieser Fähigkeit besteht in einem gleich-

artigen Gefühl des Maßes und in einer gleichartigen, einseitigen Betrachtung der Dinge. Zwei Menschen, die demselben Kreis oder derselben Familie angehören und diese Fähigkeit besitzen, lassen nur bis zu einer gewissen Grenze die Äußerung eines Gefühls zu; über diese hinaus erscheint beiden alles als Phrase. Gleichzeitig bemerken sie, wo das Lob aufhört und die Ironie beginnt, wo die Begeisterung endet und die Heuchelei anfängt, was Menschen mit einem anders gerichteten Verständnis ganz anders deuten können. Menschen mit einem gleichgerichteten Verständnis fällt jeder Gegenstand gleichmäßig auf, vorwiegend durch seine lächerliche, seine schöne oder seine häßliche Seite. Zur Erleichterung dieses gleichgerichteten Verständnisses schaffen sich die Menschen desselben Kreises oder derselben Familie eine eigene Sprache, eigene Redewendungen, ja sogar Worte, die Begriffsschattierungen bezeichnen, wie sie für andere gar nicht existieren. In unserer Familie hatte sich zwischen Papa und uns Brüdern diese Verständnisfähigkeit im höchsten Grade entwickelt. Dubkow paßte ebenfalls gut in unseren Kreis und hatte Verständnis für unsere Art; Dmitrij war trotz größerer Klugheit weniger dafür empfänglich. Allein nur Wolodja und ich, die wir beide unter gleichen Verhältnissen aufgewachsen waren, hatten diese Fähigkeit bis zu einer solchen Feinheit ausgebildet. Auch Papa war längst hinter uns zurückgeblieben und vieles, was uns so klar war, wie daß zwei mal zwei vier ist, konnte er nicht verstehen. So zum Beispiel hatten Wolodja und ich folgende Worte mit ganz besonderen Bedeutungen geprägt: „Rosine“ bedeutete das eitle Verlangen, zu zeigen, daß man Geld habe; „Beule“ (wobei man zwei Finger zusammenlegen und das „B“ besonders betonen mußte) bedeutete etwas Frisches, Gesundes, Anmutiges und doch nicht gedehnt-Schneidiges; ein Hauptwort in der Mehrzahl bedeutete eine ungerechte Bevorzugung des betreffenden Gegenstandes usw. Im übrigen aber hing die Bedeutung mehr von dem Gesichtsausdruck, von dem ganzen Gesprächszusammenhang ab, so daß, welchen neuen Ausdruck der eine für eine neue Schattierung auch erfinden mochte, der andere ihn bei der geringsten Anspielung sofort und mit Leichtigkeit verstand.

Den Mädchen fehlte unsere Verständnißfähigkeit, und dies war die Hauptursache unsres moralischen Zwiespaltes und der Verachtung, die wir ihnen entgegenbrachten.

Vielleicht hatten sie ihre eigene Auffassung, aber diese entsprach so wenig der unseren, daß wir darin schon die Phrase witterten, was für sie echtes Gefühl, daß unsere Ironie für sie Wahrheit war usw. Damals aber verstand ich nicht, daß sie in dieser Hinsicht ganz schuldlos waren, und daß dieser Mangel an Verständniß sie nicht hinderte, hübsche und kluge Mädchen zu sein, und ich verachtete sie. Nachdem ich einmal auf den Gedanken gekommen war, möglichst offen zu sein, und diesen Gedanken bis zum äußersten zu verwirklichen suchte, beschuldigte ich die ruhige, vertrauensselige Ljubotschka der Heimlichtuerei und Heuchelei, da sie keinerlei Neigung zur Durchforschung und Prüfung aller ihrer Gedanken und seelischen Regungen hatte. Daß Ljubotschka z. B. allabendlich Papa zur Nacht mit dem Zeichen des Kreuzes segnete, daß sie und Katsjenka in der Kapelle weinten, wenn ein Trauergottesdienst für Mama stattfand, daß Katsjenka beim Klavierspielen seufzte und die Augen verdrehte, all dies erschien mir als die äußerste Heuchelei, und ich fragte mich: Wann haben sie denn gelernt, wie Erwachsene zu heucheln, warum schämen sie sich dessen nicht?

Mein Zeitvertreib

Trotzdem trat ich unseren jungen Damen in diesem Sommer näher als in früheren Jahren dank der in mir erwachten Leidenschaft für die Musik. Im Frühling hatte sich bei uns ein Nachbar vorgestellt, ein junger Mann, der, kaum daß er den Salon betrat, dauernd das Klavier anblickte und ihm unmerklich mit dem Stuhle näherrückte, während er sein Gespräch mit Mimi und Katsjenka fortsetzte. Nach einigen Bemerkungen über das Wetter und über die Annehmlichkeiten des Landlebens, brachte er geschickt das

Gespräch auf den Klavierstimmer, auf die Musik, auf das Klavier, erklärte schließlich, daß er spiele und spielte auch sofort drei Walzer, wobei Ljubotschka, Mimi und Katsjenka an dem Klavier standen und ihn ansahen. Dieser junge Mann besuchte uns nie wieder, aber mir hatte sein Spiel, seine Haltung am Klavier und die Art, wie er sein Haar zurückwarf, sehr gefallen, besonders aber die Bewegung, mit der seine linke Hand die Oktaven griff, wobei er den Daumen und den kleinen Finger eine Oktave weit auseinander hielt, dann wieder langsam einander näherte und wieder schnell von einander trennte. Diese graziöse Handbewegung, die ungewohnte Haltung, das Zurückwerfen des Haars und die Aufmerksamkeit, die unsere Damen seinem Talente schenkten, brachten mich auf den Gedanken, auch Klavier spielen zu lernen. Infolgedessen kam ich zu der Überzeugung, daß ich Talent und Neigung zur Musik hätte, und so begann ich denn mit dem Studium des Klavierspiels. Ich handelte also wie Millionen Männer und noch mehr Frauen, die Musik treiben ohne einen guten Lehrer, ohne den wahren Beruf zur Kunst, ohne die geringste Vorstellung davon zu haben, was die Kunst bieten kann und wie man an sie herantreten muß, wenn sie etwas bieten soll. Mir war die Musik oder vielmehr das Klavierspiel lediglich ein Mittel, junge Damen durch mein tiefes Gefühl zu entzücken. Zuerst lernte ich mit Katsjenkas Hilfe die Noten und machte Übungen mit meinen dicken Fingern, was ich übrigens zwei Monate lang mit einem solchen Eifer tat, daß ich sogar bei Tisch auf dem Knie und nachts auf dem Kissen mit dem widerspenstigen Ringfinger Übungen machte; dann begann ich, „Stücke“ zu spielen und spielte sie natürlich mit Gefühl, *avec âme*, was Katsjenka mir auch zugab, aber gänzlich ohne Takt.

Die Wahl der Stücke war die übliche — Walzer, Galopps, Romanzen, Arrangements usw. — von jenen lebenswürdigen Komponisten, dessen Stücke jeder Mensch von etwas gesundem Geschmack in einem Musikaliengeschäft aus einem Haufen schöner Sachen mit den Worten herausgreift: „Da sehen Sie, was Sie nicht spielen dürfen, denn etwas Schlechteres, Geschmack- und Sinnloseres ist

niemals auf Notenpapier niedergeschrieben worden," und wie man sie, wohl gerade deswegen, auf dem Klavier jeder jungen Dame in Rußland vorfindet. — Zwar besaßen wir auch die unglückselige, von unseren jungen Damen für ewige Zeiten verunstaltete „Sonate Pathétique" und die cis-moll-Sonate von Beethoven, die Ljubotschka zur Erinnerung an maman spielte, und noch andere gute Sachen, deren Einübung ihr ihr Moskauer Lehrer zur Aufgabe gemacht hatte, doch waren auch Werke dieses Lehrers dabei, gänzlich sinnlose Märsche und Galopps, die Ljubotschka gleichfalls spielte. Katjenka und ich liebten ernste Sachen nicht; wir bevorzugten „Le fou" und „Die Nachtigall", die Katjenka so spielte, daß man ihre Finger kaum mehr sehen konnte, und die auch ich schon ziemlich kräftig und fließend zu spielen begann. Ich hatte mir die Handbewegung des jungen Mannes zu eigen gemacht und bedauerte oft, daß kein Fremder da war, der mein Spiel bewundern konnte. Bald aber zeigte sich, daß Liszt und Kalcbrenner meine Kräfte überstiegen, und ich sah die Unmöglichkeit ein, mit Katjenka Schritt zu halten. Darum bildete ich mir ein, die klassische Musik sei leichter, und gelangte teilweise aus Originalitätssucht zu der Ansicht, daß mir die gelehrte deutsche Musik gefalle; ich geriet in Entzücken, wenn Ljubotschka die „Sonate pathétique" spielte, obgleich ich diese Sonate in Wahrheit völlig satt hatte, begann selbst Beethoven zu spielen und sprach seinen Namen mit einem langen e aus. Trotz all dieser Verworrenheit und Heuchelei schlummerte in mir, wie ich mich erinnere, etwas wie Talent, denn oft rührte mich die Musik zu Tränen, und ich konnte die Stücke, die mir gefielen, auch ohne Noten auf dem Klavier nachspielen; hätte mich damals jemand gelehrt, die Musik als Selbstzweck zu betrachten, als selbständigen Genuß und nicht als Mittel, junge Damen durch die Geschicklichkeit und Gefühlstiefe des Spiels zu entzücken, dann wäre ich vielleicht ein wirklich guter Musiker geworden.

Die Lektüre französischer Romane, die Wolodja in Massen mitgebracht hatte, war in diesem Sommer meine zweite Beschäftigung. Damals wurden Romane modern, wie der Graf von Monte Christo

und die verschiedenen „Geheimnisse“, und ich verschlang Sue, Dumas und Paul de Kock. Alle, selbst die unnatürlichsten Personen und Ereignisse, waren für mich so lebendig wie die Wirklichkeit; ich wagte es nicht, den Verfasser der Lüge zu verdächtigen, da der Verfasser für mich gar nicht existierte; aus dem gedruckten Buch traten lebendige, wirkliche Menschen und Ereignisse vor mich hin. Wenn ich auch nie Menschen begegnete, die den Romanhelden ähnelten, so zweifelte ich doch keinen Augenblick daran, daß es solche geben müsse.

Wie ein Hypochonder beim Lesen eines medizinischen Buches in sich die Anzeichen aller möglichen Krankheiten wiederfindet, so entdeckte ich bei mir all die geschilderten Leidenschaften und eine Ähnlichkeit mit allen Charakteren, Helden und Bösewichtern eines jeden Romans. Mir gefielen in diesen Romanen die verschlagenen Gedankengänge, die glühenden Gefühle, die zauberhaften Geschehnisse und die ausgeprägten Charaktere, — war einer gut, so war er durch und durch gut; war einer böse, so war er durch und durch böse, — genau so, wie ich mir die Menschen in meiner ersten Jugend vorgestellt hatte; was mir ungemein gefiel, war auch das, daß dies alles in französischer Sprache geschrieben war, daß ich die edlen Worte, die die edlen Helden sprachen, behalten und bei Gelegenheit einer edlen Tat anwenden konnte. Wieviel französische Phrasen habe ich mit Hilfe dieser Romane erdacht, um sie bei einer Begegnung mit Kolskitow oder ihr gegenüber anzuwenden, wenn ich ihr endlich einmal begegnen und meine Liebe erklären würde. Ich bereitete mich darauf vor, ihnen Dinge zu sagen, die sie vernichtet hätten, wenn sie mich hörten. Auf Grund der Romane schuf ich mir auch neue Ideale sittlicher Vorzüge, denen ich nachstreben wollte. Vor allem wollte ich in allen meinen Handlungen „noble“ sein (ich sage „noble“ und nicht „edel“, denn das französische Wort hat eine andere Bedeutung, was die Deutschen begriffen haben, da sie das Wort „nobel“ gebrauchen, ohne es mit dem Begriff „ehrlieh“ zu vermischen), dann wollte ich leidenschaftlich sein und endlich, wozu ich auch schon vorher neigte, möglichst *comme il faut*. Sogar

in meinem Aeußeren und in meinen Gewohnheiten bemühte ich mich, den Helden ähnlich zu werden, die einen dieser Vorzüge besaßen. Ich entsinne mich, daß in einem der hundert Romane, die ich in diesem Sommer las, ein äußerst leidenschaftlicher Held mit buschigen Augenbrauen vorkam, und ich hatte ein solches Verlangen, ihm in meinem Aeußeren ähnlich zu sein (moralisch fühlte ich mich ihm vollkommen gleich), daß ich beim Betrachten meiner Augenbrauen vor dem Spiegel auf den Gedanken kam, sie etwas abzuschneiden, um ihr Wachstum zu fördern; als ich aber mit dem Schneiden begann tat ich an einer Stelle des Guten zu viel, nun mußte ich das Ganze ausgleichen, und das endete damit, daß ich mich zu meinem Schrecken im Spiegel ganz ohne Brauen und insofgedessen sehr häßlich fand. Ich tröstete mich jedoch mit der Hoffnung, daß mir bald dichtere Augenbrauen wachsen würden, wie jenem leidenschaftlichen Helden; was mir nur Sorge bereitete, war, was ich meinen Angehörigen sagen sollte, wenn sie mich ohne Brauen sahen. Ich verschaffte mir etwas von Wolodjas Schießpulver, rieb mir damit die Brauen ein und zündete sie an. Das Pulver explodierte zwar nicht, doch sah ich so aus, als ob ich mich verbrannt hätte; niemand kam hinter meine Schliche, und als ich längst meinen leidenschaftlichen Helden vergessen hatte, waren meine Augenbrauen tatsächlich viel dichter geworden.

Comme il faut

Im Verlaufe meiner Erzählung habe ich schon öfter auf einen Begriff angespielt, der dieser französischen Redensart entspricht; ich halte es jetzt für angebracht, diesem Begriff ein ganzes Kapitel zu widmen, der einer der verderblichsten, verlogenen Begriffe war, die in meinem Leben eine Rolle spielten und die mir Erziehung und Gesellschaft eingeimpft hatten.

Man kann das Menschengeschlecht in eine Anzahl von Gattungen einteilen, in Reiche und Arme, in Gute und Böse, in Zivil- und

Militärpersonen, in Kluge und Dumme usw., doch hat jeder Mensch unbedingt sein bevorzugtes Einteilungsprinzip, demgemäß er unbewußt jede neue Person einordnet. Mein bevorzugtes Einteilungsprinzip für die Menschen während der Zeit, von der ich spreche, war dies: in Menschen *comme il faut* und *comme il ne faut pas*. Die zweite Gattung zerfiel noch in Menschen, die eigentlich nicht *comme il faut* sind und in das einfache Volk. Die Menschen *comme il faut* achtete ich und hielt sie für würdig, auf gleicher Stufe mit mir zu stehen; die anderen gab ich vor, zu verachten, in Wirklichkeit aber haßte ich sie und fühlte mich von ihnen persönlich gekränkt; die dritten existierten für mich nicht, — ich verachtete sie vollkommen. Mein *comme il faut* bestand vor allem und hauptsächlich in einem guten Französisch und besonders in einer vortrefflichen Aussprache. Ein Mensch, der eine schlechte französische Aussprache hatte, erweckte in mir sofort das Gefühl des Hasses. „Wozu sprichst du wie wir, wenn du es nicht kannst?“ fragte ich ihn in Gedanken mit giftigem Spott. Die zweite Voraussetzung des *comme il faut* waren lange, gepflegte und saubere Fingernägel; die dritte war die Kunst, sich zu verbeugen, zu tanzen und sich zu unterhalten; die vierte und wichtigste Voraussetzung war die Gleichgültigkeit gegen alles und der ständige Ausdruck einer gewissen vornehmen, herablassenden Langeweile. Außerdem gab es noch allgemeine Merkmale, an denen ich, ohne mit einem Menschen gesprochen zu haben, erkannte, zu welcher Gattung er gehörte. Zu diesen Merkmalen gehörten außer der Zimmereinrichtung, den Handschuhen, der Handschrift, der Equipage: hauptsächlich die Füße. Das Verhältnis der Stiefel zu den Beinkleidern entschied in meinen Augen sofort über die Stellung eines Menschen. Stiefel ohne Absatz mit eckiger Spitze und eng auslaufende Beinkleider ohne Steg verrieten einen einfachen Mann: Stiefel mit schmaler, runder Spitze und Absatz und eng auslaufende Beinkleider mit Steg, die fest am Fuße anlagen, oder breit auslaufende Beinkleider mit Steg, die wie ein Baldachin die Stiefelspitze überwölbten, verrieten einen Menschen *mauvais genre* usw.

Seltzam, daß ich, der ich mich doch für das *comme il faut* gar

nicht eignete, diesen Begriff so tief in mir trug. Vielleicht war er auch deswegen so tief bei mir eingewurzelt, weil es mich die größte Mühe kostete, ihn mir anzueignen. Es ist schrecklich, daran zu denken, wieviel ich von der unschätzbaren, schönsten Zeit, der Zeit um das sechzehnte Lebensjahr herum vergeudet habe, um mir diese Eigenschaft zu erwerben. Allen, denen ich darin nachahmte — Wolodja, Dubkow und dem größten Teil meiner Bekannten — schien das sehr leicht zu fallen. Ich betrachtete sie mit Neid und plagte mich insgeheim mit meiner französischen Aussprache, mit der Kunst, jemand zu grüßen, ohne ihn anzusehen, eine Unterhaltung zu führen, zu tanzen, allem Gleichgültigkeit und Langeweile entgegenzubringen, ab; ich plagte mich mit meinen Nägeln ab, wobei ich mir mit der Schere ins Fleisch schnitt, — und trotz allem fühlte ich, wieviel Mühe ich noch anwenden mußte, um das Ziel zu erreichen. Das Zimmer, der Schreibtisch, die Equipage — dieß alles ließ sich um keinen Preis so herrichten, daß es *comme il faut* war; obwohl ich, trotz meiner Abneigung gegen praktische Angelegenheiten, dieser Beschäftigung aufs eifrigste nachging. Den anderen schien alles ganz mühelos zu gelingen, als könnte es nicht anders sein. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, nachdem ich mich sehr angestrengt und auch vergeblich mit meinen Nägeln abgemüht hatte, Dubkow, dessen Nägel sich in einem erstaunlich guten Zustande befanden, fragte, ob er schon lange solche Nägel hätte, und was er dafür getan habe. Dubkow gab mir zur Antwort: „So lange ich mich entsinnen kann, habe ich nichts dafür getan, um dieß zu erreichen, und ich verstehe nicht, wie ein anständiger Mensch andere Nägel haben kann.“ Diese Antwort betrückte mich sehr. Damals wußte ich noch nicht, daß es eine der wichtigsten Voraussetzungen des *comme il faut* ist, sich die Bemühungen nicht merken zu lassen, durch die man es erreicht. Das *comme il faut* war für mich nicht nur ein Verdienst von großer Bedeutung, eine schöne Eigenschaft, eine Vollkommenheit, die ich zu erreichen strebte, es war für mich eine unumgängliche Lebensbedingung, ohne die es weder Glück noch Ruhm noch sonst etwas Gutes auf Erden geben könne. Ich hätte weder einen berühmten

Schauspieler noch einen Gelehrten noch einen Wohltäter der ganzen Menschheit geachtet, wenn er nicht *comme il faut* gewesen wäre. Der Mensch *comme il faut* stand höher als sie, stand außer allem Vergleich mit ihnen; er überließ es ihnen, Bilder zu malen, Musik zu machen, Bücher zu schreiben, Gutes zu tun; ja er lobte sie sogar dafür — warum sollte er auch nicht das Gute loben, wo immer man es fand! — doch er konnte sich nicht auf eine Stufe mit ihnen stellen, er war *comme il faut* und sie nicht, und das genügte. Mir scheint sogar, wenn ein Bruder, eine Mutter oder ein Vater von uns nicht *comme il faut* gewesen wäre, so hätte ich gesagt, es sei zwar ein Unglück, aber es könne zwischen mir und ihnen keine Gemeinschaft geben. Doch weder der Verlust der kostbaren Zeit, die mich die beständige Sorge kostete, alle für mich so schwierigen Voraussetzungen des *comme il faut* zu erfüllen, was jede ernste Begeisterung für eine Sache ausschloß, noch der Haß und die Verachtung gegen neun Zehntel des ganzen Menschengeschlechts, noch der Mangel an Aufmerksamkeit für alles Schöne, das außerhalb des *comme-il-faut*-Kreises geschieht, all das war noch nicht das Hauptübel, das mir dieser Begriff verursachte. Das Hauptübel bestand in der Überzeugung, das *comme il faut* bedeute die unabhängige Stellung in der Gesellschaft, und der Mensch brauche sich nicht zu bemühen, Beamter, Zimmermann, Soldat oder Gelehrter zu sein, wenn er nur *comme il faut* sei, und er erfülle schon seine Bestimmung, sobald er nur diese unabhängige Stellung erreicht habe, ja er stehe damit sogar höher als die meisten Menschen. In einer bestimmten Zeit seiner Jugend kommt der Mensch nach vielen Irrtümern und Illusionen gewöhnlich in die Lage, tätigen Anteil am gesellschaftlichen Leben nehmen zu müssen; er wählt irgend ein Arbeitsgebiet und widmet sich ihm; doch bei dem Menschen *comme il faut* geschieht das selten. Ich kannte und kenne sehr viele alte, stolze, selbstbewußte Leute, die sehr schroff in ihren Urteilen sind und die, wenn sie im Jenseits gefragt würden: „Wer bist du? Und was hast du geleistet?“ nichts anderes antworten könnten als: „Je fus un homme très *comme il faut*.“

Dieses Schicksal stand mir bevor.

Jünglingsjahre

Trotz dieser Begriffsverwirrung, die in meinem Kopfe herrschte, war ich in diesem Sommer sehr jung und unschuldig, ich fühlte mich frei und darum fast glücklich.

Oft stand ich früh auf. (Ich schlief in freier Luft auf der Terrasse, und die hellen, schrägen Strahlen der Morgensonne weckten mich.) Schnell zog ich mich an, nahm ein Handtuch und einen französischen Roman unter den Arm und ging zum Fluß, um im Schatten des Birkenwäldchens, das eine halbe Werst vom Hause entfernt war, zu baden. Dort legte ich mich an einer schattigen Stelle ins Gras und las; nur selten erhob ich die Augen vom Buche, um die Wasserfläche zu betrachten, die im Schatten eine violette Färbung hatte und die der Morgenwind leicht kräuselte. Mein Auge ruhte auf den gelblichen Roggenfeldern am anderen Ufer und ergöhte sich am hellroten Morgenglanz der Sonnenstrahlen, der die weißen Stämme der Birken immer tiefer vergoldete, die sich eine hinter der anderen verbargen und im fernen Waldesdickicht meinen Augen entschwanden, und ich genoß das Bewußtsein der frischen Jugendkraft des Lebens, die die ganze Natur rings um mich her in gleicher Weise ausströmte wie ich selbst. Wenn am Himmel graue Morgenwölkchen standen und es mich nach dem Bade fror, ging ich häufig abseits vom Wege durch Feld und Wald und badete mit Genuß meine Stiefel und Füße im frischen feuchten Tau. Dann träumte ich lebhaft von den Helden des letzten Romans, den ich gelesen hatte, und ich sah mich selbst bald als Feldherrn, bald als Minister oder als ungewöhnlichen Kraftmenschen oder als leidenschaftlichen Mann, und mit einem gewissen Schauer blickte ich unaufhörlich umher und hoffte, plötzlich irgendwo auf einer Lichtung oder hinter einem Baume ihr zu begegnen. Wenn ich auf solchen Wanderungen Bauern und Bäuerinnen bei der Arbeit antraf, empfand ich stets, obgleich „das einfache Volk“ für mich nicht existierte, unbewußt eine starke Verlegenheit, und ich bemühte mich, von ihnen nicht gesehen zu werden.

Wenn es schon heiß zu werden begann und unsere Damen noch immer nicht zum Tee erschienen, ging ich häufig in den Gemüse- oder Obstgarten, um die reifen Früchte zu genießen. Diese Beschäftigung machte mir das größte Vergnügen. Biswellen ging ich tief in den Obstgarten, in das Dickicht der hohen Himbeersträucher hinein. Über mir spannte sich der grelle, glühende Himmel, und rings umher umschloß mich das blasse, stachelige Grün der mit Unkraut durchwachsenen Himbeersträucher. Dunkelgrüne Nesseln mit dünnen, blühenden Köpfchen strebten schlank in die Höhe; breitblättrige Disteln mit unnatürlich violetten, stacheligen Blüten überragten in wildem Wachstum meinen Kopf und die Himbeersträucher und reichten zusammen mit den Nesseln an manchen Stellen bis an die weit ausladenden, blaßgrünen Zweige der alten Apfelbäume, auf deren Wipfel, die unmittelbar der heißen Sonne ausgesetzt waren, runde, noch grüne, wie Elfenbein glänzende Äpfel reiften. Unten wand sich ein junger Himbeerstrauch, fast trocken und blattlos, der Sonne entgegen; das grüne Stachelgras und die jungen Kletten zwängten sich durch das vorjährige Laub und grüntem saftig und taugetränkt im ewigen Schatten, als wüßten sie nicht, daß im Blattwerk des Apfelbaumes die heitere Sonne spielt.

In diesem Dickicht ist es immer feucht, riecht es nach einem ewigen, dunklen Schatten, nach Spinnweben, nach Fallobst, das schon geschwärzt auf der feuchten Erde liegt, nach Himbeeren, oft auch nach der Waldwanze, die man unversehens zusammen mit einer Beere verschluckt, worauf man schnell eine zweite nach isst. Dringt man weiter in das Dickicht vor, so scheucht man die Sperlinge auf, die immer darin wohnen; man hört ihr hastiges Zwitschern und das Anschlagen ihrer kleinen, eiligen Flügel gegen die Zweige, man hört das Summen der honigtragenden Biene, die sich nicht von der Stelle bewegt, irgendwo den Gartenweg entlang die Schritte des Gärtners, des Narren Altm, und sein ewiges, leises Brummen. Man denkt: „Sicher! Weder er noch sonst jemand in der Welt wird mich hier finden! . . .“ und mit beiden Händen pflückt man rechts und links von den weißen, kegelförmigen Stengeln die saftigen Beeren ab

und verschluckt sie eine nach der anderen mit Genuß. Die Beine sind bis über die Knie hinauf ganz naß, der Kopf steckt voll des furchtbarsten Unsinnß (tausendmal hintereinander wiederholt man in Gedanken: „Ma=a=a-al zwa=a=a-anzig, ma=a-al sie-ie-leben“); die Arme und die Beine werden einem durch die feuchten Hosen hindurch von Brennesseln verbrannt; die das Dickicht durchbrechenden Sonnenstrahlen brennen einem auf den Kopf hernieder; die Ekstase ist einem längst vergangen, doch man sitzt noch immer im Dickicht, schaut umher, lauscht, sinnt, pflückt automatisch die schönsten Beeren ab und schluckt sie hinunter.

Gegen elf Uhr ging ich gewöhnlich in den Salon, meist nach dem Tee, wenn die Damen schon bei ihrer Arbeit saßen. Das erste Fenster ist mit einem ungebleichten Leinenvorhang verhängt, die grelle Sonne dringt hindurch und wirft glänzende Feuerflecke auf alles, so daß einen die Augen schmerzen, wenn man sie ansieht; dicht daneben steht ein Stickerahmen, über dessen weiße Leinwand schläfrige Fliegen spazieren. An dem Rahmen sitzt Mimi, schüttelt immer wieder ärgerlich den Kopf und rückt von einer Stelle zur anderen, um der Sonne auszuweichen, die, sich irgendwo einen Weg bahrend, bald auf ihr Gesicht, bald auf ihre Hand einen feurigen Streifen wirft. Die Rahmen der anderen drei Fenster werfen ihren Schatten auf den Boden, der hellbeleuchtete, geschlossene Vierecke umschließt; auf einem dieser Vierecke, die sich auf dem ungestrichenen Fußboden des Salons abzeichnen, liegt nach alter Gewohnheit Milka, spitzt die Ohren und beobachtet die auf dem grellen Viereck umherkriechenden Fliegen. Katsjenka strickt oder liest auf dem Sofa und wehrt ungeduldig mit ihren weißen, im hellen Sonnenschein ganz durchsichtigen Händchen die Fliegen ab oder schüttelt ärgerlich ihr Köpfchen, um eine zappelnde Fliege zu verscheuchen, die sich in ihr dichtes, goldenes Haar verirrt hat. Tsubotschka wandert entweder, die Hände auf dem Rücken, durch das Zimmer und wartet, bis alle in den Garten hinuntergehen, oder sie spielt auf dem Klavier ein Stück, von dem mir jeder Ton längst bekannt ist. Ich setze mich irgendwohin, lausche der Musik oder der Vorlesung und warte, bis ich selbst am Klavier Platz nehmen kann.

Nach dem Mittagessen würdige ich die Mädchen bisweilen eines gemeinsamen Spazierrittes (zu Fuß zu gehen, vertrug sich meiner Ansicht nach weder mit meinem Alter noch mit meiner gesellschaftlichen Stellung). Unsere Spazierritte, bei denen ich sie meist an seltsame Ortschaften und Schluchten führte, waren sehr angenehm. Manchmal erlebten wir Abenteuer, bei denen ich meine Schneidigkeit zeigen konnte, und die Damen rühmten meine Reitkunst, meine Kühnheit und betrachteten mich als ihren Beschützer. Abends, wenn keine Gäste da waren, setzte ich mich nach dem Tee, den wir in der schattigen Galerie einnahmen, und nach einem Spaziergang durch die Felder mit Papa auf meinen alten Platz in den Lehnstuhl und hörte mir Katsjenkas oder Ljubotschkas Musik an und las und träumte wie in alten Zeiten. Mitunter, wenn ich allein im Salon geblieben war und Ljubotschka irgend ein altes Stück spielte, legte ich unwillkürlich das Buch beiseite, schaute durch die geöffnete Balkontür in die geringelten, herabhängenden Zweige der hohen Birken, auf die sich schon der Abend Schatten herabsenkte, und in den klaren Himmel, wo sich, wenn man aufmerksam hinsah, plötzlich etwas wie ein staubiges, gelbliches Fleckchen zeigte und wieder verschwand. Ich horchte auf die Töne der Musik, die aus dem Saale kamen, auf das Knarren des Tores, auf die Stimmen der Weiber und der ins Dorf zurückkehrenden Herde, und plötzlich erstanden lebhaft in meiner Erinnerung Natalja Ssawischna, maman und Karl Iwanowitsch, — und ich wurde für einen Augenblick traurig. Doch mein Herz war damals so voller Leben und Hoffnungen, daß die Erinnerung mich nur mit einem Flügel streifte und weiterflog.

Nach dem Abendbrot, manchmal auch nach einem nächtlichen Spaziergang durch den Garten mit irgend jemand — ich fürchtete mich, allein durch die dunklen Alleen zu gehen — legte ich mich auf dem Fußboden der Galerie schlafen, was mir trotz der Millionen nächtlicher Mücken, die mich belästigten, großes Vergnügen machte. Beim Vollmond durchwachte ich oft ganze Nächte, saß auf meiner Matratze, beobachtete Licht und Schatten, lauschte auf die Stille und die Töne, träumte von vielen Dingen, vorwiegend aber von

dem schönen Glück der Wollust, das mir damals als das höchste Lebensglück erschien, und war traurig, weil es mir bisher nur in der Phantasie begegnet war. Manchmal, wenn alle auf ihre Zimmer gegangen und die Lichter aus dem Salon in die oberen Stuben gebracht worden waren, wo man Frauenstimmen und das Geräusch der sich öffnenden und schließenden Fenster hörte, begab ich mich nach der Galerie, ging dort auf und nieder und lauschte gierig auf jeden Laut, der aus dem einschlummernden Hause kam. Solange es noch eine kleine, unbegründete Hoffnung auf ein reales wenn auch unvollkommenes Glück gibt, das ich mir wünsche, vermag ich es noch nicht, mir ruhig ein erträumtes Glück auszumalen.

Bei jedem Geräusch, wenn ich die Schritte nackter Füße auf dem Fußboden hörte, bei jedem Hüfteln oder Seufzen, beim Klappern der Fenster oder Rauschen eines Kleides sprang ich aus meinem Bett, lauschte wie ein Dieb, spähte hinaus und geriet ohne ersichtlichen Grund in Aufregung. Allmählich verschwanden die Lichter in den oberen Fenstern, das Geräusch der Schritte und Stimmen verstummte und wurde durch ein Schnarchen abgelöst, der Nachtwächter begann, an das Brett zu klopfen, der Garten wurde dunkler und teilweise auch wieder heller, wenn die roten Lichtstreifen, die aus den Fenstern fielen, verschwanden. Aus dem Büffetzimmer wanderte das letzte Licht ins Vorzimmer und warf einen hellen Lichtschein über den mit Tau bedeckten Garten. Durch das Fenster sah ich die gebückte Gestalt Fokas, der sich in seiner Nachtsacke, mit einer Kerze in der Hand, seinem Bette näherte. Oft fand ich ein großes, aufregendes Vergnügen darin, durch das feuchte Gras in dem schwarzen Schatten des Hauses zu schleichen, an das Fenster des Vorzimmers heranzutreten und mit verhaltenem Atem dem Schnarchen des Laufjungen und dem Achzen Fokas zu lauschen, der sich unbeobachtet glaubte, und seine greisenhafte Stimme zu hören, mit der er noch lange Gebete hersagte. Endlich wurde auch sein Licht ausgelöscht, das Fenster zugeschlagen, und ich blieb ganz allein; ich sah mich scheu nach allen Seiten um, ob sich nicht irgendwo neben einem Blumenbeet oder neben meinem Bett eine weiße

Frau zeige, und rannte auf meine Galerie hinauf. Endlich legte ich mich ins Bett, das Gesicht dem Garten zugewandt, deckte mich möglichst vollständig zu, um mich vor den Mücken und Fledermäusen zu schützen, sah in den Garten, lauschte auf die Stimmen der Nacht und träumte von Liebe und Glück.

Da bekam alles für mich einen anderen Sinn: der Anblick der alten Birken, die auf der einen Seite hellglänzend mit ihren geringelten Zweigen unter dem mondhellen Himmel dalagen, auf der anderen die Sträucher und den Gartenweg in ihren düsteren schwarzen Schatten hüllten, sowie der ruhige, prächtige und gleichmäßig wie ein Ton anschwellende Glanz des Teiches, der Schimmer des Mondes, die Taupropfen auf den Blumen vor der Galerie, die ihre anmutigen Schatten quer über die grauen Rabatten warfen, der Wachtelschlag hinter dem Teich, die Stimme eines Mannes auf der Landstraße und das leise, kaum hörbare Knarren zweier alten Birken, die einander berührten, das Summen einer Mücke, das unter der Decke dicht an meinem Ohr ertönte, das Herabfallen eines Apfels, der an einem Ast hängen geblieben war, auf das dürre Laub und das Hüpfen der Frösche, die manchmal bis an die Stufen der Terrasse kamen und geheimnisvoll mit ihren grünlichen Rücken im Mondlicht glänzten, — all das bekam für mich einen seltsamen Sinn, den Sinn einer fast übermächtigen Schönheit und eines unvollendeten Glückes. Und dann erschien sie mit ihrem langen, schwarzen Zopf, einem hohen Busen, immer traurig und schön, mit ihren nackten Armen und ihren wollüstigen Umarmungen. Sie liebte mich, und für einen Augenblick ihrer Liebe brachte ich mein ganzes Leben zum Opfer. Doch der Mond stieg höher und höher, heller und heller am Himmel empor, der prächtige Glanz des Teiches, der langsam und gleichmäßig anschwell wie ein Ton, wurde immer stärker, die Schatten wurden immer schwärzer, das Licht immer durchsichtiger, und während ich in all dies hineinblickte und hineinhorchte, sagte eine Stimme in mir, daß sie mit ihren nackten Armen und mit ihren glühenden Umarmungen bei weitem nicht das ganze Glück darstelle, daß die Liebe zu ihr bei weitem nicht die ganze Glückselig-

feit sei; und je länger ich in den hohen, vollen Mond blickte, desto höher erschien mir die wahre Schönheit und das wahre Glück, desto reiner und Ihm desto näher, Ihm, der Quelle alles Schönen und alles Glückes, und Tränen einer unbefriedigten, doch mich tief bewegenden Freude traten mir in die Augen.

Noch immer war ich allein, und noch immer war es mir, als ob die geheimnisvolle erhabene Natur, die magnetisch zu sich heranziehende, helle Mondscheibe, die merkwürdigerweise ganz hoch an einer nicht zu bestimmenden Stelle des blaßblauen Himmels stehen geblieben war, gleichzeitig aber an allen Orten zu sein und den ganzen unermesslichen Raum zu erfüllen schien, und auch ich, dieser erbärmliche, schon mit allen kleinlichen, jämmerlichen, menschlichen Leidenschaften besleckte Wurm, in dem dennoch etwas von der unendlichen mächtigen Kraft der Liebe lebte — noch immer war es mir in solchen Augenblicken, als wären die Natur, der Mond und ich selbst nur ein einziges Wesen.

33

Die Nachbarn

Ich war sehr erstaunt, als Papa schon am Tage unserer Ankunft unsere Nachbarn, die Jepifanows, als angenehme Menschen bezeichnete, noch mehr aber hatte es mich gewundert, daß er ihnen einen Besuch machte. Wir lagen mit den Jepifanows seit langem wegen eines Grundstücks im Streit. Schon als kleines Kind hatte ich mehr als einmal gehört, wie Papa sich über diesen Streit ärgerte, auf die Jepifanows schimpfte und verschiedene Leute zu sich kommen ließ, um sich, wie ich damals glaubte, ihnen gegenüber zu verteidigen; ich hatte gehört, wie Jakob sie „unsere Feinde“ und „Schreckgespenster“ nannte, ich erinnere mich noch, wie maman gebeten hatte, diese Leute nie in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart zu erwähnen . . .

Diese Eindrücke meiner Kindheit hatten in mir eine so feste und klare Vorstellung davon geweckt, die Jepifanows seien unsere Feinde,

bereit, nicht bloß Papa, sondern auch seinen Sohn, wenn er in ihre Hände gerieth, abzuschlachten oder zu erwürgen, ja sie seien buchstäblich Schreckgespenster, daß ich, als ich in mamans Todesjahre Awdotja Wassiljewna Jepifanow, la belle Flamande, die maman pflegte, sah, kaum glauben konnte, sie gehöre zu der Familie der Schreckgespenster. Trotzdem behielt ich die allerschlechtesten Meinung von dieser Familie. Obwohl wir uns in diesem Sommer oft sahen, blieb ich gegen die ganze Familie merkwürdig eingenommen. In Wirklichkeit aber stand es mit den Jepifanows folgendermaßen: Die Familie bestand aus der Mutter, einer fünfzigjährigen Witwe, einer frischen und lustigen alten Frau, der Tochter Awdotja Wassiljewna, die eine Schönheit war, und dem stotternden Sohne Peter Wassiljewitsch, einem unverheirateten Leutnant a. D. von sehr ernstem Charakter.

Anna Dmitrijewna Jepifanow hatte sich zwanzig Jahre vor dem Tode ihres Mannes von ihm getrennt und lebte bisweilen in Petersburg, wo sie Verwandte hatte, meistens aber auf ihrem Gute Mytischtschi, das drei Werst von uns entfernt lag. In der Umgegend erzählte man so schreckliche Dinge von ihrer Lebensweise, daß Messalina im Vergleich zu ihr ein unschuldiges Kind war. Deshalb hatte auch Mutter gebeten, in ihrem Hause niemals den Namen der Frau Jepifanow zu erwähnen; aber, ganz ohne Ironie gesprochen, man konnte auch nicht den zehnten Theil von diesen bössartigsten aller Klatschereien, den Klatschereien der Gutsnachbarn, glauben. Zwar befand sich in Anna Dmitrijewnas Hause, als ich sie kennen lernte, ein Verwalter Mitjuscha, ein Leibeigener, der während des Mittagessens stets pomadisiert, mit gebranntem Haar in einem Escherleffenrock hinter ihrem Stuhle stand, zwar forderte sie in seiner Gegenwart häufig ihre Gäste auf französisch auf, seine wunderschönen Augen und seinen Mund zu bewundern, trotzdem aber war nichts Wahres an den Gerüchten, die man unaufhörlich über sie verbreitete. In Wirklichkeit hatte Anna Dmitrijewna seit 10 Jahren, das heißt seit der Zeit, als sie ihren ihr sehr ergebenen Sohn Petruscha den Dienst hatte quittieren und nach Hause kommen

lassen, ihre Lebensweise völlig geändert. Anna Dmitrijewnas Gut war nicht groß, es umfaßte etwa hundert Seelen, und die Ausgaben waren zur Zeit ihres lustigen Lebens so beträchtlich gewesen, daß das immer wieder verpfändete Gut vor zehn Jahren öffentlich und zwangsweise verkauft werden sollte. In dieser schlimmen Lage nahm Anna Dmitrijewna an, daß die Pfändung ihres Gutes, der Besuch des Gerichtes und ähnliche Unannehmlichkeiten weniger auf die unpünktliche Bezahlung der Zinsen zurückzuführen wären als vielmehr darauf, daß sie eine Frau sei, und sie schrieb ihrem Sohne ins Regiment, er möchte doch kommen und seine Mutter aus ihrer schwierigen Lage befreien. Obwohl Peter Wassiljewitsch's Dienst sich so günstig gestaltet hatte, daß er hoffen konnte, sich bald sein Brot verdienen zu können, ließ er alles im Stich, nahm seinen Abschied und kehrte als gehorsamer Sohn aufs Land zurück, da er es für seine erste Pflicht hielt, seiner Mutter einen sorglosen Lebensabend zu bereiten (dies schrieb er ihr auch ganz aufrichtig in seinen Briefen).

Peter Wassiljewitsch war trotz seines häßlichen Gesichtes, seines unbeholfenen Wesens und seines Stotterns ein Mann von ungewöhnlich festen Grundsätzen und einem außerordentlich praktischen Verstand. Durch kleine Anleihen, durch allerlei Maßnahmen, Bitten und Versprechungen gelang es ihm, sich das Gut zu erhalten. Als er Gutsbesitzer wurde, zog er sich den väterlichen Rock an, der in der Kumpelkammer aufbewahrt wurde, schaffte die Equipage und die Pferde ab, gewöhnte es den Besuchern ab, nach Mytischtschi zu kommen, vergrößerte die Anbaufläche, verminderte das Bauernland, ließ durch seine Bauern einen Wald abholzen, verkaufte das Holz zu einem günstigen Preise und verbesserte so seine Lage. Peter Wassiljewitsch hatte sich das Wort gegeben, bevor nicht alle Schulden bezahlt seien, kein anderes Kleid als den väterlichen Rock und einen Segeltuchmantel, den er sich hatte machen lassen, anzuziehen und nie anders auszufahren, als in einem gewöhnlichen Bauernwagen, und er hielt sein Wort. Diese stoische Lebensweise suchte er der ganzen Familie anzugewöhnen, soweit ihm dies seine bis zur Unterwürfigkeit gehende Hochachtung gegenüber der Mutter

erlaubte, eine Hochachtung, die seiner Mutter zu erweisen er für seine Kindespflicht hielt. Im Salon vor seiner Mutter führte er stotternd eine knechtische Sprache, erfüllte alle ihre Wünsche und schimpfte auf die Leute, wenn sie Anna Dmitrijewnas Befehlen nicht nachkamen, im eigenen Arbeitszimmer aber und im Kontor erteilte er strenge Verweise, wenn man ohne seine Erlaubnis eine Ente auf den Tisch gebracht hatte, wenn man auf Anna Dmitrijewnas Wunsch einen Bauern zur Nachbarin sandte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, oder wenn man die Bauernmädchen statt in den Garten zum Jäten in den Wald nach Himbeeren schickte.

Nach etwa vier Jahren waren alle Schulden bezahlt, und Peter Wassiljewitsch fuhr nach Moskau, von wo er dann in einem neuen Anzuge und einer neuen Equipage zurückkehrte. Trotz des blühenden Standes seiner Geschäfte blieb er bei seinen stolischen Neigungen, deretwegen er in Gegenwart seiner Angehörigen und Fremder etwas wie einen düsteren Stolz zur Schau trug; oft sagte er stotternd: „Wer mich wirklich sehen will, der wird mich auch im Schafpelz gern sehen und wird auch meine Kohlsuppe und Grütze nicht verschmähen. Ich esse sie doch.“ Jedes seiner Worte, jede seiner Gebärden verrieten den Stolz, den ihm das Bewußtsein, der Mutter sein Leben geopfert und das Gut erhalten zu haben, sowie die Verachtung anderen gegenüber verliehen, die nichts dergleichen geleistet hatten.

Mutter und Tochter waren ganz anders geartet und unterschieden sich in vielem von einander. Die Mutter war eine außerordentlich angenehme, in Gesellschaft stets heitere und gutmütige Frau. Alles Liebenswürdige und Fröhliche bereitete ihr aufrichtiges Vergnügen. Auch besaß sie in höchstem Grade die Fähigkeit, sich an dem Anblick fröhlicher Jugend zu erfreuen, — ein Zug, wie man ihn nur bei sehr gutmütigen alten Leuten antrifft. Ihre Tochter Awdotja Wassiljewna dagegen hatte ein ernstes oder eher ein gleichgültiges, zerstreutes Wesen und jene durch nichts begründete hochmütige Art, die reiferen und sehr schönen Mädchen eigen ist.

Wollte sie lustig sein, so hatte ihre Lustigkeit etwas sehr Merkwürdiges; teils lachte sie über sich selbst, teils über den, mit dem sie sprach, teils über die ganze Welt, was sie wahrscheinlich gar nicht beabsichtigte. Oft wunderte ich mich und fragte mich, was sie eigentlich sagen wollte, wenn sie Phrasen gebrauchte, wie folgende: „Ja, ich bin ungeheuer schön; natürlich sind alle in mich verliebt“ usw. Anna Dmitrijewna war stets tätig; sie beschäftigte sich mit Vorliebe in Haus und Garten, sie gab sich mit Blumen, Kanarienvögeln und anderen hübschen Dingen ab. Ihre Stübchen und ihr Gärtchen waren klein und bescheiden; doch alles war so ordentlich und so sauber eingerichtet, alles trug jenen Charakter leichtlebiger Heiterkeit an sich, wie sie einer hübschen Walzer- oder Polkamelodie eigen ist, so daß die von den Gästen häufig als Lob angewandte Bezeichnung „Spielzeug“ auf das Gärtchen und die Zimmer Anna Dmitrijewnas sehr gut paßten. Anna Dmitrijewna selbst war wie ein Spielzeug, klein, schlank, hatte eine frische Gesichtsfarbe, hübsche zierliche Händchen, war stets heiter und stets geschmackvoll angezogen. Nur die stark hervortretenden dunkelvioletten Adern auf ihren kleinen Händen störten ein wenig diesen allgemeinen Eindruck. Awdotja Wassiljewna dagegen tat fast nie etwas, gab sich nicht gerne mit Blumen und ähnlichen Dingen ab, sie beschäftigte sich sogar zu wenig mit ihrem Äußeren und lief eilig weg, um sich anzukleiden, wenn Besuch kam.kehrte sie aber angekleidet ins Zimmer zurück, so war sie ungewöhnlich schön, abgesehen von dem allgemeinen, allen schönen Gesichtern gemeinsamen kühlen, eintönigen Eindruck der Augen und des Lächelns. Ihr streng regelmäßiges, schönes Gesicht und ihre schlanke Gestalt schienen stets zu sagen: „Bitte, schauen Sie mich nur an.“

Aber trotz des lebhaften Charakters der Mutter und des gleichgültigen zerstreuten Wesens der Tochter war es doch deutlich zu erkennen, daß die erstere niemals, weder früher noch heute, etwas anderes geliebt hatte als das Hübsche und Heitere, während Awdotja Wassiljewna zu jenen Naturen gehörte, die, wenn sie einmal lieben, ihr ganzes Leben dem Geliebten opfern.

Vaters Heirat

Vater war achtundvierzig Jahre alt, als er sich zum zweiten Male, und zwar mit Awdotja Wassiljewna Jepifanowa, verheiratete.

Als Papa im Frühling allein mit den Mädchen aufs Land kam, befand er sich, wie ich mir denke, in jener aufgeregten glücklichen und mitteilbaren Stimmung, in der sich Spieler zu befinden pflegen, wenn sie nach einem großen Gewinn zu spielen aufgehört haben. Er empfand, daß ihm noch ein großer Vorrat an unverbrauchtem Glück verblieben war, den er sich, wenn nicht gerade beim Kartenspiel, so doch bei seinen weiteren allgemeinen Lebenserfolgen zunutze machen konnte. Außerdem war es Frühling, er hatte unerwartet viel Geld, war ganz allein und langweilte sich. Ich kann mir vorstellen, wie er mit Jakob von Geschäften sprach und sich dabei des endlosen Strettes mit den Jepifanows und der schönen Awdotja Wassiljewna erinnerte, die er schon lange nicht mehr gesehen hatte, und wie er zu Jakob sagte: „Weißt du, Jakob Charlampytsch, statt uns ewig wegen dieser Sache mit ihnen herumzustreiten, will ich ihnen einfach dieses verfluchte Stück Land abtreten. Nun? was meinst du? . . .“

Ich kann mir vorstellen, wie sich Jakobs Finger bei dieser Frage verneinend auf seinem Rücken bewegten, und wie er zu beweisen suchte, daß „unsere Sache nach wie vor eine gerechte ist, Peter Alexandrowitsch“.

Aber Papa befahl, seinen kleinen Wagen anzuspinnen, zog seinen modernen, olivengrünen Überrock an, kämmte den Rest seines Haares zurecht, parfümierte sein Taschentuch und fuhr zu den Nachbarn. Er befand sich in der heitersten Stimmung, in die ihn die Überzeugung, daß er wie ein vornehmer Mann handle, hauptsächlich aber die Hoffnung versetzte, eine hübsche, junge Frau zu sehen.

Es ist mir nur bekannt, daß Papa bei seinem ersten Besuch Peter Wassiljewitsch nicht antraf, weil dieser auf dem Felde war, und

daß er zwei Stunden lang mit den Damen allein blieb. Ich kann mir vorstellen, wie er sich in Liebenswürdigkeiten erschöpfte, wie er sie bezauberte, wie er mit seinen weichen Schuhen wippte, lispelte und süße Augen machte. Ich kann mir auch vorstellen, wie die heitere alte Frau ihn mit einem Schlage zärtlich in ihr Herz schloß, und wie ihre schöne, kalte Tochter sich erhettete.

Als eine Magd vom Hofe ganz außer Atem zu Peter Wassiljewitsch gelaufen kam und meldete, der alte Irtenjew in eigener Person sei erschienen, kann ich mir vorstellen, wie er ärgerlich antwortete: „Nun, was ist schon dabei, daß er gekommen ist!“ und wie er erst recht möglichst langsam nach Hause ging, wie er, in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, vielleicht absichtlich seinen schmutzigsten Rock anzog und dem Koch sagen ließ, er solle sich ja nicht unterstehen, wenn die Damen dies verlangen sollten, zu Mittag noch ein Extragericht zu bereiten.

Ich sah dann Papa öfters mit Jepifanow zusammen und kann mir deshalb lebhaft ihre erste Begegnung ausmalen. Ich kann mir vorstellen, wie Peter Wassiljewitsch, obgleich Papa ihm vorschlug, den Streit friedlich beizulegen, düster und verärgert blieb, weil er doch seiner Mutter seine Laufbahn geopfert, Papa dagegen nichts Derartiges getan hatte, wie er sich durch nichts verblüffen ließ, und wie Papa, als bemerkte er diese düstere Stimmung nicht, ihn in seiner scherzhaften und heiteren Art als seltsamen Spaßvogel behandelte, wodurch sich Peter Wassiljewitsch oft beleidigt fühlte, obwohl er sich diesen Scherzen, oft gegen seinen Willen, nicht entziehen konnte. Bei seiner Neigung, mit allem Spaß zu treiben, nannte Papa Peter Wassiljewitsch aus irgendeinem Grunde „Oberst“; und obwohl Jepifanow einmal in meiner Gegenwart ganz rot vor Ärger und schlimmer stotternd als sonst bemerkte, er sei nicht D=0=0=oberst, sondern L=l=l=leutnant, nannte ihn Papa doch fünf Minuten später wieder „Oberst“.

Ljubotschka erzählte mir, sie wären, bevor wir aufs Land kamen, jeden Tag mit den Jepifanows zusammengekommen und es sei sehr lustig gewesen. Papa hätte mit seiner Fähigkeit, allem, was er an-

faßte, einen eigenartigen, scherzhaften, zugleich aber einfachen und reizvollen Charakter zu geben, Jagdausflüge veranstaltet; auf seine Anregung hin ging man Fische fangen und brannte man ein Feuerwerk ab, woran die Jepifanows stets teilnahmen; und es wäre dabei noch viel lustiger zugegangen, wäre nicht dieser unausstehliche Peter Wassiljewitsch dabei gewesen, der stets verärgert war, stets stotterte und stets das Spiel verdarb, meinte Ljubotschka.

Nach unserer Ankunft besuchten uns die Jepifanows nur zweimal, ein andres Mal fuhren wir alle zu ihnen zum Besuch. Nach Peter und Paul, dem Namenstage Papas, an dem sie und eine Unmenge anderer Gäste zu uns kamen, hörte unser Verkehr mit den Jepifanows aus unbekanntem Gründen gänzlich auf, und nur Papa besuchte sie noch.

In der kurzen Zeit, während der ich Papa mit Dunjetschka, wie ihre Mutter sie nannte, zusammen sah, konnte ich folgendes beobachten: Papa war ständig in der gleichen glücklichen Stimmung, die mir am Tage unserer Ankunft aufgefallen war. Er war so fröhlich, so jugendlich, so voller Leben und Glück, daß die Strahlen dieses Glücks sich über alle Anwesenden ausbreiteten und ihnen unwillkürlich dieselbe Stimmung mitteilten. Er wich keinen Schritt von Awdotja Wassiljewna, wenn sie im Zimmer war, sagte ihr unaufhörlich so zarte Komplimente, daß ich mich seinetwegen schämte, oder er sah sie schweigend an und zuckte die Schultern mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit und Selbstzufriedenheit und hüstelte; manchmal unterhielt er sich sogar lächelnd im Flüsterton mit ihr; alles dies aber tat er mit jenem Ausdruck, der ihm bei den ernstesten Situationen eigen war, als ob er sagen wollte: Es ist ja nicht so gemeint, es ist ja nur Scherz.

Awdotja Wassiljewna hatte, wie es scheint, von Papa jenen Ausdruck des Glückes angenommen, der damals fast ständig aus ihren großen blauen Augen leuchtete, abgesehen von jenen Augenblicken, wo sie eine solche Schüchternheit überfiel, daß ich, der dieses Gefühl kannte, sie nur mit schmerzlicher Teilnahme ansehen konnte. In diesen Augenblicken scheute sie vor jedem Blick, vor jeder Be-

wegung zurück, sie glaubte dann, daß alle sie beobachteten, daß alle an sie dachten und alles an ihr unschicklich fanden. Sie sah sich ängstlich nach allen Seiten um, wechselte unaufhörlich die Farbe und begann, meist laut und ungeniert Torheiten zu sprechen; sie empfand das, sie empfand, daß die anderen und auch Papa es hörten und errötete noch mehr. Papa aber fielen diese Torheiten gar nicht auf; leise hüstelnd ließ er nicht ab, sie leidenschaftlich und mit freudiger Begeisterung zu betrachten. Ich machte die Beobachtung, daß die Anfälle von Schüchternheit, die Awdotja Wassiljewna ohne jede Ursache überfielen, sich oft unvermittelt einstellten, wenn man in Papas Gegenwart von irgend einer jungen schönen Frau sprach. Die häufigen Übergänge von Nachdenklichkeit zu der ihr eigenen, seltsamen und verlegenen Heiterkeit, von der ich gesprochen habe, die Wiederholung von Lieblingsworten und Redewendungen Papas, die Fortsetzung eines mit Papa begonnenen Gespräches mit anderen, — dies alles hätte mir, wenn nicht Papa die handelnde Person und ich älter gewesen wäre, über Papas Beziehungen zu Awdotja Wassiljewna Aufschluß geben müssen. Aber ich ahnte damals noch nichts, selbst dann nicht, als Papa einmal in meiner Gegenwart einen Brief von Peter Wassiljewitsch erhielt, sehr mißgestimmt wurde und bis Ende August seine Besuche bei den Jepifanows einstellte.

Gegen Ende des Monats August nahm dann Papa seine Besuche bei den Nachbarn wieder auf, und einen Tag vor unserer (meiner und Wolodjas) Abreise nach Moskau erklärte er uns, daß er Awdotja Wassiljewna Jepifanowa heiraten werde. •

35

Wie wir diese Mitteilung aufnahmen

Schon vor dieser offiziellen Mitteilung wußten alle im Hause davon und urteilten verschieden darüber. Mimi verließ den ganzen Tag ihr Zimmer nicht und weinte. Katjenka saß bei ihr und kam erst zum Mittagessen mit einem gekränkten Gesichtsausdruck

heraus, den sie offenbar ihrer Mutter abgelernt hatte; Ljubotschka dagegen war sehr heiter und sagte beim Essen, sie kenne ein schönes Geheimnis, das sie aber niemand verraten werde.

„An deinem Geheimnis ist gar nichts Schönes,“ sagte Wolodja zu ihr, der ihre Freude nicht teilte; „wenn du fähig wärest, ernstlich über etwas nachzudenken, würdest du verstehen, daß das im Gegenteil sehr schlimm ist.“

Ljubotschka sah ihn erstaunt und aufmerksam an und schwieg.

Nach Tisch wollte Wolodja meine Hand ergreifen, wahrscheinlich erschrak er aber bei dem Gedanken, das könnte wie eine Zärtlichkeit aussehen, berührte mich daher nur am Ellbogen und winkte mir, mit in den Saal zu kommen.

„Du weißt wohl, von was für einem Geheimnis Ljubotschka gesprochen hat?“ sagte er zu mir, nachdem er sich überzeugt hatte, daß wir allein waren.

Wolodja und ich sprachen selten unter vier Augen, so daß wir, wenn das einmal geschah, beide sehr verlegen waren und kleine Männchen in unseren Augen tanzten, wie er zu sagen pflegte; jetzt aber sah er mir, gleichsam als Antwort auf die verlegene Frage, die in meinen Augen lag, aufmerksam und ernst mit einem Ausdruck ins Gesicht, als wolle er sagen: Du brauchst gar nicht verlegen zu sein, wir sind doch Brüder und müssen über eine wichtige Familienangelegenheit beratschlagen.“ Ich verstand ihn, und er fuhr fort:

„Papa heiratet die Jepifanowa. Weißt du es schon?“

Ich nickte bejahend, denn ich hatte schon davon gehört.

„Das ist aber nicht gut,“ fuhr Wolodja fort.

„Warum nicht?“

„Darum nicht!“ antwortete er ärgerlich. „Ein schönes Vergnügen, diesen stotternden Oberst zum Onkel haben, und überhaupt diese ganze Verwandtschaft! Sie scheint zwar eine gute und ganz nette Frau zu sein, aber wer weiß, was noch kommen wird! Uns kann es ja gleich sein, aber Ljubotschka muß doch bald in die Gesellschaft eingeführt werden. Mit einer solchen belle mère ist das

nicht sehr angenehm, sie spricht ja nicht einmal gut französisch, und was für Manieren kann sie Ljubotschka beibringen! Ein Marktweib und weiter nichts; sie hat zwar einen guten Charakter, ist aber trotzdem ein Marktweib," wiederholte er, offensichtlich sehr zufrieden mit dieser Bezeichnung.

So seltsam es mich auch anmutete, zu hören, wie ruhig Wolodja über Papas Wahl urteilte, schien er mir doch recht zu haben.

„Warum heiratet Papa denn," fragte ich.

„Das ist eine dunkle Geschichte. Gott weiß es. Ich weiß nur, daß Peter Wassiljewitsch ihm zugeredet hat, sie zu heiraten, ihn dazu gedrängt hat, daß Papa nicht wollte, daß es ihm aber dann einfiel, ritterlich zu sein, — eine dunkle Geschichte. Ich fange erst jetzt an, unseren Vater zu begreifen," fuhr Wolodja fort (es schmerzte mich sehr, daß er ihn Vater und nicht Papa nannte). „Ich weiß, daß er ein ausgezeichnete Mensch, daß er gütig und klug ist, aber dieser Leichtsinns und diese Flatterhaftigkeit... das ist ja erstaunlich! Er kann keine Frau gleichgültig ansehen. Du weißt doch selbst, er hat keine Frau gekannt, ohne in sie verliebt zu sein. Du weißt doch, ... die Geschichte mit Mimi!"

„Was sagst du da?"

„Ich sage dir, vor kurzem habe ich erfahren, daß er in Mimi verliebt war, als sie noch jung war, daß er Verse auf sie gemacht hat, und daß mit ihnen etwas los war. Mimi grämt sich noch heute." Und Wolodja lachte.

„Das ist nicht möglich!" sagte ich voller Erstaunen.

„Die Hauptsache aber ist," fuhr Wolodja mit ernster Miene fort und begann plötzlich französisch zu sprechen, „diese Heirat wird sehr angenehm für unsere ganze Verwandtschaft sein! Sie werden doch sicher auch Kinder bekommen."

Ich war so überrascht von Wolodjas gesundem Menschenverstand und seinem Scharfblick, daß ich keine Antwort fand.

In diesem Augenblick kam Ljubotschka zu uns.

„Ihr wißt also?" fragte sie mit freudigem Gesicht.

„Ja," sagte Wolodja, „und ich wundere mich, Ljubotschka, du

bist doch kein Wickelkind mehr. Wie kannst du dich darüber freuen, daß Papa ein hergelaufenes Frauenzimmer heiratet?"

Ljubotschkas Gesicht wurde plötzlich ernst und nachdenklich.

„Aber Wolodja! Wieso denn hergelaufenes Frauenzimmer? Wie kannst du es wagen, so von Awdotja Wassiljewna zu sprechen?! Wenn Papa sie heiratet, ist sie eben kein hergelaufenes Frauenzimmer.“

„Nun gut, also kein hergelaufenes Frauenzimmer, ich habe das nur so gesagt, aber dennoch . . .“

„Hier gibt es kein dennoch,“ unterbrach Ljubotschka ihn hitzig, „ich sagte auch nicht von der jungen Dame, in die du verliebt warst, daß sie ein hergelaufenes Frauenzimmer ist; wie kannst du so von Papa und von einer ausgezeichneten Frau sprechen? Wenn du auch der ältere Bruder bist, darfst du so etwas nicht sagen.“

„Warum sollte man nicht urteilen über etwas, was . . .?“

„Man darf nicht,“ unterbrach Ljubotschka ihn wieder, „über einen solchen Vater urteilen, wie den unseren. Mag Mimi urteilen, aber nicht du, der ältere Bruder.“

„Ach, du verstehst noch gar nichts,“ sagte Wolodja verächtlich. „Begreife doch. Ist es denn etwa schön, wenn irgend eine Jepsifanowa, eine Dunjetschka dir deine seltsame maman ersetzen soll?“

Ljubotschka verstummte einen Augenblick, und plötzlich traten Tränen in ihre Augen.

„Ich wußte wohl, daß du eingebildet bist; ich hätte aber nicht gedacht, daß du so böse bist,“ sagte sie und entfernte sich.

„Prost Mahlzeit!“ sagte Wolodja und machte ein halb ernstes, halb komisches Gesicht, und seine Augen wurden trübe. — „Mit denen soll ein Mensch reden,“ fuhr er fort, als machte er sich den Vorwurf, daß er sich so weit vergessen und sich in ein Gespräch mit Ljubotschka eingelassen habe.

Am folgenden Tage war das Wetter schlecht, und als ich den Salon betrat, waren weder Papa noch die Damen zum Tee erschienen. In der Nacht war ein kalter, herbstlicher Sprühregen niedergegangen, am Himmel flogen noch die letzten Fetzen der nächt-

lichen Regenwolken dahin, durch die die blasse Scheibe der schon ziemlich hochstehenden Sonne hindurchleuchtete. Es war windig, feucht und trübe. Die Gartentüre stand offen, auf dem von Feuchtigkeit schwarzen Boden der Terrasse trockneten die Pfützen, die der nächtliche Regen hinterlassen hatte. Die offene Türe wurde in ihren eisernen Angeln vom Winde hin und her gerüttelt; die Gartenwege waren feucht und schmutzig; die alten Birken mit den kahlen, weißen Zweigen, die Sträucher und das Gras, die Brennesseln, die Johannisbeeren, die Hollunderbüsche schwankten, die blasse Seite der Blätter nach außen gekehrt, verzweifelt hin und her, als wollten sie sich von ihren Wurzeln losreißen; aus der Lindenallee wirbelten runde, gelbe Blätter einher, als wollten sie einander überholen und blieben durchnäßt auf dem feuchten Wege und dem feuchten, dunkelgrünen Heu der Wiese liegen. Meine Gedanken waren im Sinne Wolodjas mit der bevorstehenden Heirat unseres Vaters beschäftigt. Die Zukunft unserer Schwester, unseres Vaters und die von uns selbst schien mir nichts Gutes zu versprechen. Mich empörte der Gedanke, daß eine andere, fremde und vor allem eine junge Frau, die gar nicht dazu berechtigt war, plötzlich in vieler Hinsicht die Stelle einnehmen werde — ja wessen Stelle denn? — ein einfaches, junges Mädchen sollte die Stelle der seligen Mutter einnehmen! Ich war traurig, und der Vater kam mir immer schuldbeladener vor. Da hörte ich seine und Wolodjas Stimme im Vorzimmer ertönen. Ich mochte den Vater in diesem Augenblick nicht sehen und ging von der Türe weg; aber Tsubotschka kam, um mich zu holen und sagte, Papa verlange nach mir.

Er stand im Salon, den Arm auf das Klavier gestützt, und sah mich ungeduldig und zugleich feierlich an. In seinem Gesicht lag nicht mehr der Ausdruck von Jugend und Glück, den ich die ganze letzte Zeit über an ihm beobachtet hatte. Er war traurig. Wolodja ging mit einer Pfeife in der Hand im Zimmer auf und ab. Ich trat an den Vater heran und begrüßte ihn.

„Nun, meine Freunde,“ sagte er, entschlossen den Kopf erhebend, in dem eigentümlich schnellen Tone, mit dem man von unange-

nehmen Dingen spricht, die nicht mehr zu ändern sind. „Ihr wißt, denk ich, daß ich Awdotja Wassiljewna heirate.“ Er schwieg eine Weile. „Nach eurer maman wollte ich niemals mehr heiraten, aber . . .“ er stockte eine Sekunde, „aber . . . das Schicksal will es anders. Dunjetschka ist ein gutes, liebes Mädchen, und sie ist nicht mehr jung; ich hoffe, ihr werdet sie liebgewinnen, Kinder; sie liebt euch schon jetzt von ganzem Herzen, sie ist gut. Für euch,“ sagte er, zu mir und Wolodja gewandt, wobei er so schnell sprach, als wolle er verhüten, daß wir ihn unterbrachen, „ist es jetzt Zeit, abzureisen. Ich werde bis Neujahr hier bleiben und komme dann nach Moskau“ — wieder stockte er —, „zusammen mit meiner Frau und Ljubotschka.“ Mir tat es weh, daß unser Vater scheinbar so verlegen und schuldbewußt vor uns stand; ich trat näher an ihn heran, aber Wolodja rauchte weiter und ging mit gesenktem Kopf im Zimmer auf und ab.

„So also, meine Freunde, sowas hat euer Alter sich ausgedacht,“ schloß Papa und reichte errötend und hüstelnd Wolodja und mir seine Hände. Tränen standen ihm in den Augen, als er dies sagte, und die Hand, die er Wolodja entgegenstreckte, der in diesem Augenblick am anderen Ende des Zimmers war, zitterte ein wenig, wie ich merkte. Der Anblick dieser bebenden Hand berührte mich schmerzlich, und mir ging der seltsame Gedanke durch den Kopf, der mich noch mehr erschütterte, der Gedanke nämlich, daß Papa doch 1812 beim Militär gedient hatte und als tapferer Offizier bekannt war. Ich hielt seine große, sehnige Hand fest und küßte sie. Er drückte kräftig die meine und umfaßte, plötzlich aufschluchzend, mit beiden Händen Ljubotschkas schwarzes Köpfchen und küßte sie auf beide Augen. Wolodja tat, als wäre ihm die Pfeife aus der Hand gefallen, beugte sich nieder, wischte sich verstohlen mit der Faust die Augen und verließ sachte das Zimmer, damit ihn niemand bemerkte.

Die Universität

Die Hochzeit sollte in vierzehn Tagen stattfinden; aber da unsere Vorlesungen schon begannen, reisten Wolodja und ich Anfang September nach Moskau. Die Nechljudows waren auch vom Lande zurückgekehrt. Dmitrij (mit dem ich beim Abschied verabredet hatte, daß wir uns regelmäßig schreiben wollten, woraus aber natürlich nichts geworden war), kam sofort zu mir, und wir vereinbarten, daß er mich am nächsten Tage in die erste Universitätsvorlesung begleiten sollte.

Es war ein heller, sonniger Tag.

Kaum hatte ich den Hörsaal betreten, da fühlte ich meine Persönlichkeit in dieser Menge junger, fröhlicher Menschen verschwinden, die in dem hellen, durch die großen Fenster dringenden Sonnenlicht lärmend alle Türen und Gänge durchfluteten. Das Bewußtsein, ein Mitglied dieser großen Gemeinschaft zu sein, war sehr angenehm. Aber von allen diesen Gesichtern waren mir nur wenige bekannt, und auch diese Bekanntschaft beschränkte sich auf ein Kopfnicken und auf die Worte: „Guten Tag, Irtenjew!“ Rings um mich her drückte man sich die Hände, man wechselte im Gedränge Worte der Freundschaft, allenthalben lächelte und scherzte man. Überall empfand ich das Band, das diese junge Gesellschaft vereinigte, und fühlte schmerzlich, daß dieses Band mich nicht mit umschloß. Das war aber nur ein augenblicklicher Eindruck. Infolge dieses Eindruckes und des durch ihn verursachten Argers fand ich im Gegenteil bald, es sei sehr gut, nicht dieser ganzen Gesellschaft anzugehören, sondern seinen eigenen Kreis anständiger Menschen zu haben, und so nahm ich Platz auf der dritten Bank, wo bereits Graf B., Baron S., Fürst R., die Twins und andere ähnliche Herren saßen, von denen ich nur mit den Twins und dem Grafen B. bekannt war. Aber auch diese Herren sahen mich so an, daß ich das Gefühl hatte, nicht ganz zu ihrer Gesellschaft zu gehören. Ich beobachtete alles, was um mich her vorging. Semjonow mit seinen grauen, zerzausten Haaren und weißen

Zähnen saß nicht weit von mir, in einem aufgeknöpften Rock und laute, auf den Ellbogen gestützt, an seinem Federhalter. Der Gymnastast, der als erster die Prüfung bestanden hatte, saß auf der ersten Bank, er hatte immer noch die Backe mit einem schwarzen Tuch verbunden und spielte mit dem silbernen Uhrschlüssel, der auf seiner Atlasweste hing. Konin, den man doch in die Universität aufgenommen hatte, saß auf der obersten Bank in hellblauen Beinkleidern mit Borte, die den ganzen Stiefel bedeckten, lachte laut und schrie, er säße auf dem Barnaß. Iljinka, der mich zu meinem Erstaunen nicht nur kühl, sondern sogar herablassend grüßte, als wollte er mich daran erinnern, hier seien wir alle gleich, saß vor mir, legte ungezwungen seine mageren Beine auf die Bank (das bezog sich auf meine Person), unterhielt sich mit einem anderen Studenten und warf mir bisweilen einen Blick zu. Neben mir saßen Iwin und seine Leute und sprachen französisch. Diese Herren kamen mir entsetzlich dumm vor. Jedes Wort von ihrer Unterhaltung, das ich hörte, schien mir nicht nur sinnlos, sondern falsch. Das war überhaupt gar kein Französisch (*ce n'est pas français*, sagte ich in Gedanken zu mir), während Haltung, Reden und Benehmen Ssemjonows, Iljinkas und der anderen mir unvornehm, unangebracht und nicht *comme il faut* erschienen.

Ich gehörte zu keinem dieser Kreise, fühlte mich einsam und unfähig, mich ihnen zu nähern, und das ärgerte mich. Ein Student auf der Bank vor mir laute seine Nägel, seine Finger waren mit roten Nietnägeln bedeckt, und das war mir so widerlich, daß ich sogar etwas von ihm wegrückte. An diesem ersten Tage war mir, wie ich mich erinnere, sehr traurig zumute.

Als der Professor eintrat und alles in Bewegung kam und dann verstummte, dehnte ich, wie ich mich erinnere, meine satirischen Beobachtungen auch auf den Professor aus; es fiel mir auf, daß er seine Vorlesung meiner Ansicht nach mit einem völlig sinnlosen Satze einleitete. Ich hatte von der Vorlesung erwartet, sie werde von Anfang bis zu Ende so klug angelegt sein, daß sie kein Wort zu viel und kein Wort zu wenig enthalten würde. Voller Enttäuschung zeichnete ich sofort unter dem Titel „Erste Vorlesung“ in mein schön

gebundenes Heft achtzehn Profile, die sich zu einem Kreise, der die Form einer Blume hatte, vereinigten, und bewegte nur zuweilen meine Hand über das Papier, damit der Professor (der, wie ich überzeugt war, sich eifrig mit meiner Person beschäftigte) glaube, ich schreibe mit. In dieser ersten Vorlesung kam ich zu dem Ergebnis, daß es ganz überflüssig, ja sogar dumm sei, alles mitzuschreiben, was irgend ein Professor sage, und diesem Grundsatz blieb ich bis zum Ende des Lehrjahres treu.

In den folgenden Vorlesungen empfand ich meine Einsamkeit nicht mehr so stark, machte viele Bekanntschaften, drückte viele Hände und unterhielt mich mit vielen, aber eine wirkliche Annäherung zwischen mir und den Kameraden kam nicht zustande, und noch oft war ich innerlich recht traurig und sah mich genötigt zu heucheln. Mit den Zwins und den anderen Aristokraten, wie man sie allgemein nannte, konnte ich mich nicht befreunden, da ich, wie ich mich noch jetzt entsinne, abweisend und grob gegen sie war und sie nur dann grüßte, wenn sie mich zuerst gegrüßt hatten; ihnen war meine Bekanntschaft offensichtlich recht gleichgültig. Mit der Mehrzahl konnte ich mich wieder aus einer ganz anderen Ursache nicht gut stellen. Sobald ich fühlte, daß mir ein Kamerad eine gleiche Neigung entgegenbrachte, gab ich ihm sofort zu verstehen, daß ich bei dem Fürsten Iwan Iwanowitsch spritze und meinen eigenen Wagen besitze. Dies alles sagte ich nur, um mich von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen und damit mich der Kamerad nur noch mehr in sein Herz schließe; allein auf diese Mitteilung von meiner Verwandtschaft mit dem Fürsten Iwan Iwanowitsch und von meinem eigenen Wagen hin wurde der Kamerad fast jedesmal sofort unzugänglich und kühl gegen mich.

Unter uns war ein gewisser Operow, ein Kronstpendiat, ein bescheidener, sehr befähigter und fleißiger junger Mann, der einem die Hand wie ein Brett zu reichen pflegte, ohne die Finger zu beugen und ohne sie zu bewegen, so daß die Spasmacher unter den Kameraden ihm manchmal ebenso die Hand reichten; sie nannten das „ein Brettchen machen“. Ich setzte mich fast immer neben ihn und sprach

oft mit ihm. Operow gefiel mir ganz besonders wegen der freien Ansichten, die er über die Professoren äußerte. Sehr klar und deutlich verstand er es, die Vorzüge und Mängel im Unterricht jedes Professors darzulegen; manchmal zog er sogar über sie her, und da er dies mit einem leisen Stimmchen tat, das aus seinem kleinen Mündchen kam, wirkte es auf mich besonders seltsam und überraschend. Trotzdem schrieb er sorgfältig mit seiner kleinen Schrift ausnahmslos alle Vorlesungen nach. Schon standen wir im Begriff, einander näherzutreten und hatten beschlossen, gemeinsam zu arbeiten, schon fingen seine kleinen, grauen, kurzsichtigen Auglein an, wohlgefällig aufzuleuchten, wenn ich kam und mich neben ihn setzte. Ich hielt es aber für nötig, ihm einmal im Gespräch zu erzählen, daß meine Mama vor ihrem Tode unseren Vater gebeten habe, uns nicht in eine staatliche Anstalt zu schicken, und daß alle Zöglinge staatlicher Anstalten, wären sie auch noch so gelehrt, für mich doch nicht ganz *comme il faut* wären . . . *ce ne sont pas des gens comme il faut*, sagte ich stockend und fühlte, wie ich errötete. Operow erwiderte kein Wort, begrüßte mich aber in den nächsten Vorlesungen nicht mehr zuerst, reichte mir auch nicht mehr sein „Brettchen“, unterhielt sich nicht mehr mit mir, und wenn ich meinen Platz einnahm, beugte er den Kopf ganz tief seitwärts über das Heft und tat, als lese er sehr angestrengt darin. Ich wunderte mich über seine unbegründete Abkühlung. Aber *pour un jeune homme de bonne maison* hielt ich es für unangebracht, mich bei dem Kronstipendiaten, dem Studenten Operow, einzuschmeicheln, und so ließ ich ihn in Ruhe, obwohl seine Abkühlung, wie ich gestehen muß, mich schmerzte. Eines Tages kam ich früher als er; da es die Vorlesung eines sehr beliebten Professors war, zu der auch die Studenten sich einfanden, die sonst keine Vorlesungen besuchten, waren alle Plätze besetzt, und ich wählte Operows Platz, legte meine Hefte auf das Pult und ging hinaus. In den Hörsaal zurückgekehrt, sah ich, daß meine Hefte auf die hintere Bank gelegt waren und Operow auf meinem Platze saß. Ich sagte zu ihm, ich hätte meine Hefte bereits dahin gelegt.

„Ich weiß nichts davon,“ erwiderte er, plötzlich errötend, ohne mich anzusehen.

„Ich sage Ihnen, ich habe die Hefte hierher gelegt,“ bemerkte ich und geriet in Hitze, da ich glaubte, ihm durch meine Kühnheit Furcht einzujagen. „Alle haben es gesehen,“ fügte ich hinzu und sah rings herum die Studenten an, von denen zwar viele mir neugierig zuschauten, aber keiner etwas sagte.

„Hier kauft man sich die Plätze nicht, und wer zuerst kommt, belegt seinen Platz,“ sagte Operow, rückte ärgerlich auf seinem Platze hin und her und sah mich eine Sekunde lang empört an.

„Das heißt, Sie sind ungezogen,“ sagte ich.

Ich glaube, Operow brummte etwas vor sich hin, ich glaube sogar, er brummte: „Und du bist ein blöder Bengel,“ doch ich hörte es nicht. Was wäre auch dabei gewesen, wenn ich es gehört hätte? Sollten wir uns etwa wie die ersten besten manants herumzanken? Oder was sonst? (Dieses Wort „manant“ liebte ich sehr; in vielen verworrenen Fällen diente es mir als Antwort und Lösung.) Vielleicht hätte ich noch etwas gesagt, aber da ging die Türe auf, und der Professor betrat in seinem Frack grüßend eiligst das Katheder.

Als ich jedoch vor der Prüfung die Vorlesungshefte benötigte, bot mir Operow, der sich seines Versprechens erinnerte, die seinen an und forderte mich auf, mich gemeinsam mit ihm vorzubereiten.

Herzensangelegenheiten

Herzensangelegenheiten nahmen mich diesen Winter ziemlich viel in Anspruch. Ich war dreimal verliebt. Einmal verliebte ich mich leidenschaftlich in eine sehr korpulente Dame, die ich in Freitags Manege reiten sah, weshalb ich regelmäßig jeden Dienstag und Freitag — die Tage, an denen sie ritt — in die Manege ging, um sie zu sehen, doch jedesmal fürchtete ich mich, sie könne mich bemerken, und stellte mich deshalb so weit von ihr auf, lief so rasch

von der Stelle weg, an der sie vorbeikommen mußte, und drehte mich so gleichgültig um, wenn sie nach mir hinblickte, daß ich nicht einmal Gelegenheit hatte, ihr Gesicht genau zu sehen und bis heute nicht weiß, ob sie wirklich hübsch war oder nicht.

Dublow, der diese Dame kannte, traf mich einmal in der Manege an, wie ich hinter Lakaien und den Pelzen, die sie auf dem Arm hielt, verborgen stand, und da ihm Dmitrij von meiner Leidenschaft erzählt hatte, versetzte er mich durch den Vorschlag, mich dieser Reiterin vorzustellen, in einen derartigen Schrecken, daß ich Hals über Kopf aus der Manege entfloh, und der bloße Gedanke, daß er ihr von mir gesprochen haben könne, hielt mich in Zukunft davon ab, die Manege zu betreten; ja, ich wagte mich nicht einmal bis an die Stelle heran, wo die Lakaien standen, weil ich fürchtete, ihr zu begegnen.

Wenn ich in unbekannte und besonders in verheiratete Frauen verliebt war, überfiel mich eine noch tausendmal stärkere Schüchternheit als die, die ich Ssonjetschka gegenüber empfunden hatte. Mehr als alles in der Welt fürchtete ich, der Gegenstand meiner Liebe könne von meiner Leidenschaft, ja auch nur von meiner Existenz etwas erfahren. Ich glaubte, wenn sie von den Gefühlen erführe, die ich ihr entgegenbrachte, wäre es für sie eine Beleidigung, die sie mir nie verzeihen hätte. Tatsächlich, hätte diese Reiterin genau gewußt, daß ich, hinter den Lakaien versteckt, sie betrachtete und davon phantasierte, wie ich sie rauben, aufs Land entführen, wie ich dort mit ihr leben und was ich dort mit ihr beginnen wollte, sie wäre vielleicht mit Recht beleidigt gewesen. Aber es kam mir nicht klar zu Bewußtsein, daß sie, wenn sie mich auch gekannt hätte, doch nicht mit einem Schlag alle meine Gedanken über sie erfahren hätte, und daß ich mich darum gar nicht zu schämen brauchte, einfach ihre Bekanntschaft zu machen.

Ein anderes Mal verliebte ich mich in Ssonjetschka, als ich diese bei meiner Schwester sah. Meine zweite Liebe zu ihr war längst vorüber, aber ich verliebte mich zum drittenmal in sie, weil Ljubotschka mir ein Heft mit Gedichten gab, die Ssonjetschka abge-

schrieben hatte, darunter auch Lermontows „Dämon“, der an vielen düster leidenschaftlichen Stellen mit roter Tinte unterstrichen war, an vielen Stellen hatte sie Blumen eingelegt. Ich erinnerte mich daran, wie Wolodja voriges Jahr die Geldbörse seiner Dame gefüllt hatte und versuchte dasselbe zu tun, und wirklich, als ich eines Abends in meinem Zimmer zu träumen begann, eine Blume betrachtete und sie an meine Lippen drückte, überkam mich eine angenehm rührselige Stimmung, und ich war wiederum einige Tage lang verliebt oder bildete es mir wenigstens ein.

Das dritte Mal schließlich verliebte ich mich in diesem Winter in die junge Dame, in die Wolodja verliebt war und die öfters in unser Haus kam. Diese junge Dame hatte, wie ich mich jetzt erinnere, nichts von jener Art Schönheit an sich, die mir sonst gewöhnlich gefiel. Sie war die Tochter einer bekannten, klugen und gelehrten Moskauer Dame, klein, mager, hatte lange, blonde Locken nach englischer Art und ein durchsichtiges Profil. Alle sagten, die junge Dame sei noch klüger und gelehrter als ihre Mutter; doch darüber konnte ich nicht urteilen, denn ich empfand eine gewisse unterwürfige Furcht, wenn ich an ihren Verstand und an ihre Gelehrsamkeit dachte; nur einmal sprach ich voller Zittern und Beben mit ihr. Aber Wolodjas Begeisterung, die er in Gegenwart anderer niemals zu zügeln pflegte, teilte sich mir mit solcher Kraft mit, daß ich mich leidenschaftlich in diese junge Dame verliebte. Da ich fühlte, daß es Wolodja unangenehm berühren werde, wenn zwei Brüder in ein Mädchen verliebt seien, sagte ich ihm nichts von meiner Liebe. Was mir dagegen bei diesem Gefühl die größte Freude bereitete, war der Gedanke, unsere Liebe sei so rein, daß wir, trotzdem ihr Gegenstand dasselbe reizende Geschöpf wäre, Freunde blieben, bereit, uns im Notfalle für einander zu opfern. Was übrigens diese Opferfreudigkeit anbelangt, so teilte Wolodja, wie es schien, nicht ganz meine Meinung, denn er war so leidenschaftlich verliebt, daß er einem wirklichen Diplomaten, der sie, wie es hieß, zu heiraten beabsichtigte, eine Ohrfeige geben und ihn zum Duell fordern wollte. Mir aber war es angenehm, meine Gefühle zum Opfer zu bringen,

vielleicht darum, weil es mich keine große Überwindung kostete, da ich mich nur einmal und in sehr geschraubter Weise mit dieser Dame über die Vorzüge der gelehrten Musik unterhalten hatte, und da es mit meiner Liebe, so sehr ich auch an ihr festzuhalten suchte, bereits in der nächsten Woche zu Ende war.

38

Gesellschaftliches Leben

Die gesellschaftlichen Vergnügungen, denen ich mich beim Eintritt in die Universität, dem Beispiele meines älteren Bruders folgend, hinzugeben gedachte, enttäuschten mich diesen Winter vollkommen. Wolodja tanzte viel, auch Papa besuchte mit seiner jungen Frau viele Bälle; mich sah man entweder als noch zu jung an oder hielt mich für ungeeignet für solche Vergnügungen, und niemand führte mich in Häuser ein, wo Bälle gegeben wurden. Trotzdem ich Dmitrij volle Offenheit versprochen hatte, verriet ich niemand, auch ihm nicht, wie groß meine Lust war, Bälle zu besuchen, und wie es mich schmerzte und ärgerte, daß man mich sozusagen vergaß und offenbar eine Art Philosophen in mir sah, in welche Rolle ich mich infolgedessen auch hineinfinden mußte.

In diesem Winter gab Fürstin Kornakowa eine Gesellschaft. Sie hatte uns alle persönlich eingeladen, so auch mich, und ich sollte zum ersten Male einen Ball besuchen. Vor der Abfahrt kam Wolodja auf mein Zimmer, um zu sehen, wie ich mich anziehen wollte. Das setzte mich in Erstaunen und machte mich stutzig. Ich glaubte, der Wunsch, sich schön zu kleiden, sei beschämend und man dürfe es sich nicht merken lassen; er dagegen hielt diesen Wunsch für so natürlich und notwendig, daß er ganz aufrichtig sagte, er fürchte, ich könnte mich blamieren. Er befahl mir, unbedingt Lederschuhe anzuziehen, war entsetzt, als ich wildlederne Handschuhe anlegen wollte, befestigte meine Uhr auf ganz besondere Weise und fuhr mit mir nach der Kusnezki-Brücke zum Friseur. Dort wurde

mir das Haar gebrannt. Wolodja trat zurück und betrachtete mich von weitem.

„So ist's gut; kann man aber nicht noch diese struppigen Strähnen glatt bürsten?“ sagte er zum Friseur.

Aber so viel auch Mr. Charles meine widerspenstigen Haare mit einer klebrigen Essenz bestrich, sie richteten sich doch auf, als ich den Hut aufsetzen wollte; überhaupt kam ich mir mit gebrannten Haaren noch häßlicher vor als sonst. Meine einzige Rettung war, den Blasierten zu spielen. Nur so konnte ich mich mit meinem Auseren behaupten.

Wolodja schien derselben Meinung zu sein, denn er bat mich, das gebrannte Haar aufzulockern; als ich das getan hatte und trotzdem nicht gut ausfah, sah er mich während des ganzen Weges zu den Kornakows nicht mehr an und war schweigsam und düster.

Bei den Kornakows trat ich zusammen mit Wolodja ziemlich kühn ein. Als mich aber die Fürstin aufforderte zu tanzen und ich — ich weiß nicht recht, warum — sagte, daß ich nicht tanze, obwohl ich doch mit der Absicht hingefahren war, viel zu tanzen, verlor ich allen Mut und versiel, allein, wie ich unter den fremden Menschen war, in meine gewöhnliche, unüberwindliche, immer noch zunehmende Schüchternheit. Stumm stand ich den ganzen Abend über auf ein und demselben Fleck.

Während des Walzers trat eine der jungen Fürstinnen an mich heran und fragte mich mit der der ganzen Familie eigenen, offiziellen Liebenswürdigkeit, warum ich nicht tanzte. Ich entsinne mich, wie ich bei dieser Frage ganz scheu wurde, gleichzeitig aber verzog sich mein Gesicht ganz unwillkürlich zu einem selbstgefälligen Lächeln, und ich begann in geschraubtem Französisch und langen Tiraden einen Unsinn zusammenzuschwätzen, dessen ich mich jetzt noch, nach vielen Jahrzehnten, schäme, wenn ich daran zurückdenke. Wahrscheinlich war es die Wirkung der Musik, die meine Nerven erregte, und, wie ich hoffte, die nicht verständlichen Teile meiner Rede über-tönte. Ich sprach etwas von der großen Welt, von der Eitelkeit der Menschen, insbesondere der Frauen, und schließlich hatte ich mich

so verrannt, daß ich mitten in einem Worte stecken blieb, da ich mit dem Satz nicht zu Ende kommen konnte.

Selbst die ihrem ganzen Wesen nach so weltgewandte Fürstin wurde verlegen und sah mich vorwurfsvoll an. Ich lächelte. In diesem kritischen Augenblick wollte Wolodja, der bemerkt hatte, daß ich mich eifrig unterhielt, wahrscheinlich wissen, wie ich es durch meine Unterhaltung wettmachte, daß ich nicht tanzte, und kam mit Dubkow zusammen auf uns zu. Als er mein lächelndes Gesicht, die erschrockene Miene der Fürstin sah und den schrecklichen Unsinn hörte, in dem ich stecken geblieben war, errötete er und wandte sich ab. Die Fürstin erhob sich und ließ mich stehen. Ich lächelte immer noch, doch litt ich so unter dem Bewußtsein meiner Dummheit, daß ich am liebsten in den Boden gesunken wäre, und daß ich unbedingt mich bewegen und etwas sagen mußte, um meine Lage irgendwie zu ändern. Ich trat zu Dubkow und fragte ihn, ob er viele Walzer mit ihr getanzt habe. Ich tat so, als sei ich aufgelegt zum Späßen und heiter, in Wirklichkeit aber flehte ich denselben Dubkow um Hilfe an, dem ich nach dem Diner bei Jar zugerufen hatte: „Schweigen Sie!“ Dubkow aber tat, als höre er nichts, und ging weg. Ich näherte mich nun Wolodja und sagte, indem ich mit Mühe meine Stimme zu einem scherzhaften Tone zwang: „Nun, Wolodja, bist du abgekämpft?“ Wolodja aber sah mich an, als wolle er sagen: „So sprichst du nicht mit mir, wenn wir allein sind,“ und ging weg, als fürchte er, ich würde unter irgend einem Vorwand an ihm hängen bleiben.

„O Gott, mein eigener Bruder verläßt mich!“ dachte ich.

Doch fehlte mir trotz alledem, ich weiß nicht warum, die Kraft, nach Hause zu fahren. Bis zum Schluß des Balls stand ich düster an derselben Stelle, und erst, als vor der Abfahrt alle sich im Vorzimmer zusammendrängten und mir der Lakai mit dem Mantel gegen den Hutrand stieß, so daß der Hut sich aufrichtete, lächelte ich ganz gebrochen mit Tränen in den Augen und sagte, ohne mich an eine bestimmte Person zu wenden: „Comme c'est gracieux!“

Becherien

Obwohl ich unter dem Einfluß Dmitrijs noch nicht die üblichen studentischen Vergnügungen, die sogenannten Kneipen, mitgemacht hatte, kam ich doch einmal in diesem Winter dazu, einem solchen Vergnügen beizuwohnen, und ich empfing davon keinen sehr angenehmen Eindruck. Das kam so.

Zu Beginn des Jahres lud uns Baron S., ein hochaufgeschossener, blonder, junger Mann mit sehr ernstern, regelmäßigen Gesichtszügen, in einer Vorlesung alle zu einer kameradschaftlichen Abendgesellschaft ein: uns alle, das heißt alle Kameraden unseres Lehrgangs, die mehr oder weniger *comme il faut* waren; darunter befanden sich natürlich weder Grap noch Ssemjonow noch Operow noch all diese zweifelhaften Herrschaften. Wolodja lächelte verächtlich, als er hörte, daß ich eine Kneipe der ersten Semester mitmachen werde; ich aber erwartete ein ungewöhnliches und großes Vergnügen von diesem mir noch unbekanntem Zeitvertreib und war pünktlich zur angegebenen Zeit, um acht Uhr, bei dem Baron S.

Baron S. empfing seine Gäste mit aufgekнопftem Rock und weißer Weste in dem erleuchteten Saal und Salon des kleinen Häuschens, in dem seine Eltern wohnten; sie hatten ihm für diesen feierlichen Abend ihre Empfangszimmer zur Verfügung gestellt. Im Korridor sah man die Kleider und die Köpfe der neugierigen Stubenmädchen, und in dem Anrichtezimmer huschte einmal das Kleid einer Dame vorüber, die ich für die Baronin selbst hielt. Es waren etwa zwanzig Gäste anwesend, lauter Studenten, mit Ausnahme des Herrn Frost, der zusammen mit den Zwins gekommen war, und eines großen, rotbäckigen Herrn, der bei dem Gelage die Leitung übernommen hatte und jedem als Verwandter des Barons und früherer Student der Universität Dorpat vorgestellt wurde. Die allzu grelle Beleuchtung und die gewöhnliche, steife Einrichtung der Empfangsräume wirkte anfangs so abkühlend auf die ganze junge Gesellschaft, daß alle sich unwillkürlich an den Wänden herumdrückten,

mit Ausnahme einiger Kühner und des Dorpater Studenten; dieser hatte seine Weste schon aufgeknöpft, schien sich gleichzeitig in allen Zimmern und in allen Ecken aufzuhalten und erfüllte alle Zimmer mit seinem wohlklingenden, angenehmen, nie verstummenden Tenor. Die meisten Kameraden schwiegen oder unterhielten sich bescheiden von den Professoren, der Wissenschaft, von den Prüfungen, überhaupt von ernstern und interessanten Gegenständen. Alle ohne Ausnahme blickten nach der Türe des Anrichtezimmers und schienen sagen zu wollen, so sehr sie sich auch bemühten, das zu verbergen: „Nun, wollen wir nicht anfangen!“ Auch ich war der Meinung, es wäre Zeit anzufangen und erwartete den „Anfang“ mit freudiger Ungeduld.

Nach dem Tee, den Lakaien unter den Gästen herumreichten, fragte der Dorpater Student Frost auf russisch:

„Frost, kannst du Feuerpunsch brauen?“

„D ja,“ erwiderte Frost in deutscher Sprache und ließ seine Waden spielen. Aber der Dorpater Student sagte wieder auf russisch:

„Dann nimm du dich der Sache an,“ (sie duzten sich als Studenten der Dorpater Universität) und Frost ging weit ausschreitend mit seinen schön geschwungenen muskulösen Beinen aus dem Salon in das Anrichtezimmer und aus dem Anrichtezimmer wieder in den Salon, und bald erschien auf dem Tisch eine große Suppenterrine, in der, gestützt auf drei gekreuzte Studentendegen, ein zehnpfündiger Zuckerhut stand. Währenddessen ging Baron S. unaufhörlich an jeden einzelnen der Gäste heran, die sich im Salon versammelt hatten, blickte nach der Terrine hin und sagte mit unverändert ernstem Gesicht fast zu jedem das gleiche: „Nun los, meine Herren! Wir wollen nach Studentenart im Kreise herum Bruderschaft trinken; uns fehlt die wahre Kameradschaft. Macht es euch doch bequem oder legt den Rock ganz ab, wie er.“ Der Dorpater Student hatte tatsächlich schon seinen Rock abgelegt, die weißen Hemdärmel über die weißen Ellbogen gestreift, stand mit energisch gespreizten Beinen da und zündete den Rum in der Terrine an.

„Meine Herren, löschen Sie die Lichter aus!“ rief plötzlich der

Dorpater Student mit so übertrieben lauter Stimme, als gelte es, uns alle zu überschreien. Wir alle aber starrten stumm die Terrine und das weiße Hemd des Dorpater Studenten an und fühlten, daß der feierliche Augenblick gekommen war.

„Löschten Sie die Lichter aus, Frost!“ rief der Dorpater Student wieder, diesmal in deutscher Sprache; er war wohl schon in Hitze geraten. Frost und wir alle löschten die Lichter aus. Im Zimmer wurde es dunkel, nur die weißen Ärmel und Hände, die den Zuckerhut auf den Degen festhielten, waren von einer bläulichen Flamme beleuchtet. Der kräftige Tenor des Dorpater Studenten klang schon nicht mehr einsam durch das Zimmer, in allen Ecken ertönte Geplauder und Gelächter. Viele legten die Röcke ab (besonders die, die feine und ganz frische Hemden anhatten); ich tat dasselbe und begriff, daß es nunmehr begonnen hatte. Obwohl sich noch keine rechte Lustigkeit eingestellt hatte, war ich fest davon überzeugt, daß alles tadellos klappen werde, sobald wir nur alle ein Glas von dem in Vorbereitung befindlichen Getränk geleert hatten.

Das Getränk war fertig. Der Dorpater Student goß den Feuerpunsch in die Gläser, betropfte dabei tüchtig den Tisch und rief: „Jetzt, meine Herren, los!“ Als jeder ein volles, klebriges Glas in der Hand hielt, stimmten der Dorpater Student und Frost ein deutsches Lied an, in dem sehr oft der Refrain „Juchhe!“ vorkam. Wir alle stimmten unbeholfen mit in das Lied ein, stießen mit den Gläsern an, schrien, lobten den Feuerpunsch und genossen, die Arme brüderlich ineinander verschlungen oder auch ohne dies, das starke, süße Getränk. Jetzt war nichts mehr zu erwarten, die Becheret war in vollem Gange. Ich hatte schon ein Glas Punsch geleert, man schenkte mir ein zweites ein; in meinen Schläfen hämmerte es, die Flamme erschien mir purpurrot, alles um mich her schrie und lachte; trotzdem aber erschien mir das alles nicht nur nicht lustig, ich war sogar überzeugt, daß ich und alle anderen sich langweilten und daß ich und alle anderen es nur aus irgend einem Grunde für nötig hielten, uns so zu stellen, als befänden wir uns in lustiger Stimmung. Nur der Dorpater Student brauchte vielleicht nicht zu heucheln; er wurde

immer röter und allgegenwärtiger, füllte allen die leeren Gläser und begoß den Tisch immer mehr, so daß er ganz süß und klebrig wurde. Ich weiß nicht mehr, was und in welcher Reihenfolge sich alles zutrug, ich entsinne mich nur, daß ich an diesem Abend den Dorpater Studenten und Frost entsetzlich lieb hatte, daß ich ein deutsches Lied auswendig lernte und beide auf ihre süßen Lippen küßte; ich entsinne mich auch noch, daß ich an diesem Abend eine Wut gegen den Dorpater Studenten bekam und mit einem Stuhl auf ihn losgehen wollte, daß ich mich aber zurückhielt; ich entsinne mich, daß ich außer dem Gefühl, meine Glieder nicht mehr in der Gewalt zu haben, genau wie nach dem Diner bei Jar, an diesem Abend solche Kopfschmerzen bekam und so schwindlig wurde, daß ich mich schrecklich davor fürchtete, sofort sterben zu müssen; ich entsinne mich auch, daß wir uns alle auf den Fußboden setzten, die Arme schwangen, um die Bewegung des Ruderns nachzuahmen, und das Lied „Mütterchen Wolga“ sangen, und daß ich gleichzeitig dachte, wozu das alles; ich entsinne mich auch noch, daß ich, auf dem Boden liegend und mit meinem Fuß den Fuß eines anderen festklemmend, nach Zigeunerart kämpfte, einem den Hals umdrehte und dachte, das wäre nicht geschehen, wenn er nicht betrunken wäre; ich entsinne mich, daß wir soupierten und noch etwas anderes tranken, daß ich auf den Hof hinausging, um mich abzukühlen, daß es mich am Kopfe fror; bei der Abfahrt bemerkte ich, daß es entsetzlich dunkel, daß das Trittbrett des Wagens glatt und schlüpfrig war, und daß ich mich nicht an Ruffma festhalten konnte, weil er schwach wurde und wie ein Lappen hin und her baumelte; besonders aber erinnere ich mich, während des ganzen Abends das Gefühl gehabt zu haben, daß es dumm von mir sei, eine lustige Stimmung zu heucheln und so zu tun, als ob ich gerne viel tränke und als ob ich betrunken sei; unaufhörlich hatte ich das Gefühl, wie dumm es auch von den anderen sei, so zu heucheln. Ich glaubte, jedem einzelnen sei so peinlich zumute wie mir; da aber jeder annahm, daß nur er ein so peinliches Gefühl hatte, hielt sich jeder für verpflichtet, sich lustig zu stellen, um die allgemeine Lustigkeit nicht zu stören; außerdem hielt ich mich, so

seltsam es auch klingen mag, für verpflichtet dazu, schon allein deswegen, weil man drei Flaschen Champagner zu zehn Rubel und zehn Flaschen Rum zu vier Rubel in die Terrine gegossen hatte, was ohne das Abendbrot mitzurechnen allein siebzig Rubel ausmachte. Ich war so fest davon überzeugt, daß ich am folgenden Tage in der Vorlesung sehr erstaunt war, wie meine Kameraden, die den Abend bei Baron S. mitgemacht hatten, sich nicht nur nicht schämten, zu erzählen, was sie dort getrieben hatten, sondern so laut von dem Abend sprachen, daß die anderen Studenten es hören konnten. Sie sagten, es sei eine großartige Becherei gewesen, die Dorpater seien in solchen Dingen tüchtige Kerle, zwanzig Mann hätten vierzig Flaschen Rum getrunken, und viele seien wie Leichen unter den Tisch gefallen. Ich konnte nicht begreifen, wozu sie überhaupt davon sprachen und dazu noch Lügen über sich selbst zum Besten gaben.

40

Freundschaft mit den Nechljudows

Diesen Winter sah ich nicht nur Dmitrij sehr oft, der uns häufig besuchte, sondern auch seine ganze Familie, der ich näherzutreten begann.

Die Nechljudows — die Mutter, die Tante und die Tochter — brachten alle Abende zu Hause zu, und die Fürstin sah abends gern junge Leute bei sich, überhaupt Männer, die, wie sie sich ausdrückte, imstande waren, einen ganzen Abend ohne Tanz und ohne Karten zu verbringen. Aber solcher Männer gab es wohl nur wenige; denn ich, der ich fast jeden Abend dort war, traf da nur selten Gäste an. Ich gewöhnte mich an die Mitglieder dieser Familie, an ihre verschiedenen Stimmungen, bildete mir eine klare Vorstellung von ihren gegenseitigen Beziehungen, gewöhnte mich an die Zimmer und die Möbel, und wenn keine Gäste da waren, fühlte ich mich gänzlich ungezwungen, ausgenommen die Fälle, wo ich allein mit Warjenka im Zimmer blieb. Ich glaubte immer, sie wünschte, da sie

doch kein gerade hübsches Mädchen war, daß ich mich in sie verliebe. Aber auch diese Verlegenheit schwand allmählich. Sie ließ es mich in so natürlicher Weise merken, daß es ihr völlig gleichgültig war, ob sie mit mir, mit ihrem Bruder oder mit Ljubow Ssergejewna sprach, daß auch ich mich daran gewöhnte, sie einfach als einen Menschen zu betrachten, dem man ohne Scheu und Angst das Vergnügen zeigen konnte, das seine Gesellschaft einem bereitet. Während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft erschien sie mir an manchen Tagen sehr häßlich, an manchen Tagen nicht so übel; aber kein einziges Mal fragte ich mich mit Bezug auf sie, ob ich verliebt sei oder nicht. Ich hatte bisweilen Gelegenheit, mich direkt mit ihr zu unterhalten, öfter aber sprach ich mit ihr, indem ich meine Rede an Ljubow Ssergejewna oder an Dmitrij richtete, und dies gefiel mir ganz besonders. Es war ein großes Vergnügen für mich, in ihrer Gegenwart zu sprechen, ihren Gesang anzuhören und überhaupt von ihrer Anwesenheit in dem Zimmer, in dem ich mich befand, Kenntniß zu nehmen; aber der Gedanke daran, wie sich meine Beziehungen zu Warjenka in Zukunft gestalten würden, und der Gedanke an eine Aufopferung zugunsten meines Freundes, wenn er sich in meine Schwester verlieben sollte, kamen mir jetzt selten in den Sinn. Wenn mich solche Gedanken und Träume trotzdem aufsuchten, so bemühte ich mich unbewußt, völlig befriedigt von der Gegenwart, die Gedanken an die Zukunft zu verscheuchen.

Allein trotz dieser Annäherung hielt ich es für meine unbedingte Pflicht, meine wahren Gefühle und Neigungen vor der ganzen Nechljudowschen Gesellschaft und ganz besonders vor Warjenka zu verbergen und bemühte mich, ihnen einen ganz anderen jungen Mann vorzutäuschen, als ich in Wirklichkeit war, ja sogar einen solchen, wie es ihn in Wirklichkeit nicht geben konnte. Ich bemühte mich, leidenschaftlich zu erscheinen, ich begeisterte mich, tat entzückte Ausrufe und machte leidenschaftliche Bewegungen, wenn mir etwas sehr gefiel, gleichzeitig aber stellte ich mich gleichgültig gegen alles Außergewöhnliche, das in meiner Gegenwart geschah oder wovon mir erzählt wurde; ich bemühte mich, den Eindruck eines boshaften

Spötters, dem nichts heilig ist, und gleichzeitig den eines feinen Beobachters zu machen; ich bemühte mich, in allen meinen Handlungen logisch, im Leben pünktlich und genau zugleich, aber auch als ein Mensch zu erscheinen, der alles Materielle verachtet. Ich kann ruhig behaupten, daß ich in Wirklichkeit viel besser war als jenes merkwürdige Wesen, das ich darzustellen strebte; aber auch so, wie ich mich gab, gewannen die Nechljudows mich lieb und glaubten offensichtlich zu meinem Glück nicht an meine Verstellung. Nur Ljubow Sfergejewna hielt mich für den größten Egoisten, für einen gottlosen Menschen und Spötter, schien mich nicht zu lieben, stritt häufig mit mir, ärgerte sich über mich und setzte mich durch ihre abgerissenen und unzusammenhängenden Reden oft in Erstaunen. Aber Dmitrij verharrte noch immer in dem mehr seltsamen als freundschaftlichen Verhältnis zu ihr, behauptete, niemand verstehe sie und sie erweise ihm sehr viel Gutes. Seine Freundschaft mit ihr betrübte nach wie vor die ganze Familie.

In einem Gespräch über diese uns allen unbegreifliche Beziehung erklärte mir Warjenka einmal:

„Dmitrij hat viel Selbstgefühl. Er ist sehr stolz und, trotz all seiner Klugheit, für Lob und Bewunderung sehr empfänglich; er liebt es, immer der erste zu sein, und Tantschen in ihrer Seelenschuld erstirbt in Bewunderung vor ihm und besitzt nicht genug Takt, um dies vor ihm zu verbergen; so kommt es, daß sie ihm schmeichelt, nicht etwa aus Heuchelei, sondern aufrichtig.“

Dieser Gedankengang prägte sich mir ein, und als ich ihn später analysierte, mußte ich mir sagen, daß Warjenka sehr klug sei, und in folgedessen gewann ich zu meiner großen Befriedigung eine bessere Meinung von ihr, obwohl mir diese Hochschätzung infolge des großen Verstandes, den ich an ihr entdeckt hatte und anderer moralischer Vorzüge große Freude machte, wobei ich jedoch eine strenge Grenze einhielt und mich nie bis zur Begeisterung, diesem Gipfel der Wertschätzung, hinreißen ließ. Als Soffja Iwanowna, die nicht müde wurde, von ihrer Nichte zu sprechen, mir einmal erzählte, wie Warjenka vor vier Jahren, noch als Kind auf dem Lande, ihre sämtlichen Kleider

und Schuhe ohne Erlaubnis unter die Bauernkinder verteilt hatte, so daß man sie später wieder zurückfordern mußte, nahm ich diese Tatsache anfänglich nicht so hin wie etwas, das sie in meiner Meinung höher stellte, sondern ich machte mich sogar in Gedanken wegen ihrer unpraktischen Handlungsweise über sie lustig.

Wenn zu den Nechljudows Gäste kamen, wie mitunter auch Wolodja und Dubkow, zog ich mich selbstzufrieden, mit dem ruhigen Bewußtsein, ein Angehöriger des Hauses zu sein, in den Hintergrund zurück, beteiligte mich nicht an der Unterhaltung und hörte nur zu, was die anderen sprachen. Und alles, was sie sagten, schien mir unglaublich dumm; ich wunderte mich innerlich, wie eine so kluge, logisch denkende Frau wie die Fürstin, und wie ihre ebenso logisch denkenden Angehörigen diese Dummheiten anhören und noch darauf eingehen konnten. Wäre es mir damals eingefallen, das, was ich selbst sagte, wenn ich allein zu Besuch war, mit dem zu vergleichen, was die anderen sagten, ich hätte mich nicht im geringsten gewundert. Noch weniger hätte ich mich gewundert, wenn ich berücksichtigt hätte, daß unsere Angehörigen — Awdotja Wassiljewna, Ljubotschka und Katsjenka — genau solche Frauen waren wie die anderen und um keinen Grad minderwertiger, und wenn ich mich erinnert hätte, was Dubkow, Katsjenka und Awdotja Wassiljewna ganze Abende lang lustig lachend geschwätzt hatten; wie Dubkow fast jedesmal die erste beste Gelegenheit benutzte, um gefühlvoll die Verse: „Au banquet de la vie, infortuné convive . . .“ oder Fragmente aus dem „Dämon“ vorzutragen, und überhaupt mit welchem Vergnügen sie stundenlang Unsinn schwätzten.

Es war selbstverständlich, daß Warjenka, wenn Besuch da war, mich weniger beachtete, als wenn wir allein waren; dann gab es weder Vorlesungen noch Musik, die ich so gerne hörte. Wenn sie mit Gästen sprach, verlor sie in meinen Augen ihren größten Reiz, die ruhige Überlegenheit und Einfachheit. Ich erinnere mich noch, wie merkwürdig mich ihre Gespräche mit Wolodja über das Theater und das Wetter berührten. Ich wußte, daß Wolodja mehr als alles in der Welt bemüht war, Banalitäten zu vermeiden und sie verab-

scheute; auch Warsjenka spottete stets über das erheuchelte Interesse am Wetter und dergleichen; und doch, warum sagten sie immer, wenn sie zusammenkamen, die unerträglichsten Banalitäten, und zwar so, als ob sie sich voreinander schämten? Jedesmal ärgerte ich mich nach solchen Gesprächen im stillen über Warsjenka, spottete am nächsten Tage über die gestrigen Besucher und fand um so größeres Vergnügen daran, mit dem Familienkreise der Nechljudows allein zu bleiben.

Wie dem auch sei, es war für mich allmählich ein größeres Vergnügen, mit Dmitrij im Salon seiner Mutter zusammen zu sein, als allein mit ihm unter vier Augen.

41

Meine Freundschaft mit Nechljudow

Gerade um diese Zeit hing meine Freundschaft mit Dmitrij an einem Haar. Ich hatte ihn schon zu lange kritisch beobachtet, um keine Fehler an ihm zu entdecken; in der ersten Jugend lieben wir leidenschaftlich und darum nur vollkommene Menschen. Sobald aber die Nebel der Leidenschaft sich zu zerstreuen beginnen oder die hellen Strahlen der Vernunft sie unwillkürlich durchdringen und wir den Gegenstand unserer Leidenschaft in seiner wahren Gestalt mit allen seinen Vorzügen und Fehlern sehen, dann fallen uns die Fehler, da wir durch sie überrascht werden, mit übertriebener Grellheit in die Augen; die Neigung zu allem Neuen und die Hoffnung, daß es nicht unmöglich sei, die Vollkommenheit auch bei einem anderen Menschen zu finden, lassen nicht nur unsere Abkühlung wachsen, sondern wecken auch Abscheu vor dem früheren Gegenstand unserer Leidenschaft, und ohne Bedauern lassen wir den fallen und eilen weiter, um eine neue Vollkommenheit zu suchen. Wenn mir dies mit Dmitrij nicht passierte, so habe ich es nur seiner hartnäckigen, pedantischen, mehr vernunftmäßigen als herzlichen Zuneigung zu verdanken, die zu täuschen ich mich geschämt hätte. Ueberdies band

der seltsame Grundsatz rückhaltloser Aufrichtigkeit uns aneinander. Für den Fall unserer Trennung hätten wir zu sehr fürchten müssen, die einander anvertrauten beschämenden moralischen Geheimnisse im Besitz des anderen zu lassen.

Übrigens hielten wir schon längst den Grundsatz der Aufrichtigkeit nicht mehr ein, und das erkannten wir beide sehr wohl; es hatte etwas Bedrückendes für uns und übte einen merkwürdigen Einfluß auf unsere Beziehungen aus.

Jedesmal, wenn ich in diesem Winter zu Dmitrij kam, fand ich bei ihm einen Studienfreund, den Studenten Besobedow, mit dem er zusammen arbeitete. Besobedow war ein kleines, pockenarbiges, mageres Männchen mit winzigen, von Sommersprossen bedeckten Händen, riesenlangen, ungekämmten, roten Haaren, stets zerlumpt, schmutzig und ungebildet, der auch im Studium keineswegs gut vorwärts kam. Dmitrijs Beziehungen zu ihm waren mir ebenso unverständlich wie die zu Ljubow Ssergejewna. Der einzige Grund, warum er unter allen Kameraden gerade diesen zu seinem Verkehr gewählt hatte, konnte nur der sein, daß in der ganzen Universität kein Student zu finden war, der schlechter aussah als Besobedow. Gerade darum schien es Dmitrij Freude zu machen, allen zum Trost ihm seine Freundschaft zuzuwenden. In all seinen Beziehungen zu diesem Studenten kam das stolze Gefühl zum Ausdruck: „Mir ist es gleich, wer ihr seid. Ihr seid mir alle gleich; ich liebe ihn, also ist er ein guter Mensch.“

Ich wunderte mich, daß es ihm gar nicht schwer fiel, sich dauernd Zwang aufzuerlegen, und daß der unglückselige Besobedow seine mißliche Lage ertrug. Mir mißfiel diese Freundschaft sehr.

Eines Abends kam ich zu Dmitrij, um zusammen mit ihm in den Salon seiner Mutter zu gehen, uns dort zu unterhalten und Warijka singen oder lesen zu hören. Allein oben saß Besobedow; in schroffem Ton erwiderte mir Dmitrij, er könne nicht hinuntergehen, ich sehe doch, daß er Besuch habe.

„Was gibt es denn dort Unterhaltendes?“ fügte er hinzu. „Es ist viel schöner, wir bleiben ein wenig hier und plaudern.“ Obwohl

mich der Gedanke, zwei Stunden mit Besobedow zuzubringen, gar nicht entzückte, konnte ich mich nicht entschließen, allein in den Salon zu gehen, setzte mich, innerlich über die Schrullen meines Freundes verärgert, in den Schaukelstuhl und begann, mich schweigend hin und her zu schaukeln. Ich war sehr erbozt über Dmitrij und Besobedow, weil sie mich des Vergnügens beraubt hatten, unten zu sein; ich wartete, ob Besobedow bald gehen werde und lauschte, voller Wut auf ihn und auf Dmitrij, ihrem Gespräch, ohne ein Wort zu sagen. „Ein angenehmer Gast! Mit dem muß man zusammen sitzen!“ dachte ich, als der Lakai den Tee hereinbrachte und Dmitrij Besobedow fünfmal bitten mußte, ein Glas zu nehmen, da der schüchterne Gast es für seine Pflicht hielt, beim ersten und zweiten Glas den Tee abzulehnen und zu sagen: „Trinken Sie doch bitte selbst.“ Dmitrij zwang sich offenkundig, seinen Gast zu unterhalten, aber seine wiederholten Versuche, auch mich in das Gespräch hineinzuziehen, waren vergeblich. Ich schwieg düster.

„Schneide doch kein solches Gesicht! Ich werde doch wohl noch zeigen dürfen, daß ich mich langweile“, so sprach ich in Gedanken zu Dmitrij, schwieg und schaukelte mich im Sessel gleichmäßig hin und her. Mit einem gewissen Vergnügen schürte ich in meinem Innern mehr und mehr das Gefühl stillen Hasses gegen meinen Freund. „So ein Dummkopf,“ dachte ich . . . „Er hätte doch den Abend so angenehm mit seinen netten Angehörigen zubringen können, statt dessen sitzt er mit diesem Kindvieh zusammen und läßt die Zeit verstreichen; bald ist es zu spät, in den Salon zu gehen.“ Ich blickte über die Lehne des Sessels nach meinem Freund. Seine Hände, seine Haltung, sein Hals, besonders aber sein Nacken und die Knie erschienen mir so widerwärtig und hatten etwas so Beleidigendes für mich, daß ich ihm in diesem Augenblick mit Freuden eine große Unannehmlichkeit zugefügt hätte.

Endlich erhob sich Besobedow, aber Dmitrij konnte sich nicht entschließen, einen so angenehmen Gast gleich gehen zu lassen: er schlug ihm vor, bei ihm zu übernachten, zum Glück aber ging Besobedow nicht darauf ein und entfernte sich.

Dmitrij begleitete ihn hinaus, kam wieder zurück, rieb sich, leise und selbstzufrieden lächelnd, die Hände, — wahrscheinlich, weil er fest geblieben und weil er andererseits endlich die Langeweile los geworden war — ging im Zimmer auf und ab und blickte mich bisweilen an. Er war mir jetzt noch widerlicher. „Wie kann er sich unterstehen, auf- und abzugehen und zu lächeln!“ dachte ich.

„Warum ärgerst du dich?“ sagte er plötzlich und blieb vor mir stehen.

„Ich ärgere mich gar nicht,“ antwortete ich, wie man in solchen Fällen immer antwortet, „ich ärgere mich nur, weil du dich vor mir, vor Besobedow und vor dir selbst verstellst.“

„Welch ein Unsinn! Ich verstelle mich nie und vor niemand.“

„Ich habe unseren Grundsatz, gegen einander aufrichtig zu sein, nicht vergessen, und ich sage dir's ins Gesicht. Ich bin überzeugt, dieser Besobedow ist dir ebenso unerträglich wie mir, denn er ist dumm und Gott weiß was sonst noch, aber es macht dir Freude, vor ihm groß zu tun.“

„Nein! Erstens ist Besobedow ein ausgezeichneteter Mensch . . .“

„Und ich sage dir: Doch! ich sage dir sogar: auch deine Freundschaft mit Ljubow Ssergesewna beruht nur darauf, daß sie dich für einen Gott hält.“

„Und ich sage dir: Nein!“

„Und ich sage dir: Ja, denn ich kenne das von mir selber“, sagte ich mit der Blut unterdrückten Zornes und mit der Absicht, ihn durch meine Aufrichtigkeit zu entwaffnen. „Ich habe es dir gesagt und sage es dir noch einmal, es scheint mir manchmal so, als ob ich die Menschen lieb habe, die mir Unangenehmes sagen; wenn ich mir aber die Sache näher ansehe, merke ich, daß das keine wahre Zuneigung ist.“

„Nein“, fuhr Dmitrij fort und rückte mit einer wütenden Bewegung des Halses die Krawatte zurecht. „Wenn ich liebe, kann weder Lob noch Tadel an meinen Gefühlen etwas ändern.“

„Das ist nicht wahr, ich habe dir doch gestanden, daß ich meinen Papa, als er mich einen dreckigen Kerl nannte, eine Zeitlang gehaßt und ihm den Tod gewünscht habe; und auch du . . .“

„Sprich nur von dir. Sehr bedauerlich, wenn du so bist . . .“

„Im Gegentheil!“ schrie ich, sprang vom Sessel auf und sah ihm mit verzweifelttem Mut in die Augen: „Was du da sagst, ist nicht schön. Hast du mir denn nicht vom Bruder erzählt, ich will dich nicht daran erinnern, es wäre unanständig, hast du mir nicht erzählt . . .? aber ich will dir sagen, was ich jetzt von dir denke . . .“

Um ihn noch empfindlicher zu verletzen als er mich, begann ich ihm zu beweisen, daß er niemand liebe, und ihm alles ins Gesicht zu sagen, was ich ihm meiner Meinung nach mit Recht vorzuwerfen hatte. Ich war sehr zufrieden damit, daß ich ihm alles sagte, ich übersah aber gänzlich, daß der einzig mögliche Zweck dieser Aussprache, nämlich ihn zu zwingen, die Fehler, die ich ihm vorwarf, einzugestehen, in einem Augenblick, in dem er erzürnt war, nicht erreicht werden konnte. Wenn wir beide ruhig waren, d. h. in einer Stimmung, in der er das hätte einsehen können, hatte ich nie davon gesprochen.

Der Streit drohte mit einem Bruch zu enden, als Dmitrij plötzlich still wurde und in ein anderes Zimmer ging. Ich folgte ihm, fuhr fort zu sprechen, aber er antwortete mir nicht. Ich wußte, daß im Verzeichnis seiner Laster sich auch der Jähzorn befand, und daß er sich in diesem Augenblick überwand. Ich verfluchte alle seine Verzeichnisse.

So weit also brachte uns unser Grundsatz: einander alles zu sagen, was wir fühlten, und nie einem dritten etwas von einander zu sagen. Hingerissen von der Leidenschaft zur Aufrichtigkeit, gelangten wir manchmal zu den schamlosesten Geständnissen, indem wir zu unserer Schande eine Vermutung, einen Traum für einen Wunsch und für ein Gefühl ausgaben, wie z. B. das, was ich ihm eben gesagt hatte; weit entfernt, das Band, das uns verknüpfte, zu befestigen, töteten diese Geständnisse in uns das Gefühl und entzweiten uns; jetzt aber hatte ihn die Eigenliebe verhindert, das geringfügigste Geständnis zu machen; in der Hitze des Streites bedienten wir uns der Waffen, die wir einander zuvor in die Hände gelegt hatten, und die so schmerzhaft verletzen konnten.

Die Stiefmutter

Sobgleich Papa eigentlich erst nach Neujahr mit seiner Frau nach Moskau kommen wollte, kam er schon im Oktober, zur Herbstzeit, als es noch ausgezeichnete Treibjagden gab. Papa sagte, er habe seine Absicht geändert, da seine Angelegenheit im Senat verhandelt werden solle. Mimi aber erzählte, Awdotja Wassiljewna habe sich auf dem Lande so gelangweilt, so oft von Moskau gesprochen und sich so krank gestellt, daß Papa beschlossen habe, ihren Wunsch zu erfüllen.

„Weil sie ihn doch niemals geliebt hat, nur lang und breit von ihrer Liebe herumerzählte und einen reichen Mann heiraten wollte,“ fügte Mimi hinzu und seufzte nachdenklich, als wolle sie sagen: „Gewisse Menschen hätten anders gehandelt, wenn er sie nur zu schätzen verstanden hätte.“

Die gewissen Menschen waren ungerecht gegen Awdotja Wassiljewna; jedes ihrer Worte, jeder Blick, jede Bewegung verrieten ihre leidenschaftlich hingebende, aufopferungsvolle Liebe zu Papa. Aber diese Liebe hielt sie nicht im mindesten davon ab, neben dem Wunsche, sich nicht von ihrem vergötterten Manne zu trennen, sich auch eine ungewöhnlich schöne Haube von Madame Annette, einen Hut mit einer auffallenden, himmelblauen Straußensfeder und ein blaues, venettanisches Sammetkleid zu wünschen, das geschickt ihren schönen, weißen Busen und die Arme frei ließ, die bisher nur ihr Mann und ihre Kammermädchen gesehen hatten. Katjenka stand selbstverständlich auf seiten der Mutter; zwischen uns und der Stiefmutter bildeten sich dagegen gleich seit dem Tage ihrer Ankunft merkwürdige, spaßhafte Beziehungen heraus. Sobald sie aus dem Wagen gestiegen war, machte Wolodja ein ernstes Gesicht, seine Augen trübten sich, er schlug die Hacken zusammen, küßte unter übertriebenen Verbeugungen ihre Hand und sagte theatralisch:

„Ich habe die Ehre, der lieben Mama ein herzliches Willkommen zu entbieten und ihr Händchen zu küssen.“

„Ah, mein liebes Söhnchen,“ sagte Awdotja Wassiljewna und lächelte mit ihrem schönen, einförmigen Lächeln.

„Vergessen Sie auch das zweite Söhnchen nicht,“ sagte ich, küßte ebenfalls ihre Hand und bemühte mich unwillkürlich, Wolodjas Gesichtsausdruck und Stimme nachzuahmen.

Wären wir und unsere Stiefmutter von unserer gegenseitigen Zuneigung überzeugt gewesen, so hätte diese Art der Begrüßung eine verächtliche Zurückweisung jeder Liebesäußerung bedeuten können; hätten wir schlecht miteinander gestanden, so konnte sie entweder Ironie oder Verachtung der Heuchelei oder den Wunsch bedeuten, unsere wahren Beziehungen vor dem anwesenden Vater zu verbergen, und noch viele andere Gefühle und Gedanken; aber in dem vorliegenden Falle bedeutete diese Art, die Awdotja Wassiljewna sehr zusagte, gar nichts und diente nur dazu, den Mangel an jeglicher Beziehung zwischen uns zu verbergen. In der Folge konnte ich oft auch in anderen Familien derartige scherzhaft maskierte Beziehungen beobachten, wenn ihre Mitglieder voraussahen, daß die wahren Beziehungen nicht sehr gut sein würden; solche Beziehungen bildeten sich unwillkürlich zwischen uns und Awdotja Wassiljewna heraus. Wir verließen diese Grenzen fast niemals, wir waren gegen sie stets von einer erheuchelten Höflichkeit, sprachen französisch mit ihr, machten unsere Verbeugungen und nannten sie *chère maman*, worauf sie stets mit ähnlichen Scherzen und mit einem schönen, einförmigen Lächeln antwortete. Nur die weinerliche Ljubotschka mit ihren Watschelbeinen und ihrer ungetünstelten Art gewann die Stiefmutter lieb und versuchte sehr naiv und manchmal auch ungeschickt, sie unserer ganzen Familie näherzubringen; dafür war Ljubotschka auch die einzige Person auf der Welt, für die Awdotja Wassiljewna neben ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Papa ein wenig Zuneigung fühlte. Awdotja Wassiljewna brachte ihr sogar eine gewisse schwärmerische Bewunderung und scheue Achtung entgegen, die mich in Erstaunen setzten.

In der ersten Zeit bezeichnete sich Awdotja Wassiljewna gern als Stiefmutter und spielte oft darauf an, daß Kinder und Hausge-

nossen schlecht und ungerecht von einer Stiefmutter denken und daß ihre Lage darum sehr schwer sei. Aber obwohl sie das Unangenehme ihrer Situation vorausgesehen hatte, tat sie nichts, um sie zu erleichtern: sie hätte gegen den einen freundlich sein, den anderen beschenken und nicht mürrisch sein müssen, was ihr sehr leicht gefallen wäre, da sie von Natur nicht anspruchsvoll und gütig war. Nicht nur, daß sie dies unterließ, im Gegenteil, in Voraussicht ihrer unangenehmen Lage hatte sie sich zur Verteidigung bereit gemacht, ohne angegriffen zu sein, und da sie annahm, daß alle Hausgenossen mit allen Mitteln bestrebt seien, ihr Unannehmlichkeiten und Beleidigungen zuzufügen, sah sie in allem eine Absicht und glaubte, es entspreche am ehesten ihrer Würde, alles schweigend zu dulden, und da sie nichts tat, um sich Liebe zu erobern, stieß sie nur auf Unfreundlichkeit. Außerdem fehlte ihr das in unserem Hause ganz besonders entwickelte gegenseitige Verständnis, von dem ich schon gesprochen habe, in einem solchem Maße, und ihre Gewohnheiten waren den in unserem Hause eingewurzelten so entgegengesetzt, daß dies allein eine Mißstimmung gegen sie erzeugte. Sie lebte in unserem ordentlichen, reinlichen Hause immer so, als wäre sie eben erst angekommen; sie ging schlafen und stand entweder zu spät oder zu früh auf, einmal erschien sie zum Mittagessen, ein anderes Mal nicht, einmal aß sie Abendbrot und lehnte es dann wieder ab. Wenn kein Besuch da war, ging sie fast stets halb angekleidet umher und genierte sich weder vor uns noch vor der Dienerschaft, sich in einem weißen Unterrock und einem über die nackten Arme geworfenen Schal zu zeigen. Anfangs gefiel mir diese Einfachheit, später aber verlor ich gerade infolge dieser Einfachheit den letzten Rest von Achtung, den ich noch vor ihr hatte. Noch seltsamer war es für uns, daß zwei ganz verschiedene Wesen in ihr zu wohnen schienen, je nach dem, ob Besuch da war oder nicht. Wenn Gäste da waren, war sie eine junge, gesunde, schöne, kalte Frau, festlich gekleidet, nicht dumm und nicht klug, aber stets heiter; wenn keine Gäste da waren, war sie eine nicht mehr junge, erschöpfte, unbefriedigte Frau, unordentlich und gelangweilt, wenn auch verliebt. Oft, wenn

ich sah, wie sie lächelnd und vom Winterfrost gerötet, glücklich im Bewußtsein ihrer Schönheit von einem Besuch nach Hause kam, ihren Hut abnahm und sich im Spiegel betrachtete oder im prächtigen, ausgeschnittenen Ballkleid durch das Zimmer rauschte, verschämt und zugleich stolz an der Dienerschaft vorbeiging und in den Wagen stieg, oder bei kleinen Abendgesellschaften in unserem Hause im geschlossenen Seidenkleide mit irgend welchen feinen Spitzen um den zarten Hals ihr einförmiges, aber schönes Lächeln nach allen Seiten erstrahlen ließ, wenn ich das alles sah, dann dachte ich mir, was würden wohl die sagen, die von ihr entzückt sind, wenn sie sie sähen, wie ich sie sah, wenn sie abends, allein zu Hause sitzend, nach zwölf Uhr Mitternacht ihren Mann aus dem Klub zurück erwartete und in irgendeinem Hausrock, mit ungekämmtem Haar wie ein Schatten durch die schwach erleuchteten Zimmer irrte. Bald ging sie an den Flügel und spielte mit angestrenzter Miene den einzigen Walzer, den sie kannte, bald nahm sie ein Buch, las mitten drin einige Zeilen und warf es wieder beiseite, bald ging sie, um die Dienerschaft nicht zu wecken, selbst an das Büffet, nahm eine Gurke und kalten Kalbsbraten heraus und verzehrte beides, am offenen Büffet stehend, bald schlenderte sie wieder ziellos, müde und gelangweilt aus einem Zimmer in das andere. Am meisten aber trennte uns ihr mangelhaftes Verständnis, das sich besonders in ihrer Art zeigte, herablassend zuzuhören, wenn man mit ihr von Dingen sprach, die sie nicht verstand. Es war nicht ihre Schuld, daß sie die unbewußte Gewohnheit hatte, bloß leicht mit den Lippen zu lächeln und den Kopf vorzuneigen, wenn man ihr Dinge erzählte, die sie wenig interessierten (sie interessierte nichts außer ihrer eigenen Person und der ihres Mannes); aber die häufige Wiederholung ließ dieses Lächeln und dieses Kopfneigen unerträglich erscheinen. Auch ihre Lustigkeit, die über sich selbst, über jeden anderen, über die ganze Welt zu spotten schien, war ungeschickt und teilte sich niemand mit; ihre Empfindsamkeit war zu süßlich. Aber die Hauptsache war, daß sie sich nicht scheute, unaufhörlich und zu jedem Menschen von ihrer Liebe zu Papa zu sprechen. Obwohl sie nicht log, wenn sie sagte,

daß ihr ganzes Leben in der Liebe zu ihrem Mann beschlossen sei, und obwohl sie das durch ihr ganzes Leben bewies, war nach unserer Auffassung diese ungenierte und unaufhörliche Betonung ihrer Liebe widerwärtig; wir schämten uns ihretwegen, wenn sie in Gegenwart Fremder davon sprach, noch mehr, als wenn sie Fehler im Französischen machte.

Sie liebte ihren Mann über alles in der Welt, und ihr Mann liebte sie, besonders in der ersten Zeit, wenn er sah, daß sie auch anderen gefiel. Das einzige Ziel ihres Lebens war, sich die Liebe ihres Mannes zu erwerben; doch tat sie, wie es schien, absichtlich alles, was ihm unangenehm sein konnte, und dies alles, um ihm die ganze Kraft ihrer Liebe und ihre ganze Opferfreudigkeit zu beweisen.

Sie hatte schöne Kleider gern, und Vater sah sie gern in Gesellschaft als schöne Frau, die Lob und Bewunderung erregte; sie brachte aber ihre Leidenschaft für schöne Kleider Vater zum Opfer und gewöhnte sich immer mehr daran, daheim in einer grauen Bluse zu sitzen. Papa, der stets Freiheit und Gleichheit für die unumgängliche Voraussetzung aller Familienbeziehungen hielt, hatte gehofft, sein Liebling Ljubotschka und seine gütige, junge Frau würden in ein aufrichtiges und freundschaftliches Verhältnis zueinander treten; doch brachte Awdotja Wassiljewna sich selbst zum Opfer und hielt es für notwendig, der „wahren Hausfrau,“ wie sie Ljubotschka bezeichnete, mit unangebrachter Achtung zu begegnen, was Papa empfindlich verletzte. Er spielte in diesem Winter viel, zuletzt verlor er große Summen; stets bestrebt, eine strenge Grenze zwischen seinem Familienleben und seiner Leidenschaft für die Karten einzuhalten, verbarg er seine Spielaffären vor allen Hausgenossen. Awdotja Wassiljewna opferte sich und hielt es für ihre Pflicht, in grauer Bluse und ungekämmt, manchmal krank, und zu Ende des Winters sogar schwanger, um vier oder fünf Uhr morgens wiegenden Ganges Papa entgegenzukommen, wenn er, müde und beschämt, nach einem großen Spielverlust und nachdem er wegen Überschreitung der Spielzeit acht mal hatte Strafe bezahlen

müssen, aus dem Klub zurückkehrte. Sie fragte ihn zerstreut, ob er Glück im Spiel gehabt habe, und hörte mit herablassender Aufmerksamkeit, lächelnd und den Kopf schüttelnd, zu, wie er ihr erzählte, was er im Klub gemacht habe, und wie er sie zum hundertstenmal bat, nicht auf ihn zu warten. Aber obgleich Gewinn oder Verlust, wovon je nach Papas Spiel sein ganzes Vermögen abhing, sie gar nicht interessierten, kam sie ihm doch jede Nacht, wenn er aus dem Klub zurückkehrte, als erste entgegen. Außer ihrer leidenschaftlichen Sucht, sich aufzuopfern, bewog auch noch die heimliche Eifersucht sie dazu, unter der sie in stärkstem Maße litt. Niemand in der Welt hätte sie davon überzeugen können, daß Papa so spät aus dem Klub und nicht von irgend einer Mätresse zurückkehrte. Sie bemühte sich, aus Papas Gesicht seine Liebesgeheimnisse herauszulesen, und wenn sie nichts entdeckte, seufzte sie, ihren eigenen Schmerz auskostend, tief und gab sich Betrachtungen über ihr Unglück hin.

Infolge dieser und vieler anderer unaufhörlicher Opfer machte sich in Papas Verhältnis zu seiner Frau in den letzten Wintermonaten, während der er viel Geld verspielte und deshalb meist verstimmt war, zeitweilig das Gefühl eines stillen Hasses bemerkbar, jenes verhaltenen Abscheus gegenüber dem Gegenstand der Zuneigung, der in dem unbewußten Bestreben zum Ausdruck kommt, diesem Gegenstande alle möglichen kleinen moralischen Unannehmlichkeiten zu bereiten.

43

Neue Kameraden

Der Winter ging unmerklich vorüber, es begann schon zu tauen, und in der Universität wurde der Plan der Prüfungen angeschlagen, als ich mich plötzlich erinnerte, daß ich in achtzehn Fächern geprüft werden sollte, die ich zwar belegt, von denen ich aber kein einziges gehört und nachgeschrieben hatte, auch hatte ich mich auf keins vorbereitet. Es ist merkwürdig, daß ich mir kein einziges Mal die klare Frage vorlegte: Wie willst du eigentlich die Prüfung bestehen?

Aber diesen ganzen Winter war ich so berauscht von dem glücklichen Bewußtsein, daß ich erwachsen und *comme il faut* sei, daß ich, wenn ich mich fragte, wie ich das Examen bestehen wolle, mich mit anderen Kameraden verglich und dachte: „Sie werden doch bestehen, und die Mehrzahl von ihnen ist nicht *comme il faut*, also habe ich einen großen Vorzug vor ihnen voraus und muß auch bestehen.“ Ich ging nur aus Gewohnheit zu den Vorlesungen und weil Papa mich von Hause wegschickte. Außerdem hatte ich viele Bekannte und unterhielt mich sehr gut in der Univerſität. Ich liebte den Lärm, das Geplauder und das Gelächter in den Hörsälen, ich hatte es gern, während der Vorlesung auf der hintersten Bank, eingewiegt von der eintönigen Stimme des Professors, meinen Träumen nachzuhängen und die Kameraden zu beobachten, sprang gerne mit irgend jemand zu Materne, um ein Gläschen Schnaps zu trinken und einen Imbiß zu nehmen, und da ich wußte, daß der Professor mir dafür den Kopf waschen konnte, machte es mir Spaß, vorsichtig die knarrende Türe aufzumachen und in den Hörsaal zu schlüpfen; auch nahm ich gern an lustigen Streichen teil, wenn die Studenten der verschiedenen Jahrgänge sich unter Gelächter im Korridor balgten. Dies alles war außerordentlich lustig.

Als alle begannen, die Vorlesungen regelmäßiger zu besuchen, als dann der Professor der Physik seine Vorlesung schloß und sich bis zu den Prüfungen verabschiedete, als die Studenten anfangen, ihre Vorlesungshefte zusammenzustellen und sich gruppenweise auf das Examen vorzubereiten, dachte auch ich daran, daß ich mich vorbereiten müsse. Operow, mit dem ich noch immer auf Größfuß, zu dem ich aber, wie ich bereits erzählt habe, in einem kühlen Verhältnis stand, bot mir nicht nur seine Hefte an, sondern lud mich auch ein, mich zusammen mit ihm und anderen Studenten nach diesen Hefen vorzubereiten. Ich dankte ihm und willigte ein, in der Hoffnung, durch diese ihm erwiesene Ehre unseren damaligen Streit gänzlich aus der Welt zu schaffen; ich bat ihn nur, daß man sich unbedingt jedesmal bei mir versammeln möchte, da ich eine gute Wohnung hätte.

Man antwortete mir, man werde abwechselnd bei dem einen und bei dem anderen zusammenkommen, oder bei jemand, der nicht so weit wohne. Die erste Zusammenkunft fand bei Suchin statt. Es war ein kleines Stübchen hinter einer dünnen Zwischenwand in einem großen Hause auf dem Trubnoj Boulevard. Am ersten festgesetzten Tage verspätete ich mich und kam, als man schon zu lesen begonnen hatte. Das kleine Zimmer war ganz vollgeraucht, und zwar mit schlechtem Knaster „Machorkatabak“, den Suchin zurauen pflegte. Auf dem Tisch stand eine Karaffe Schnaps, ein Gläschen, Brot, Salz und eine Hammelkeule.

Ohne aufzustehen, forderte Suchin mich auf, einen Schnaps zu nehmen und den Rock abzulegen.

„Sie sind, glaub ich, so eine Bewirtung nicht gewöhnt,“ fügte er hinzu.

Alle hatten schmutzige Kattunhemden und Blastrons an. Ich bemühte mich, ihnen gegenüber meine Geringschätzung nicht merken zu lassen, zog meinen Rock aus und streckte mich kameradschaftlich auf das Sofa. Suchin las, verglich von Zeit zu Zeit seinen Text mit dem der anderen, diese unterbrachen ihn, stellten Fragen, und er gab kurze, kluge und präzise Antworten. Ich hörte aufmerksam zu, verstand aber vieles nicht, da ich das Vorhergegangene nicht kannte, und stellte eine Frage.

„Aber, mein Lieber, Sie kommen ja gar nicht mit, wenn Sie das nicht wissen,“ sagte Suchin. „Ich gebe Ihnen die Hefte, nehmen Sie das bis morgen durch, sonst kann ich Ihnen nichts erklären.“

Ich schämte mich meiner Unwissenheit, und da ich die Berechtigung der Bemerkung Suchins einsah, hörte ich nicht mehr zu und begann, meine neuen Kameraden zu beobachten. Nach meiner Einteilung der Menschen in Menschen comme il faut und nicht comme il faut, gehörten sie offensichtlich zur zweiten Gattung und erregten deshalb in mir nicht nur Verachtung, sondern auch einen gewissen persönlichen Haß, den ich ihnen gegenüber deshalb empfand, weil sie, ohne comme il faut zu sein, mich nicht nur als ihresgleichen behandelten, sondern mich sogar in gutmütiger Art begönnerten. Dieses Gefühl

riefen ihre Füße, die schmutzigen Hände mit den abgebissenen Nägeln und der lange Nagel am kleinen Finger Operows, die rosafarbenen Hemden, die Blastrons, die Schimpfworte, die sie sich liebevoll an den Kopf warfen, das schmutzige Zimmer, Suchins Gewohnheit, sich unaufhörlich durch die Nase zu pusten, wobei er den einen Nasenflügel mit dem Finger zudrückte, besonders aber ihre Art, zu sprechen, sowie gewisse Worte zu gebrauchen und zu betonen, in mir hervor. So sagten sie zum Beispiel „Tor“ statt „Dummkopf“, „gleichsam“ statt „wie“, „prächtig“ statt „schön“, was mir schulmeisterlich und abstoßend und unanständig vorkam. Noch mehr aber erregte meinen comme il faut-Haß die Art, wie sie gewisse russische, besonders aber fremde Worte betonten. Sie sagten „Mechanik“ statt „Mechanik“, „Shakespeare“ statt „Shakespeare“, usw.

Trotz ihres damals für mich so unerträglich abstoßenden Äußeren ahnte ich doch, daß etwas Gutes in diesen Menschen lag, ich beneidete sie um ihre fröhliche Kameradschaftlichkeit, empfand Zuneigung zu ihnen und hatte das Verlangen, so schwer es mir auch fallen mußte, ihnen näher zu treten. Den sanften und ehrlichen Operow kannte ich schon lange; jetzt aber gefiel mir auch der muntere, äußerst kluge Suchin, der in diesem Kreise offenbar tonangebend war. Er war ein kleiner, untersehter, brünetter junger Mann, dessen etwas aufgedunsenes, stets glänzendes Gesicht einen ungewöhnlich klugen, lebhaften, selbstbewußten Ausdruck hatte. Diesen Ausdruck verliehen ihm besonders die zwar nicht hohe, aber über den tiefen, schwarzen Augen gewölbte Stirn, das borstige, kurze Kopfhaar und der dichte, schwarze Bart, der stets unrasiert zu sein schien. An sich selbst schien er gar nicht zu denken (was mir an Menschen stets besonders gut gefiel), aber man sah, daß sein Geist nie untätig war. Er hatte eines jener ausdrucksvollen Gesichter, die sich einige Stunden, nachdem man sie zum erstenmal gesehen hat, plötzlich vor unseren Augen völlig verändern. Das geschah gegen Ende des Abends vor meinen Augen mit Suchins Gesicht. Es zeigten sich neue Falten darauf, die Augen sanken tiefer ein, das Lächeln wurde anders, und das ganze Gesicht veränderte sich so, daß ich ihn nur mit Mühe wiedererkennen konnte.

Als man mit dem Lesen fertig war, tranken Suchin, die anderen Studenten und ich, um meinerseits meine Bereitwilligkeit zu einem kameradschaftlichen Verhältnis zu zeigen, jeder ein Gläschen Schnaps, so daß in der Karaffe fast nichts mehr übrig blieb. Suchin fragte, wer einen Viertelrubel habe, um das alte Weib, das bei ihm bediente, nach Schnaps zu schicken. Ich bot ihm von meinem Gelde an, aber Suchin wandte sich an Operow, als habe er nichts gehört, und dieser zog einen perlengestickten Beutel hervor und gab ihm die gewünschte Münze.

„Steh mal zu, daß du nicht zu viel trinkst“, sagte Operow, der selbst nichts trank.

„Keine Angst,“ antwortete Suchin und sog das Mark aus dem Hammelknochen (in diesem Augenblick dachte ich, wie ich mich erinnere: er hat wohl deswegen so viel Verstand, weil er Mark isst).

„Keine Angst,“ wiederholte er mit leichtem Lächeln — er hatte ein Lächeln, an das man sich unbedingt erinnern und für das man ihm dankbar sein mußte — „wenn ich auch etwas zu viel trinke, so macht das nichts; wollen mal sehen, Bruder, wer den anderen unterkriegt, er mich oder ich ihn. Da drinnen ist alles fertig, Bruder,“ sagte er und schlug sich prahlerisch an die Stirn. „Vielleicht fällt Ssemjonow noch durch, er bummelt tüchtig.“

Tatsächlich hatte dieser Ssemjonow mit den grauen Haaren, über den ich mich bei der ersten Prüfung so gefreut hatte, weil er noch schlechter aussah als ich, und der die Aufnahmeprüfung als zweiter bestanden hatte, im ersten Monat die Vorlesungen pünktlich besucht, hatte dann mitten im Jahre zu bummeln angefangen und sich bis ans Ende nicht mehr in der Universität sehen lassen.

„Wo ist er?“ fragte jemand.

„Ich habe ihn ganz aus den Augen verloren,“ fuhr Suchin fort, „das letztemal haben wir mit ihm zusammen „Lissabon“ demolirt. Das war ein herrlicher Spaß! Man sagt, es soll dann noch eine Geschichte gegeben haben... Das ist ein Kopf! Was hat dieser Mensch für ein Feuer! Was für ein Verstand! Es wäre schade, wenn er zugrunde ginge! Und er wird sicher zugrunde gehen! Er ist

kein Junge mehr, bei den Passionen, die er hat, wird er es an der Universität wohl kaum lange aushalten."

Wir unterhielten uns noch ein wenig, dann gingen wir auseinander, nachdem wir verabredet hatten, an den folgenden Tagen wieder bei Suchin zusammenzukommen, weil seine Wohnung von denen aller anderen aus am leichtesten zu erreichen war. Als wir auf die Straße traten, schämte ich mich ein wenig, weil alle anderen zu Fuß gingen und ich allein einen Wagen hatte; verlegen schlug ich Operow vor, ihn nach Hause zu bringen. Suchin war mit uns auf die Straße getreten, er borgte bei Operow einen Rubel und ging irgendwohin, um die ganze Nacht dort zuzubringen. Unterwegs erzählte Operow mir viel von Suchins Charakter und Lebensweise; zu Hause angelangt, konnte ich lange nicht einschlafen; ich dachte über diese neuen Menschen nach, die ich kennen gelernt hatte. Schlaflos schwankte ich lange zwischen der Achtung, zu der mich ihre Kenntnisse, ihre Einfachheit, ihre Ehrlichkeit, die Poesie ihres jugendlichen frischen Wesens zwang, und zwischen der Abneigung gegen ihr unordentliches Äußere, das mich abstieß, hin und her. Trotz meines Verlangens war es mir damals buchstäblich nicht möglich, intimer mit ihnen zu werden. Unsere Auffassung der Dinge war zu verschieden. Es gab eine Menge von Nuancen, die für mich den ganzen Reiz und Sinn des Lebens ausmachten, und die ihnen ganz unbegreiflich waren, und umgekehrt. Aber die Hauptursache, die eine Annäherung zwischen uns verhinderte, war das Zwanzig-Rubel-Tuch meines Anzuges, mein Wagen und mein kostbares Leinenhemd. Diese Ursache war für mich von besonderer Wichtigkeit; es schien mir, daß ich sie durch die äußeren Kennzeichen meiner Wohlhabenheit unwillkürlich beleidigte. Ich fühlte mich ihnen gegenüber schuldbeladen; bald demütigte ich mich, bald empörte ich mich gegen die unverdiente Demütigung, bald wieder regte sich ein starkes Selbstbewußtsein in mir, und ich vermochte kein auf Gleichheit gegründetes, aufrichtiges Verhältnis zu ihnen zu gewinnen. Das rohe, lasterhafte Element in Suchins Charakter wurde damals in meinen Augen von der starken Poesie des Draufgängertums, daß ich bei ihm voraus-

setzte, derart zurückgedrängt, daß es keineswegs unangenehm auf mich wirkte.

Zwei Wochen lang ging ich fast jeden Abend zu Suchin, um mit ihnen zu arbeiten. Ich arbeitete sehr wenig, denn ich war, wie schon gesagt, hinter den Kameraden zurückgeblieben; da mir die Kraft fehlte, allein zu arbeiten, um sie einzuholen, stellte ich mich nur so, als ob ich zuhörte und verstände, was sie lasen. Ich glaube, die Kameraden durchschauten mich und merkten, daß ich mich verstellte; ich konnte häufig beobachten, daß sie Stellen, die sie selber wußten, ausließen und keine Frage an mich richteten.

Mit jedem Tage erschien mir der Mangel an Ordnung in diesem Kreise mehr und mehr entschuldbar, da ich in dessen Lebensweise hineingezogen wurde und viel Poesie darin fand. Nur das Dmitrij gegebene Ehrenwort, nicht mit ihnen zu bummeln, hielt mich davon zurück, ihre Vergnügungen zu teilen.

Eines Tages wollte ich vor ihnen mit meiner Kenntniß der Literatur, besonders aber der französischen, prahlen und brachte das Gespräch auf dieses Thema. Zu meinem Erstaunen zeigte es sich, daß sie, obwohl sie die ausländischen Namen mit russischem Akzent aussprachen, weit mehr englische, und sogar spanische Schriftsteller gelesen hatten als ich, sie kannten und schätzten und Namen, wie Le Sage, nannten, die ich nie gehört hatte. Buschkin und Schukowskij waren für sie Literatur (nicht wie für mich Bücher in einem gelben Einband, die ich als Kind gelesen und gelernt hatte). Sie verachteten Dumas, Sue, Féval und hatten, besonders Suchin, — ein besseres und klareres Urtheil als ich, was ich nicht bestreiten konnte. Auch in meinen musikalischen Kenntnissen hatte ich nichts vor ihnen voraus. Zu meinem noch größeren Erstaunen spielte Operow Geige, ein anderer von den Studenten, die mit uns arbeiteten, spielte Cello und Klavier, beide wirkten im Universitätsorchester mit, hatten gute musikalische Bildung und schätzten gute Musik. Mit einem Wort, alles, womit ich vor ihnen hatte prahlen wollen, ausgenommen die Aussprache des Französischen und Deutschen, kannten sie besser als ich und sie waren gar nicht stolz darauf. Ich hätte dank meiner Lage

mit meinen gesellschaftlichen Talenten großtun können, aber die besaß ich nicht in dem Maße wie Wolodja. Weswegen und von wo aus wollte ich also auf sie herabschauen? Wegen meiner Bekanntschaft mit dem Fürsten Iwan Iwanowitsch? Wegen meiner Aussprache des Französischen? Wegen meines Wagens? Wegen meiner feinen Leinenhemden? Wegen meiner Fingernägel? „Ist das alles am Ende nicht Unsinn?“ dämmerte es unter dem Einfluß des Neides auf die Kameradschaftlichkeit und die gutmütige, jugendliche Fröhlichkeit, die ich vor mir sah, dunkel in mir auf. Sie duzten sich alle. Die Einfachheit ihres Verkehrs grenzte an Grobheit, aber hinter diesem groben Äußeren sah man deutlich, wie sie sich davor hüteten, einander auch nur im mindesten zu beleidigen. Worte, wie „Schuft“, „Schwein“, die sie als Rosenamen gebrauchten, berührten nur mich, unangenehm und reizten mich innerlich zum Spott, aber diese Worte beleidigten sie nicht und hinderten sie nicht daran, auf bestem, freundschaftlichem Fuße miteinander zu stehen. Im Verkehr miteinander waren sie so zartfühlend, wie es nur sehr arme und sehr junge Menschen sein können. Hauptsächlich aber witterte ich etwas Maßloses, Ungezügelter in Suchins Charakter und in seinen Abenteuern im „Lissabon“. Ich ahnte, daß diese Gelage etwas ganz anderes sein mußten als die heuchlerische Ausgelassenheit beim Feuerpunsch und Champagner, die ich bei Baron S. erlebt hatte.

Suchin und Semjonow

Ich weiß nicht, welchem Stande Suchin angehörte, ich weiß nur, daß er aus dem S...-Gymnasium gekommen, daß er ohne jedes Vermögen und, wie ich glaube, nicht adelig war. Damals war er achtzehn Jahre alt, obwohl er viel älter aussah. Er war ungewöhnlich klug, besonders bemerkenswert aber war seine Auffassungsgabe. Es war für ihn leichter, auf den ersten Blick einen ganzen, vielgestaltigen Gegenstand zu erfassen, alle seine Einzelheiten und die sich

aus ihnen ergebenden Folgen zu überschauen, als mit Bewußtsein die Gesetze zu erkennen, nach denen diese Schlüsse sich vollzogen. Er wußte, daß er klug war, war stolz darauf und in Folge dieses Stolzes im Verkehr mit allen gleich einfach und gutmütig. Er mußte schon viel erlebt haben. Dank seiner begeisterungs- und aufnahmefähigen Natur hatte er schon oft Gelegenheit gehabt, Liebe und Freundschaft kennen zu lernen, und mit allerhand Geschäften und Geld in Berührung zu kommen. Obgleich er sich nur in den unteren Gesellschaftsschichten bewegte und in engen Verhältnissen lebte, gab es doch keine Sache, die er nicht, nachdem er sie kennen gelernt hatte, geringschätzig, oder mit nachlässiger Gleichgültigkeit betrachtet hätte, dank der großen Leichtigkeit, mit der ihm alles zufiel. Er schien nur darum mit solcher Begeisterung an alles Neue heranzugehen, um nachträglich mit Verachtung auf das erreichte Ziel herabzuschauen zu können, und seine fähige Natur gelangte stets ans Ziel und erwarb sich damit ein Recht auf diese Verachtung. Ebenso ging es ihm mit dem Studium: Trotzdem er wenig arbeitete und nichts nachschrieb, war er ein ausgezeichnete Kenner der Mathematik und er prahlte nicht, wenn er sagte, daß er den Professor in Verlegenheit bringen könne. Es schien ihm, daß er in den Vorlesungen sehr viel Unsinn hörte, doch mit der ihm eigenen, unbewußten, praktischen Verschlagenheit wußte er sich sofort in das hinein zu finden, was der Professor verlangte, und alle Professoren hatten ihn gern. Er war ganz offen im Verkehr mit den Vorgesetzten, allein die Vorgesetzten achteten ihn. Die Wissenschaft liebte und schätzte er nicht, ja er verachtete sogar die, die sich ernstlich mit dem abgaben, was ihm so leicht fiel. Die Wissenschaft, wie er sie auffaßte, nahm nicht den zehnten Teil seiner Fähigkeiten in Anspruch; das Studentenleben, wie er es führte, bot ihm nichts, dem er sich ganz hätte hingeben können; aber seine leidenschaftliche und, wie er es nannte, tatenfreudige Natur verlangte nach Leben und Bewegung; er gab sich dem Genuß und dem Bummelleben hin, soweit seine Mittel ihm dies erlaubten, und er tat das mit einem Feuer und mit dem Wunsche, seine letzten Kräfte dabei zu verschwenden. Vor den Prüfungen erfüllte sich Operow

Prophezeiung: Er verschwand für etwa vierzehn Tage, so daß wir in der letzten Zeit bei einem anderen Studenten arbeiten mußten. Aber bei der ersten Prüfung erschien er bleich, erschöpft, mit zitternden Händen im Saal und bestand die Übergangsprüfung zum zweiten Lehrkursus glänzend.

Zu Beginn des Jahrganges bestand die Bande, deren Haupt Suchin war und mit der er herumbummelte, aus acht Mann. Anfangs befanden sich auch Konin und Ssemjonow bei ihnen, ersterer aber zog sich von dieser Gesellschaft zurück, da er sich der maßlosen Bummelei, der sich die jungen Leute im Anfang des Jahres hingaben, nicht gewachsen fühlte, der zweite dagegen zog sich zurück, weil ihm auch das noch zu wenig war. In der ersten Zeit betrachteten alle Mitglieder unseres Jahrganges diese Menschen mit einem gewissen Entsetzen und erzählten sich gegenseitig ihre Heldentaten.

Die Haupthelden dieser Abenteuer waren Suchin und gegen Ende des Jahres Ssemjonow. Ssemjonow betrachteten in der letzten Zeit alle geradezu mit Schrecken, und wenn er sich bei einer Vorlesung zeigte, was selten genug vorkam, so geriet der Hörsaal in Bewegung.

Ssemjonow machte kurz vor den Prüfungen auf höchst energische und originelle Weise Schluß mit der Bummelei; dank meiner Bekanntschaft mit Suchin war ich Augenzeuge davon. Das geschah in folgender Weise: Eines Abends waren wir eben bei Suchin zusammengekommen, Operow hatte seinen Kopf über die Hefte gebeugt und hatte außer dem Leuchter mit dem Talglicht noch ein zweites Licht, das in einer Flasche steckte, herangerückt und gerade mit seinem dünnen Stimmchen begonnen, seine in winzigen Lettern geschriebenen Physikhefte vorzulesen, als die Zimmerwirtin hereintrat und Suchin meldete, es sei jemand mit einem Zettel gekommen . . .

45

Ich falle durch

Endlich nahte die erste Prüfung, in der Differential- und Integralrechnung, heran; ich befand mich noch immer in einer seltsamen Verblendung und gab mir keine klare Rechenschaft darüber,

was mich erwartete. Abends nach den Zusammenkünften mit Suchin und seinen Kameraden überkam mich oft der Gedanke, daß ich in meinen Überzeugungen etwas ändern müsse, daß etwas an ihnen nicht stimmte und nicht in Ordnung sei, doch am Morgen, bei hellem Sonnenlichte wurde ich wieder *comme il faut*, war zufrieden damit und wünschte keinerlei Änderung.

In dieser Geistesverfassung fuhr ich zur ersten Prüfung.

Ich setzte mich auf eine Bank, auf der die Fürsten, Grafen und Barone saßen, sprach mit ihnen französisch und (so seltsam es auch klingt) es fiel mir gar nicht ein, daß ich bald Fragen aus einem Fach zu beantworten haben würde, das ich gar nicht kannte. Gleichgültig sah ich zu, wie die Studenten an den Prüfungstisch herantraten, und erlaubte mir sogar, einige von ihnen zu hänseln.

„Nun, was gibt's, Grap?“, sagte ich zu Iljinka, als er vom Tisch zurückkam. „Haben Sie Angst gehabt?“

„Wir wollen mal sehen, wie es Ihnen ergehen wird,“ sagte Iljinka, der sich seit seinem Eintritt in die Universität gänzlich gegen meinen Einfluß aufgelehnt hatte, nicht lächelte, wenn ich mit ihm sprach, und recht unfreundlich gegen mich war.

Ich lächelte verächtlich bei Iljinkas Antwort, doch der Zweifel, den er äußerte, jagte mir einen Augenblick Schrecken ein, allein meine Verblendung verscheuchte auch dieses Gefühl wieder, und ich wurde so zerstreut und gleichgültig, daß ich sogar versprach, gleich nach meiner Prüfung (als sei das für mich die unwichtigste Sache von der Welt) mit Baron S. bei Materne zu frühstücken. Als man mich und Ikonin aufrief, glättete ich die Falten meiner Uniform und begab mich höchst kaltblütig an den Prüfungstisch.

Ein leichter Schauer lief mir erst über den Rücken, als ein junger Professor, derselbe, der mich beim Eintrittsexamen geprüft hatte, — mir direkt ins Gesicht sah, als ich die Zettel berührte. Obwohl Ikonin mit derselben wiegenden Bewegung des ganzen Körpers wie bei den früheren Prüfungen seinen Zettel aufnahm, gab er doch einige, wenn auch schlechte Antworten; ich machte das, was er bei den ersten Prüfungen gemacht hatte, ich machte es sogar noch schlimmer, indem

ich noch einen zweiten Zettel aufnahm und auch auf die darin enthaltene Frage keine Antwort geben konnte. Der Professor sah mich teilnahmsvoll an und sagte mit leiser, aber fester Stimme:

„Sie können nicht versetzt werden, Herr Irtenjew. Es ist besser, Sie geben die Prüfung auf. Die Fakultät muß gesäubert werden. Und Sie auch, Herr Ikonin“, fügte er hinzu.

Ikonin bat wie um ein Almosen um die Erlaubnis, noch eine Nachprüfung bestehen zu dürfen, doch der Professor entgegnete ihm, er könne doch nicht in zwei Tagen nachholen, was er im Laufe eines Jahres versäumt hätte, und er werde keinesfalls versetzt werden. Und nochmals bat Ikonin ganz kläglich und demütig, doch der Professor wies ihn von neuem zurück.

„Sie können gehen, meine Herren“, sagte er mit derselben leisen, aber festen Stimme.

Da erst entschloß ich mich, vom Tisch wegzutreten, und ich schämte mich, da ich durch meine stumme Anwesenheit gewissermaßen an dem demütigen Flehen Ikonins teilgenommen hatte. Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich durch den Saal ging und an den Studenten vorbeikam, was ich auf ihre Fragen antwortete, wie ich in die Vorhalle trat und wie ich zu Hause anlangte. Ich fühlte mich beleidigt, erniedrigt, ich war wahrhaft unglücklich. Drei Tage verließ ich das Zimmer nicht, sah niemand, fand wie einst in meiner Kindheit Genuß an Tränen und weinte viel. Ich suchte nach Pistolen, um mich erschießen zu können, wenn mich die Lust danach überwältigen sollte. Ich dachte, Iljinka Grap werde mir ins Gesicht spucken, wenn er mir begegne, und er würde recht tun; Operow würde sich über mein Unglück freuen und allen davon erzählen; Kolsikow hätte völlig recht gehabt, als er mich bei Jar beleidigte; meine dumme Unterhaltung mit der Fürstin Kornakow hätte gar keine anderen Folgen haben können usw. Alle drückenden, für meine Eigenliebe peinlichen Augenblicke meines Lebens zogen einer nach dem anderen in meiner Erinnerung an mir vorüber, ich bemühte mich, irgend jemand die Schuld an meinem Unglück zuzuschieben; ich dachte, jemand müsse dies alles absichtlich herbeigeführt haben; ich ersann eine ganze In-

trige, die gegen mich ins Werk gesetzt worden sei, murrte gegen die Professoren, gegen die Kameraden, gegen Wolodja, gegen Dmitrij, gegen Papa, weil er mich auf die Universität geschickt hatte; ich murrte gegen die Vorsehung, die mich diese Schande hatte erleben lassen. In den Augen aller, die mich kannten, fühlte ich mich endgültig vernichtet, und ich bat Papa um die Erlaubnis, bei den Husaren eintreten oder in den Kaukasus gehen zu dürfen. Papa war sehr unzufrieden mit mir, da er aber mein schreckliches Elend sah, tröstete er mich, und meinte, so schlimm es auch sei, könne man die Sache doch noch einrenken, wenn ich in eine andere Fakultät übertrete. Wolodja, der mein Mißgeschick auch nicht so schrecklich fand, meinte, in der anderen Fakultät würde ich mich wenigstens nicht vor den neuen Kameraden zu schämen brauchen.

Unsere Damen verstanden gar nicht, und wollten oder konnten vielleicht gar nicht verstehen, was eine Prüfung ist, und was es heißt, versetzt zu werden, und sie bedauerten mich nur deshalb, weil sie meinen Jammer sahen.

Dmitrij kam jeden Tag zu mir und war sehr zärtlich und sanft mit mir, aber gerade darum schien es mir, als sei er kühler gegen mich geworden. Es war für mich stets beleidigend und verletzend, wenn er zu mir heraufkam und sich stumm ganz nahe an mich heransetzte, wobei sein Gesicht etwas von dem Ausdrucke an sich hatte, mit dem ein Arzt sich an das Bett eines Schwerkranken setzt. Sofja Iwanowna und Warjenka sandten mir Bücher durch ihn, die ich früher hatte lesen wollen, und wünschten, ich solle sie doch besuchen. Aber gerade in dieser Aufmerksamkeit erblickte ich eine stolze, für mich sehr verletzende Herablassung gegenüber einem Menschen, der sehr tief gefallen war. Nach etwa drei Tagen beruhigte ich mich ein wenig, aber bis zu unserer Abreise aufs Land tat ich keinen Schritt aus dem Hause, dachte ewig an meinen Schmerz und irrte müßig aus einem Zimmer ins andere, bemüht, keinem Hausgenossen zu begegnen.

Ich sann und sann dauernd nach, endlich aber, als ich eines Abends unten allein saß und Awdotja Wassiljewna ihren Walzer

spielen hörte, sprang ich plötzlich auf, lief hinauf, holte das Heft mit der Aufschrift „Lebensgrundsätze“ hervor und öffnete es. Ich fühlte mich von Reue ergriffen und erlebte einen Moment moralischer Erhebung. Ich weinte, aber es waren nicht mehr Tränen der Verzweiflung. Als ich mich erholt hatte, beschloß ich, aufs neue meine Lebensgrundsätze niederzuschreiben, und ich war fest überzeugt, daß ich nie mehr etwas Böses tun, keine Minute mehr müßig verbringen und meinen Grundsätzen niemals mehr untreu werden würde.

Wie lange diese moralische Erhebung anhielt, worin sie bestand, welche neuen Grundlagen sich daraus für meine sittliche Entwicklung ergaben, das werde ich in der folgenden, glücklicheren Hälfte meiner Jugendjahre erzählen.

1855 – 1857.

Anhang

Erste Erinnerungen

Aus autobiographischen Notizen

Ich bin in dem Dorfe Jasnaja Poljana geboren und habe dort meine früheste Kindheit verlebt.

Dies sind meine ersten Erinnerungen (die ich nicht der Zeit nach ordnen kann, da ich nicht weiß, was früher und was später geschah; von manchem weiß ich nicht einmal, ob es Wirklichkeit war oder ob ich es nur geträumt habe). Diese Erinnerungen sind folgende: Ich bin fest mit Windeln umwickelt, möchte meine Hände frei bekommen, aber ich kann nicht, und ich schreie und weine, und mein Schreien ist mir selbst unangenehm, ich kann aber damit nicht aufhören. Jemand steht da und beugt sich über mich, ich weiß jedoch nicht, wer es ist. Das alles geschieht im Halbdunkel. Aber ich erinnere mich, es waren zwei Personen zugegen. Mein Schreien macht auf sie einigen Eindruck; es beunruhigt sie, doch sie befreien mich nicht aus den Windeln, was ich doch eigentlich will, und ich schreie noch lauter. Ihnen scheint das notwendig (daß ich nämlich gewickelt bin), während ich weiß, daß es überflüssig ist, und ich will es ihnen beweisen und schreie durchdringend — und das Geschrei ist mir selber widerlich, aber ich kann mich doch nicht bezwingen. Ich empfinde die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit nicht sowohl der Menschen, denn die haben Mitleid mit mir, sondern des Schicksals, und ich bemitleide mich selbst. Ich weiß nicht, und ich werde es niemals erfahren, was eigentlich geschah; ob man mich schon

im Säuglingsalter gewickelt hatte, wobei ich meine Hand frei bekommen wollte, oder ob man mich gewickelt hatte, als ich über ein Jahr alt war, damit ich meine Haut nicht aufkratze, da ich Ausschlag hatte; vielleicht habe ich, wie das manchmal im Traum geschieht, in diese eine Erinnerung noch viele andere eingeflochten; sicher ist nur, daß dies der erste und stärkste Eindruck meines Lebens war. Meinem Gedächtnis hat sich nicht so sehr das Geschrei und das Leiden eingeprägt als die Kompliziertheit dieses widerspruchsvollen Eindrucks. Ich wollte meine Freiheit haben, ich stand damit niemand im Wege, und ich, der ich der Kraft bedurfte, war schwach, während die Erwachsenen stark waren.

Der zweite Eindruck war ein freudiger: Ich sitze in einer hölzernen Badewanne; ich rieche einen mir neuen, keineswegs unangenehmen Geruch, der von etwas herrührt, womit mein kleiner Körper eingerieben wird. Wahrscheinlich war es Kleie, die sich im Wasser und in der Badewanne befand, aber das Ungewohnte des Eindrucks, den die Kleie auf mich machte, weckte mich aus meinem halbbewußten Zustande, und zum erstenmal wurde ich auf meinen kleinen Körper aufmerksam und lernte ihn lieben: ich entdeckte die Rippen an meiner Brust, sah die glatte dunkle Badewanne, die Kinderfrau mit den aufgestreiften Ärmeln, das warme, dampfende Wasser und hörte es plätschern. Einen besonderen Eindruck machte auf mich das Gefühl, das ich hatte, wenn ich mit den Händchen die nassen Ränder der Badewanne berührte.

Eine seltsame und schreckliche Empfindung überkommt mich, wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich von meiner Geburt an bis zu meinem dritten Lebensjahre, als man mir die Brust gab und mich dann entwöhnte, als ich auf der Erde herumkroch und zu laufen und zu sprechen begann, daß ich — so viel ich auch in meinem Gedächtnis nachforsche — keinen anderen Eindruck und keine andere Erinnerung darin finden kann. Wann begann denn eigentlich meine Existenz? Wann begann ich zu leben? Warum macht es mir Freude, mich in jene Zeit zurückzusetzen, während mich früher die Vorstellung schreckte, wie sie jetzt viele schreckt, daß ich einst in den Zu-

stand des Todes versinken werde, an den es keine in Worten faßbare Erinnerung gibt? Habe ich denn damals nicht gelebt, als ich zu sehen, zu hören, zu begreifen, zu sprechen lernte, als ich schlief, an der Brust meiner Mutter lag und diese Brust küßte, als ich lachte und meiner Mutter Freude bereitete? Damals lebte ich, und es war ein seliges Leben! Habe ich mir denn damals nicht alles erworben, was heute mein Leben ausmacht, und zwar so viel und so schnell, daß ich im Verlauf meines ganzen weiteren Lebens auch nicht den hundertsten Teil hinzugelernt habe!

Die Distanz zwischen einem fünfjährigen Kinde und mir ist nicht größer als ein Schritt, zwischen einem Neugeborenen und einem fünfjährigen Kinde liegt ein ungeheurer Abstand. Zwischen einem menschlichen Embryo und einem neugeborenen Kinde gähnt ein Abgrund. Zwischen dem Nicht-Existieren und dem Embryo liegt kein Abgrund mehr, sondern etwas Unfaßbares. Nicht genug, daß, während Raum, Zeit und Kausalität die Formen des Denkens bilden, das Wesen des Lebens außerhalb dieser Formen liegt; auch unser ganzes Leben selbst besteht darin, daß wir uns mehr und mehr diesen Formen unterordnen, um uns dann wieder von ihnen zu befreien.

Meine weiteren Erinnerungen beziehen sich auf das Alter zwischen dem vierten und fünften Lebensjahr; sie sind aber nur gering an Zahl, und keine bezieht sich auf das Leben außerhalb des Hauses. Bis zu meinem fünften Lebensjahr existierte die Natur nicht für mich. Alles, woran ich mich erinnere, spielte sich im Bettchen und in der Stube ab. Weder das Gras, noch das Laub der Bäume, noch der Himmel, noch die Sonne existierten für mich. Es ist ausgeschlossen, daß man mir nicht manchmal Blumen und Blätter zum Spielen gegeben, daß ich nicht Gras gesehen habe, daß man mich nicht vor der Sonne geschützt hat, aber aus der Zeit bis zu meinem fünften und sechsten Lebensjahre ist mir keine Erinnerung an das geblieben, was wir Natur nennen. Man muß wahrscheinlich einen gewissen Abstand zu ihr gewinnen, um sie sehen zu lernen, ich aber war selbst Natur.

Auf die Erinnerung an die Badewanne folgt die an „Jeremjewna“. „Jeremjewna“ war ein Wort, mit dem man uns Kinder schreckte; wahrscheinlich schreckte man uns schon lange damit; meine Erinnerung an Jeremjewna ist folgende: Ich liege im Bettchen, mir ist wohl, und ich bin heiter wie immer, und das hätte sich mir nicht eingeprägt, wenn nicht unsere Wärterin oder eins von den Wesen, die für mich das Leben bedeuteten, etwas mit einer uns ganz ungewohnten Stimme gesagt und sich aus dem Zimmer entfernt hätten; außer der Fröhlichkeit empfinde ich auch noch ein Gruseln. Und ich erinnere mich, daß ich nicht allein bin, daß noch ein Wesen wie ich da ist. (Das war wahrscheinlich mein um ein Jahr jüngeres Schwesterchen Maschenka; unsere Bettchen standen im selben Zimmer.) Und ich erinnere mich, daß mein Bettchen einen Vorhang hat, und mein Schwesterchen und ich uns beide freuen und uns vor dem Ungewöhnlichen ängstigen, das mit uns geschieht, und ich verstecke mich unter dem Kissen, blicke aus meinem Versteck nach der Türe hinüber, und ich erwarte, daß etwas Neues und Lustiges darin erscheinen wird. Wir lachen, verstecken uns und warten. Und nun erscheint jemand in Kleid und Haube, und alles ist anders, als ich es sonst zu sehen gewohnt war; ich weiß aber, es ist dasselbe Wesen, das stets um mich ist (die Wärterin oder die Tante, das weiß ich nicht), und sie spricht mit einer groben Stimme, die ich kenne, etwas Schreckliches von bösen Kindern und von Jeremjewna. Ich quietsche auf vor Angst und Freude, als sei ich zugleich entsetzt und erfreut darüber, daß ich Angst habe, und ich möchte nicht, daß der, der mich schreckt, erfährt, daß ich ihn erkannt habe.

Eine Weile verhalten wir uns still, dann aber beginnen wir wieder absichtlich zu flüstern, denn wir wollen Jeremjewna veranlassen, wiederzukommen.

Ich habe noch eine andere Erinnerung, ähnlich der an Jeremjewna, die wahrscheinlich aus einer späteren Zeit stammt, denn sie ist klarer; sie ist mir aber bis heute unbegreiflich geblieben. In dieser Erinnerung spielt ein Deutscher die Hauptrolle, es ist Fjodor Iwanowitsch, unser Lehrer; ich weiß aber gewiß, daß ich damals noch

nicht unter seiner Aufsicht stand; das Ganze geschah also, bevor ich fünf Jahre alt war. Es ereignete sich in einer so frühen Epoche meines Lebens, daß ich mich an niemand, weder an meine Brüder, noch an meinen Vater, erinnern kann. Wenn ich irgendeine Vorstellung von einer einzelnen Person habe, so ist es die von meiner Schwester, die sich ebenso wie ich vor Jeremjewna ängstigte. Mit dieser Erinnerung verbindet sich bei mir eine Vorstellung davon, daß unser Haus eine obere Etage hat. Wie ich dahin geraten bin, ob ich selbst hinaufging oder hinaufgetragen wurde, davon weiß ich nichts mehr; ich erinnere mich nur, daß wir unser viele waren, daß wir uns an den Händen hielten und einen Kreis bildeten, daß sich fremde Frauen darunter befanden (ich weiß nicht, warum es mir im Gedächtnis geblieben ist, daß es Waschfrauen waren), daß wir uns alle zu drehen und zu hüpfen begannen, daß Fjodor Iwanowitsch zu laut und zu geräuschvoll herumsprang und die Beine zu hoch hob, und daß ich im selben Augenblick die Empfindung hatte, es sei nicht schön, sein Benehmen wäre liederlich, und daß ich, sobald ich das merkte, zu weinen anfing; und damit endet alles.

Das ist alles, was ich aus dem Lebensabschnitt bis zu meinem fünften Jahr im Gedächtnis behalten habe. Ich erinnere mich weder an meine Kinderfrauen, noch an meine Tanten, Brüder, Schwestern, noch an meinen Vater, noch an unsere Zimmer, noch an unser Spielzeug. Die bestimmteren Erinnerungen beginnen bei mir von dem Zeitpunkt an, als ich nach unten zu Fjodor Iwanowitsch und zu den älteren Jungen übersiedelte.

Bei der Übersiedlung zu Fjodor Iwanowitsch und zu den Jungen hatte ich zum ersten Male und darum stärker als je in meinem Leben ein Gefühl, das man als Pflichtgefühl bezeichnet, als die Verpflichtung, das Kreuz auf sich zu nehmen, das jedem Menschen auferlegt ist. Es wurde mir schwer, das Gewohnte aufzugeben (das von Ewigkeit her Gewohnte), mich überkam ein trauriges Gefühl, das zugleich etwas Poetisches hatte, nicht so sehr die Menschen, d. h. meine Schwester, die Kinderfrau, die Tante, als mein kleines Bettchen, den Bettvorhang, das Rissen zu verlassen,

und das neue Leben, das ich nun begann, schreckte mich. Ich bemühte mich, das neue Leben, das mir bevorstand, lustig zu finden, ich versuchte es, den freundlichen Worten, mit denen mich Fjodor Iwanowitsch zu sich lockte, Vertrauen entgegenzubringen, ich versuchte es, die Verachtung, mit der die größeren Jungen mich, den Kleineren, behandelten, zu übersehen, ich machte den Versuch, mir einzubilden, daß es für einen großen Jungen eine Schande sei, zusammen mit den Mädchen zu wohnen, und daß das Leben mit der Kinderfrau nichts Schönes sei; aber innerlich war ich entsetzlich traurig, und ich wußte, daß ich meine Unschuld und das Glück unwiderruflich verloren hatte; und nur das Gefühl der eigenen Würde, das Bewußtsein, daß ich meine Pflicht erfüllte, gaben mir den nötigen Halt. Später habe ich viele Male an Wendepunkten des Lebens, wenn ich neue Bahnen einschlug, solche Augenblicke erlebt. Mich erfüllte ein stiller Schmerz über die Unwiderbringlichkeit des Verlorenen. Ich hatte nie glauben wollen, daß es so kommen würde. Obwohl man mir gesagt hatte, daß ich zu den Jungen kommen werde, trennte mich von dem oberen Stock erst der Hausrock mit dem hinten angenähten Gürtel, den man mir anzog, und zum ersten Male entdeckte ich unter allen denen, mit denen ich oben gelebt hatte, die Hauptperson, für die ich bisher kein Verständnis gehabt hatte. Das war die Tante Tatjana Alexandrowna. Ich erinnere mich, daß sie eine mittelgroße, unter setzte, schwarzhaarige, gütige, zärtliche, mitleidsvolle Person war. Sie zog mir den Hausrock an, umarmte und küßte mich, während sie den Gürtel fest zuzog, und ich sah, daß sie dieselbe Empfindung hatte wie ich, daß das sehr traurig, entsetzlich traurig sei, daß es jedoch nicht zu umgehen wäre.

Zum erstenmal empfand ich, daß das Leben kein Kinderspiel, sondern eine schwierige Sache ist. Werde ich nicht, wenn ich sterbe, dasselbe empfinden? Vielleicht werde ich begreifen, daß der Tod oder das jenseitige Leben kein Kinderspiel, sondern eine sehr ernste Angelegenheit ist.

5. Mai 1878.

Kindheits Erinnerungen¹

Mein Freund P. B., der es übernommen hatte, für eine französische Ausgabe meiner sämtlichen Werke eine Biographie von mir zu schreiben, hat mich gebeten, ihm biographisches Material über mich zu liefern.

Ich hatte den lebhaftesten Wunsch, seine Bitte zu erfüllen, und begann bereits in Gedanken, meine Biographie niederzuschreiben. Natürlich erinnerte ich mich zunächst, ganz unmerklich für mich selber, nur an das Gute in meinem Leben, wobei ich zu diesem Guten auch die dunklen, schlimmen Seiten und Handlungen gleichsam wie Schatten auf einem Bilde hinzufügte. Als ich mich aber ernster in die Ereignisse meines Lebens hineindachte, sah ich, daß eine solche Biographie, wenn auch keine direkte Lüge, so doch wegen der falschen Beleuchtung der Dinge, wegen der Hervorhebung des Guten und der Verschweigung oder Vertuschung des Bösen, eine Unwahrheit gewesen wäre. Und als ich daran dachte, die volle Wahrheit niederzuschreiben, ohne das Böse in meinem Leben zu verbergen, erschrak ich vor dem Eindruck, den eine solche Biographie machen müßte. Zu dieser Zeit erkrankte ich. Während meiner unfreiwilligen, durch die Krankheit verursachten Muße wandten sich meine Gedanken den Erinnerungen an mein früheres Leben zu, und diese Erinnerungen waren entsetzlich.

Mit ungeheurer Intensität erlebte ich das, wovon Puschkin in seinem Gedicht „Erinnerung“ spricht:

Wenn für den Sterblichen der laute Tag verhallt
Und auf die stummen Gassen wieder
Die halbdurchsichtige Nacht den Schleier niederwallt
Und Schlaf erquickt die müden Glieder —
Dann heischt mein Aug' umsonst des Schlummers
Segensmacht,
Die Stunden kriechen stumm und bange,

¹ Aufzeichnungen aus dem Konzept des Verfassers, die vom Autor keiner erneuten Durchsicht unterworfen wurden.

Und heißer brennen dann in stiller Mitternacht
Die Bisse meiner Herzensschlange.
Ein Wahn verdrängt den Wahn, Gedanken irren wild
Mir durch das Hirn, das leidenvolle;
Stumm steht Erinnerung vor mir, ein Schreckensbild,
Und stumm entrollt sie ihre Rolle.
Und wie voll Abscheu dann mein Blick mein Leben liest,
Möcht ich's mit einem Fluch zerschmettern;
Und bitter klagt mein Mund, die herbe Träne fließt —
Und wäscht nicht fort die grausen Lettern!

(Deutsch von Friedrich Stedler)

Den letzten Vers hätte ich ein wenig geändert: Statt „grausen Lettern“ hätte ich „schmachvollen Lettern“ geschrieben.

Unter diesem Eindruck schrieb ich folgendes in mein Tagebuch:

„Ich erdulde jetzt alle Qualen der Hölle; ich habe mich an den ganzen Schmutz meines früheren Lebens erinnert, und diese Erinnerungen lassen mich nicht los und vergiften mir das Leben.

„Man bedauert gewöhnlich, daß der Mensch nach dem Tode keine Erinnerungen mehr hat. Welch ein Glück, daß es so etwas nicht gibt! Welch eine Qual wäre es für mich, in jenem Leben mich an all das Böse und das mein Gewissen Peinigende zu erinnern, das ich in einem früheren Leben begangen habe! Wenn man aber das Gute in der Erinnerung festhält, muß man sich auch an alles Böse erinnern. Welch ein Glück, daß die Erinnerung mit dem Tode erlischt, und daß nur das Bewußtsein zurückbleibt, das Bewußtsein, das gewissermaßen das Resultat des Guten und des Bösen darstellt, wie eine komplizierte Gleichung, die auf ihren einfachsten Ausdruck reduziert ist: $x =$ einer positiven oder negativen, einer großen oder kleinen Zahl. Ja, das Erlöschen der Erinnerung ist ein großes Glück; man kann nicht freudig weiter leben, wenn man sie behält. So aber, wenn die Erinnerung ausgelöscht ist, tritt man mit einem neuen, noch unbeschriebenen Blatt ins Leben, mit einem Blatt, auf das man wieder Gutes und Böses niederschreiben kann.“

Es ist wahr — nicht mein ganzes Leben war so entsetzlich häßlich, sondern nur ein zwanzig Jahre währender Abschnitt meines Lebens; es ist wahr, daß auch diese Lebensperiode kein ununterbrochenes Ubel darstellt, wie mir dies während meiner Krankheit erschien, daß auch während dieser Zeit manchmal das Streben nach dem Guten in mir erwachte; es hielt aber nicht lange an und wurde sehr bald von ungezügelter Leidenschaft überhört. Allein das Ergebnis meiner Gedankenarbeit, besonders während meiner Krankheit, war doch dieses, daß, wenn ich, wie das bei anderen Biographien geschieht, meine eigene Lebensgeschichte unter Verheimlichung des ganzen Schmutzes und aller Verbrechen meines Lebens hätte schreiben wollen, nur eine Lüge dabei herausgekommen wäre, und daß man, schreibt man einmal eine Biographie, auch die volle Wahrheit schreiben müsse. Nur eine solche Biographie, so beschämend es für mich auch wäre, sie zu schreiben, könnte ein wirkliches Interesse für den Leser haben und fruchtbar wirken. Indem ich mich an mein Leben erinnerte, d. h. indem ich es vom Standpunkte des Guten und des Bösen, das ich beging, betrachtete, sah ich, daß mein ganzes langes Leben in vier Perioden zerfällt: die wunderbare und besonders im Vergleich mit den späteren so harmlose, freudige und poetische Periode der Kindheit bis zum vierzehnten Lebensjahre, dann die zweite Periode, die furchtbare zwanzig Jahre währende Epoche roher Zügellosigkeit, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, vor allem aber die Zeit der Begierden, hierauf die dritte, achtzehnjährige Periode von meiner Heirat bis zu meiner geistigen Wiedergeburt, die man vom weltlichen Standpunkte aus als die ethische Epoche bezeichnen könnte; in diesen achtzehn Jahren habe ich ein ordentliches, ehrenhaftes Familienleben geführt, ohne mich irgendwelchen Lastern, die die öffentliche Meinung verurteilt, hinzugeben, aber alle meine Interessen beschränkten sich auf egoistische Sorgen um die Familie, um die Vergrößerung meines Vermögens, um das Streben nach literarischen Erfolgen und um allerhand Vergnügungen. Und schließlich die vierte, zwanzigjährige Periode, die auch mein jetziges Leben umfaßt und in die, wie ich hoffe, auch mein Tod fallen wird; von dem Standpunkte dieser Periode aus erkenne

ich die Bedeutung meines früheren Lebens, und möchte nichts an ihr ändern außer den bösen Gewohnheiten, die ich mir in den vergangenen Epochen meines Lebens angeeignet habe. Es ist mein Wunsch, eine Lebensgeschichte dieser vier Perioden, und zwar eine restlos aufrichtige Lebensgeschichte zu schreiben, wenn Gott mir Leben und Kraft dazu verleiht. Ich glaube, daß eine solche Biographie, trotz der großen Mängel, die sie enthalten muß, für die Menschheit nützlicher sein wird, als alle jene künstlerischen Blandereien, die die zwölf Bände meiner gesammelten Werke anfüllen und denen die Menschen unserer Zeit eine Bedeutung beimessen, die sie nicht verdienen.

Ich will nunmehr diese Absicht ausführen. Ich will zunächst von der ersten, freudigen Epoche meiner Kindheit berichten, die einen besonderen Reiz für mich hat; und dann will ich, so beschämend es auch für mich sein wird, ohne etwas zu verheimlichen, die schrecklichen zwanzig Jahre der folgenden Periode beschreiben. Ich will hierauf auch von der dritten Epoche erzählen, die am wenigsten interessant sein wird, und endlich über die letzte Periode berichten, die vom Erwachen der Wahrheit handelt und die mir das höchste Lebensglück und die freudige Ruhe im Angesicht des Todes gebracht hat.

Um mich bei der Beschreibung meiner Kindheit nicht zu wiederholen, habe ich das ganze Werk, das diesen Titel trägt, durchgelesen und habe bedauert, es geschrieben zu haben; es ist nicht gut, sehr literarisch und unaufrichtig. Es konnte auch gar nicht anders sein, erstens, weil es meine Absicht war, nicht meine Geschichte, sondern die Geschichte der Gefährten meiner Kindheit zu schreiben; insofgedessen wurden die Begebenheiten ihrer und meiner Kindheit durcheinander gewirrt; zweitens, weil ich während des Schreibens in meinen Ausdrucksformen nicht frei war und unter dem Eindruck zweier Schriftsteller stand, die damals stark auf mich wirkten; diese Autoren waren: Sterne („Sentimental journey“) und Töpffer („Bibliothèque de mon oncle“).

Besonders mißfallen mir jetzt die beiden letzten Teile: Knabenalter und Jünglingsjahre, die, abgesehen von der Vermengung von Wahrheit und Dichtung, auch noch unaufrichtig sind; sie lassen den

Wunsch erkennen, etwas als gut und wichtig hinzustellen, was ich damals gar nicht als gut und wichtig ansah — meine demokratische Denkungsart. Ich hoffe, daß das, was ich jetzt schreiben werde, besser und besonders nützlicher für die Menschen sein wird.

Ich bin auf dem Gute Jasnaša Poljana geboren, wo ich auch meine erste Kindheit verlebt habe. An meine Mutter erinnere ich mich gar nicht. Ich war anderthalb Jahre alt, als sie starb. Durch einen seltsamen Zufall war von ihr kein Bild vorhanden, so daß ich sie mir nicht als wirkliches, physisches Wesen vorstellen kann. Zum Teil freue ich mich darüber, weil ich mir dadurch nur ihr geistiges Bild erhalten habe, und alles, was ich von ihr weiß, bleibt ungetrübt und herrlich; ich glaube, dies ist nicht bloß deshalb so, weil alle, die mir von ihr erzählten, bemüht waren, nur Gutes über sie zu sagen, sondern auch deshalb, weil sie tatsächlich sehr viele gute Seiten hatte. Allerdings erscheinen mir auch heute nicht allein meine Mutter, sondern auch alle anderen Personen, die mich in meiner Kindheit umgaben — vom Vater bis zum Kutscher — als besonders gute Menschen. Wahrscheinlich ließ mich das reine und liebevolle Gefühl, das mich damals erfüllte, wie ein heller Strahl nur die guten Eigenschaften der Menschen sehen (alle Menschen besitzen solche) und damit, daß alle Menschen mir gut erschienen, kam ich der Wahrheit näher als später, als ich bei ihnen nur die Mängel sah. Meine Mutter war nicht schön, aber eine für ihre Zeit sehr gebildete Frau. Außer dem Russischen, das sie im Gegensatz zu dem damals herrschenden Mangel an Bildung richtig schrieb, kannte sie noch vier Sprachen: französisch, deutsch, englisch und italienisch; sie war sehr empfänglich für die Kunst, spielte gut Klavier, und ihre Altersgenossinnen erzählten mir, daß sie eine große Meisterin im Erzählen spannender Märchen war, die sie im Laufe der Erzählung immer weiter ausspann. Ihre wertvollste Eigenschaft war die, daß sie, wie die Dienstboten erzählten, zwar etwas jähzornig, aber sehr zurückhaltend war. „Sie wurde ganz rot und begann sogar zu weinen,“ erzählte mir ihr Stubenmädchen, „pflegte aber nie ein grobes Wort zu sagen.“ Sie kannte gar keine solchen Worte.

Ich besitze einige Briefe an meinen Vater und an meine Tanten und ein Tagebuch von ihr, das sie für Nikolentka (meinen älteren Bruder) geführt hat, der sechs Jahre alt war, als Mutter starb und ihr, meiner Ansicht nach, sehr ähnlich war. Sie hatten beide eine mir sehr liebenswerte Charaktereigenschaft, die meine Mutter, nach ihren Briefen zu urteilen, besessen haben muß, und die ich an meinem Bruder kennen lernte: die völlige Gleichgültigkeit gegen die Urteile anderer Leute, und eine Bescheidenheit, die so weit ging, daß beide bemüht waren, andere Menschen ihre geistige und moralische Überlegenheit sowie ihre bessere Bildung nicht merken zu lassen. Sie schämten sich gleichsam dieser ihrer Überlegenheit.

An meinem Bruder, von dem Turgenjew sehr richtig sagte, „er habe keinen der Fehler besessen, die man haben muß, um ein großer Schriftsteller zu sein“, habe ich das sehr gut beobachten können.

Ich erinnere mich, wie ein sehr dummer und schlechter Mensch, der Adjutant eines Gouverneurs, der mit meinem Bruder zusammen zur Jagd ging, sich in meiner Gegenwart über ihn lustig machte, und wie mein Bruder mich ansah und gutmütig lächelte, als ob er darin eine Befriedigung fand.

Denselben Zug konnte ich in den Briefen meiner Mutter feststellen. Sie stand geistig wohl höher als mein Vater und seine ganze Familie, mit Ausnahme von Tat. Alex. Jergolskaja, mit der ich die Hälfte meines Lebens zusammen verlebt habe und die ihren moralischen Qualitäten nach eine ganz hervorragende Frau war.

Außerdem besaßen beide noch eine andere Eigenschaft, aus der, wie ich annehme, ihre Gleichgültigkeit gegen die Urteile der Menschen entsprang: sie verurteilten nie jemand. Von meinem Bruder, mit dem ich die Hälfte meines Lebens zusammen verlebte, weiß ich das ganz genau. Der schroffste Ausdruck einer ablehnenden Haltung gegenüber einem Menschen war bei meinem Bruder ein feiner, gutmütiger Humor und ein ebensolches Lächeln. Das Gleiche entnehme ich aus den Briefen meiner Mutter; alle, die sie gekannt haben, bestätigen es.

In den Lebensbeschreibungen Dmitrij Rostowskijs gibt es etwas,

was mich stets sehr gerührt hat, nämlich die kurze Lebensbeschreibung eines Mönchs, der, wie allen Klosterbrüdern bekannt war, viele Fehler hatte; dessenungeachtet erschien er dem Starez im Traume und nahm unter den Heiligen des Paradieses den ersten Platz ein. Der erstaunte Starez fragte, womit sich dieser oftmals so unberrschte Mönch eine solche Gnade verdient habe? „Er hat niemals jemand verurteilt.“

Gibt es eine solche Belohnung, so glaube ich, meine Mutter und mein Bruder haben sie verdient.

Noch eine dritte Eigenschaft zeichnete meine Mutter unter ihrer Umgebung aus; das war die Wahrhaftigkeit und die Aufrichtigkeit in dem Ton ihrer Briefe. Damals waren in Briefen übertriebene Gefühlsausdrücke wie: „unvergleichlich, bewundernswert, Freude meines Lebens, unschätzbar“ usw. sehr üblich; das waren die gebräuchlichen Epitheta bei Menschen, die sich nahestanden; je geschraubter die Ausdrücke waren, um so unaufrichtiger waren sie.

Diese Gepflogenheit kommt, wenn auch nicht so stark, in den Briefen meines Vaters zum Ausdruck. Er schreibt: „Ma bien douce amie, je ne pense qu'au bonheur d'être auprès de toi . . .“

Das war schwerlich ganz aufrichtig. Sie dagegen wendet stets die gleiche Anrede an: „Mon bon ami;“ sie sagt in einem Briefe ganz offen: „Le temps me paraît long sans toi, quoi qu'à dire vrai, nous ne jouissons pas beaucoup de ta société, quand tu es ici,“ und unterzeichnet stets in gleicher Weise: „Ta dévouée Marie“.

Ihre Kindheit hatte meine Mutter teils in Moskau, teils auf dem Lande in der Gesellschaft eines klugen, stolzen und begabten Menschen, meines Großvaters Wolkonskij, verbracht.

Von meinem Großvater weiß ich, daß er, als er es bis zu dem hohen Rang eines Generals en chef unter Katharina gebracht hatte, plötzlich seine Stellung verlor, weil er sich geweigert hatte, die Nichte und Mätresse Potemkins, Warsjenka Engelhardt, zu heiraten. Auf Potemkins Vorschlag antwortete er: „Wie kommt er dazu, von mir zu glauben, daß ich seine S . . . heiraten werde!“

Wegen dieser Antwort nahm nicht nur seine Karriere ein Ende, sondern er wurde als Wojewode nach Archangelst versetzt, wo er, glaube ich, bis zum Regierungsantritt Pauls bleiben mußte; dann reichte er seinen Abschied ein und ließ sich, nachdem er die Fürstin Jekaterina Dmitrijewna Trubetskaja geheiratet hatte, auf dem Gute Jasnaja Poljana nieder, das er von seinem Vater Ssergej Siodorowitsch zum Geschenk erhielt.

Die Fürstin Jekaterina Dmitrijewna starb früh und hinterließ meinem Großvater eine einzige Tochter namens Maria. Mit dieser von ihm sehr geliebten Tochter und ihrer französischen Gesellschafterin lebte mein Großvater bis zu seinem Tode (um 1821) zusammen. Mein Großvater galt auf dem Gute als ein sehr gestrenger Herr, doch habe ich nie gehört, daß er sich Grausamkeiten oder strenge Bestrafungen habe zu Schulden kommen lassen, wie sie zu seiner Zeit üblich waren. Ich glaube, es hat sicher auch unter ihm solche gegeben, doch der tiefe Respekt vor seiner bedeutenden Persönlichkeit und seinem Verstand war bei dem Hofgesinde und den Bauern seiner Zeit, die ich oft über ihn befragte, so groß, daß ich über meinen Großvater nur Lößliches hörte; insbesondere lobte man seinen Verstand, seine Wirtschaftlichkeit, die Fürsorge, die er seinen Bauern und besonders seinem überaus zahlreichen Hofgesinde angedeihen ließ, während ich über meinen Vater zuweilen auch absprechende Urteile zu hören bekam.

Er ließ herrliche Räume für das Hofgesinde bauen und sorgte dafür, daß seine Leute nicht nur stets satt, sondern auch gut gekleidet und lustig waren. An Feiertagen veranstaltete er Vergnügungen für sie, ließ Schaukeln errichten und ließ die Bauern Reigentänze auführen. Wie jeder kluge Gutsbesitzer jener Zeit, war er um den Wohlstand seiner Bauern besorgt, und diese führten ein behagliches Leben, um so mehr, als die hohe Stellung meines Großvaters den Polizeibehörden Achtung einflößte und sie davon zurückhielt, die Bauern zu bedrücken.

Wahrscheinlich hatte er ein sehr feines künstlerisches Gefühl. Alle seine Bauten sind nicht nur solide und praktisch, sondern auch ge-

schmackvoll. Ebenso geschmackvoll ist der Park, den er vor dem Hause anlegen ließ. Wahrscheinlich hat er auch die Musik sehr geliebt, denn er unterhielt ein eigenes kleines Orchester für sich und meine Mutter. Ich erinnere mich noch an eine Ulme, die so dick war, daß drei Menschen sie kaum umfassen konnten; sie stand am Ende einer Lindenallee; um diesen Baum herum waren Sitze und Bulte für die Musiker angebracht. Morgens ging er in der Allee spazieren und hörte sich die Musik an. Die Jagd konnte er nicht leiden, dagegen liebte er Blumen und Treibhausgewächse.

Ein seltsamer Zufall hatte ihn auf die merkwürdigste Weise mit derselben Warjenta Engelhardt zusammengeführt, die er verschmähte, wodurch er sich seinerzeit in seiner Karriere geschädigt hatte. Diese Warjenta hatte den Fürsten Ssergej Ssodorowitsch Gollizyn geheiratet, der für diese Heirat allerlei Ämter, Orden und Belohnungen erhielt. Zu diesem Ssergej Ssodorowitsch und seiner Familie, also auch zu Warwara Wassiljewna, trat mein Großvater in so nahe Beziehungen, daß meine Mutter schon als Kind einem der zehn Gollizynschen Söhne versprochen wurde, und daß die beiden alten Fürsten ihre Bildergalerien (die natürlich aus Kopien bestanden, die von leibeigenen Malern angefertigt waren) austauschten. Alle diese Porträts der Gollizyns befinden sich noch heute in unserem Hause, darunter der Fürst Ssergej Ssodorowitsch mit dem Andreasband und die rothaarige, dicke Warwara Wassiljewna mit einem Ritterorden. Doch die geplante Verbindung kam nicht zustande: Der Bräutigam meiner Mutter, Leo Gollizyn, starb kurz vor der Hochzeit an einem hitzigen Fieber; ich erhielt ihm zu Ehren seinen Namen¹.

Die liebe alte Fürstin Warwara Alexandrowna, eine Kusine meiner Mutter, habe ich noch gekannt. Ich lernte sie kennen, als ich in den fünfziger Jahren in Moskau lebte. Ermüdet von den Zer-

¹ Meine Tante erzählte mir, daß dieser Gollizyn Leo hieß, doch das ist wahrscheinlich ein Irrtum, denn Fürst Gollizyn hatte keinen Sohn namens Leo. Darum glaube ich, daß die Legende, meine Mutter wäre mit einem Gollizyn verlobt gewesen, ebensowenig wahr ist wie die Mitteilung, daß der Bräutigam gestorben ist. Daß man mir den Namen Leo gab, weil der Bräutigam so hieß, ist auch unrichtig. Anm. von L. N. Tolstoj.

streuungen des gesellschaftlichen Lebens, das ich damals in Moskau führte, reiste ich einmal auf ihr kleines Gut im Klinski-Bezirk und verbrachte einige Wochen bei ihr. Sie machte Rahmenstickereien, besorgte ihre kleine Wirtschaft, bewirtete mich mit Sauerkraut, weißem Käse, und Fruchtgelee, wie man das nur bei solchen Besitzerinnen kleiner Güter findet, und erzählte mir von den alten Zeiten, von meiner Mutter, meinem Großvater und von den vier Krönungen, denen sie beigewohnt hatte. Bei ihr schrieb ich meine Erzählung „Drei Tode“.

Man erzählte mir, meine Mutter hätte mich sehr geliebt und mich „mon petit Benjamin“ genannt.

Ich denke, die Liebe zu dem verstorbenen Bräutigam war gerade darum, weil sie mit dem Tode endete, jenes poetische Liebeserlebnis, das ein Mädchen nur einmal hat.

Ihre Ehe mit meinem Vater war durch ihre Verwandten und die meines Vaters in die Wege geleitet worden.

Sie war reich, eine Waise, nicht mehr ganz jung, mein Vater dagegen ein glänzender, lustiger junger Mann mit einem guten Namen und mit Verbindungen, aber mit zerrütteten Vermögensverhältnissen, was er meinem Großvater Tolstoi verdankte (das Vermögen war derart zerrüttet, daß mein Vater sogar auf die Erbschaft verzichtet hatte). Ich denke mir, meine Mutter liebte meinen Vater vor allem als ihren Gatten und den Vater ihrer Kinder, allein sie war nicht in ihn verliebt. So weit ich darüber urteilen kann, hat sie nur drei- oder viermal wahrhaft geliebt: ihre erste Liebe war die zu ihrem verstorbenen Bräutigam, dann die leidenschaftliche Freundschaft mit M-elle Entienne, von der mir meine Tanten erzählten, und die, wie es scheint, mit einer Enttäuschung endete. M-elle Entienne heiratete den Cousin meiner Mutter, den Fürsten Michail Wolkonstij, den Großvater des jetzigen Schriftstellers Wolkonstij. Meine Mutter schreibt folgendes von ihrer Freundschaft mit M-elle Entienne:

Sie schreibt darüber anlässlich der Anwesenheit zweier junger Damen, die in ihrem Hause wohnten: „Je m'arrange très bien avec

toutes les deux: je fais de la musique, je ris et je folâtre avec l'une et je parle sentiment, ou je médis du monde, frivole avec l'autre, je suis aimée à la folie par toutes les deux, je suis la confidente de chacune, je les concilie, quand elles sont brouillées, car il n'y eut jamais d'amitié plus querelleuse et plus drôle à voir que la leur: ce sont des bouderies, des pleurs, des réconciliations, des injures, et puis des transports d'amitié exaltée et romanesque. Enfin j'y vois comme dans un miroir l'amitié qui a animé et troublé ma vie pendant quelques années. Je les regarde avec un sentiment indéfinissable, quelquefois j'envie leurs illusions, que je n'ai plus, mais dont je connais la douceur, disant le franchement le bonheur solide et réel de l'âge mûr vaut — il les charmantes illusions de la jeunesse, où tout est embelli par la toute puissance de l'imagination? Et quelquefois je souris de leur enfantillage."

Ihre dritte und wohl stärkste Leidenschaft war die Liebe zu meinem ältern Bruder Cocol Sie führte sein Führungsbuch in russischer Sprache und las ihm seine Missetaten vor. Aus diesem Tagebuch ist der leidenschaftliche Wunsch ersichtlich, alles Mögliche für Cocos Erziehung zu tun; gleichzeitig aber kann man aus diesem Tagebuch entnehmen, daß sie sehr unklare Vorstellungen davon hatte, was dazu notwendig wäre. So rügt sie, daß er so empfindsam ist, und daß er weint, wenn er Tiere leiden sieht. Nach ihrer Vorstellung muß ein Mann hart sein. Ein anderer Fehler, den sie ihm gern austreiben möchte, ist seine Zerstretheit; so z. B. sagte er zur Großmutter anstatt „bon soir“ oder „bon jour“ „Je vous remercie“.

Vielleicht war noch ein viertes starkes Gefühl bei meiner Mutter vorhanden; meine Tanten sprachen davon, und ich selbst wünschte es sehnlichst: Die Liebe zu mir, die ihr die Liebe zu Coco ersetzte, der, als ich geboren wurde, den Händen der Mutter bereits entglitten und unter männliche Obhut gestellt war. Sie mußte ihre Liebe auf jemand übertragen, und so ersetzte eine Leidenschaft die andere.

Dies war in meiner Vorstellung das geistige Bild meiner Mutter.

Sie erschien mir als ein so hohes, reines, geistiges Wesen, daß ich während meines mittleren Lebensabschnitts im Kampfe gegen die mich überwältigenden Versuchungen mich oft betend an ihre Seele wandte und sie um Hilfe anflehte; diese Gebete brachten mir oft Hilfe.

Das Leben meiner Mutter in meinem Vaterhause war, soweit ich nach den Briefen und Erzählungen urteilen kann, sehr glücklich und befriedigend. Die Familie meines Vaters bestand aus der alten Großmutter, seiner Mutter, ihrer Tochter, meiner Tante, Gräfin Alexandra Iljin-Osten-Sacken und ihrem Zögling Paschenta, sowie einer anderen „Tante“, wie wir sie nannten, obwohl sie eine ganz entfernte Verwandte von uns war, Tatjana Alexandrowna Jergolstaja, die im Hause meines Großvaters erzogen wurde und dann ihr ganzes Leben in unserem Hause verlebte; ferner bestand die Familie noch aus meinem Vater und dem Lehrer Fjodor Iwanowitsch Köffel, den ich in meiner „Kindheit“ ziemlich genau beschrieben habe.

Wir waren fünf Kinder: Nikolaj, Ssergej, Dmitri, ich und meine kleinere Schwester Maschenka, bei deren Geburt meine Mutter starb. Das kurze Eheleben meiner Mutter — ich glaube es dauerte nicht mehr als 9 Jahre — war schön und glücklich. Dieses Leben wurde ganz ausgefüllt und verschönt durch die Liebe, die sie mit jedem verband, der mit ihr zusammenlebte. Aus den Briefen ersehe ich, daß sie damals sehr vereinsamt war. Außer den in der Nähe wohnenden Dgarjows und einem Verwandten, der hie und da zufällig die große Straße entlang fuhr und einen Abstecher bei uns machte, besuchte niemand Jasnaja Poljana.

Das Leben meiner Mutter war ausgefüllt mit dem Unterricht der Kinder, mit der abendlichen Lektüre von Romanen, für die sich meine Großmutter interessierte, und ernsterer Lektüre, wie etwa der des „Emil“ von Rousseau, mit Diskussionen über das Gelesene, mit Klavierspiel, italienischen Sprachstunden, die sie einer Tante erteilte, Spazierengehen und den wirtschaftlichen Sorgen im Hause.

In allen Familien gibt es Perioden, da Tod und Krankheit noch nicht existieren und die Familienmitglieder ruhig dahinleben. Eine solche Periode durchlebte, wie mir scheint, auch meine Mutter im Hause unseres Vaters bis zu ihrem Tode. Niemand starb, niemand war ernstlich krank, die zerrütteten Vermögensverhältnisse meines Vaters besserten sich allmählich. Alle waren gesund, fröhlich und freundlich. Der Vater belustigte alle mit seinen Scherzen und Erzählungen. Ich habe diese Zeit nicht miterlebt. In dem Augenblick, da meine Erinnerungen beginnen, hatte der Tod meiner Mutter unserer Familie bereits seinen Stempel aufgedrückt.

Dies alles schildere ich auf Grund von Erzählungen und Briefen. Jetzt will ich davon sprechen, was ich selbst erlebt habe, und woran ich mich erinnere. Ich werde nicht von jenen verworrenen, unklaren Kindheitserinnerungen sprechen, die so beschaffen sind, daß eine Unterscheidung von Traum und Wirklichkeit noch nicht möglich ist. Ich beginne damit, woran ich mich deutlich erinnere, mit der Umgebung und den Personen, die in meinem frühesten Kindesalter die wichtigste Rolle spielten. Die erste Stelle nimmt natürlich, wenn auch nicht dem Einfluß nach, den er auf mich ausübte, so doch dem Gefühl nach, das ich ihm entgegenbrachte, mein Vater ein.

Mein Vater war schon in jungen Jahren der einzige Sohn, der seinen Eltern geblieben war. Sein jüngerer Bruder Iljinka erlitt als Kind eine Verletzung, wurde bucklig und starb schon als Knabe. Im Jahre 1812 war mein Vater erst 17 Jahre alt; trotz des Entsetzens und der Angst seiner Eltern, die es ihm auszureden suchten, wurde er Offizier. Fürst Nik. Iw. Gortschakow, ein naher Verwandter meiner Großmutter Gortschakow, war damals Kriegsminister; ein anderer Bruder war General und hatte irgendein Kommando bei der Armee inne; mein Vater wurde sein Adjutant. Er machte die Feldzüge von 1813 und 14 mit und wurde im Jahre 1814 in Deutschland als Kurier von den Franzosen gefangen genommen; erst im Jahre 1815, als unsere Truppen in Paris waren, kam er frei. Mit zwanzig Jahren war mein Vater kein unschuldiger

Jüngling mehr; noch bevor er zum Militär gegangen war, also mit etwa 16 Jahren, hatten ihn seine Eltern, wie man damals dachte, aus Gesundheitsrückichten, mit einem Mädchen vom Gesinde zusammengeführt. Dieser Verbindung entstammte ein Sohn Mischenka, den man Briefträger werden ließ, und der bei Vaters Lebzeiten sein gutes Auskommen hatte, dann aber ein unordentliches Leben zu führen begann und sich später öfters an uns, seine erwachsenen Brüder, um Hilfe wandte. Ich erinnere mich noch an jenes seltsame Gefühl des Staunens, das ich empfand, wenn dieser mein in Armut geratener Bruder, der dem Vater sehr ähnlich sah (mehr als wir alle), uns um Hilfe bat und für die 10 bis 15 Rubel, die man ihm gab, äußerst dankbar war.

Enttäuscht vom Militärdienst — was aus seinen Briefen hervorgeht —, nahm mein Vater seinen Abschied und reiste nach Kasan, wo mein nun schon gänzlich ruinierter Großvater Gouverneur war. Dort wohnte auch die Schwester meines Vaters, Bel. Iljin, die mit Juschkow verheiratet war. Mein Großvater starb bald darauf in Kasan, und Vater erbte ein Vermögen, das geringer als die Gesamtheit aller Schulden war. Außerdem hatte er noch für eine alte, an Luxus gewöhnte Mutter, eine Schwester und eine Kusine zu sorgen. Damals betrieb man seine Verheiratung mit meiner Mutter; er siedelte nach Jasnaja Poljana über, wo er nach neunjährigem Zusammenleben mit meiner Mutter Witwer wurde und dann, woran ich mich schon erinnern kann, mit uns zusammenlebte.

Mein Vater war mittelgroß, gut gebaut, lebhaft und sanguinisch; er hatte ein angenehmes Äußere und immer traurige Augen.

Er widmete sein Leben gänzlich der Verwaltung seiner Güter, wovon er aber, wie es scheint, nicht viel verstand; dafür hatte er jedoch eine zu jenen Zeiten sehr auffallende Eigenschaft: nicht nur, daß er nicht grausam war, er hatte sogar einen schwachen Charakter. Ich habe bei seinen Lebzeiten niemals etwas von körperlichen Strafen gehört. Wahrscheinlich aber kam es doch zu solchen Exekutionen. Man kann sich kaum einen Gutsherrn vorstellen, der damals nicht solche

Strafen angewandt hätte; doch kamen sie wahrscheinlich so selten vor, und mein Vater war an ihnen so wenig beteiligt, daß wir Kinder nie etwas davon hörten. Erst nach dem Tode des Vaters erfuhr ich, daß solche Strafen bei uns angewandt wurden. Wir Kinder lehrten einmal mit unserem Lehrer von einem Spaziergang zurück und trafen hierbei den dicken Verwalter Andrej Iljin neben der Scheune; ihm folgte mit einer so traurigen Miene, daß uns dies auffiel, der Kutschergehilfe, der „krumme Kusma“ genannt, ein verheirateter und nicht mehr ganz junger Mann. Jemand von uns fragte Andrej Iljin, wohin er gehe; er antwortete ruhig, er gehe in die Scheune, wo Kusma seine Strafe erhalten solle. Ich kann das Gefühl des Entsetzens nicht wiedergeben, das mich bei diesen Worten und beim Anblick des guten, traurigen Kusma ergriff.

Am Abend erzählte ich meiner Tante Tatsjana Alexandrowna davon, die die körperlichen Strafen verabscheute und uns in dem Abscheu vor ihnen erzog, die, soweit ihr Einfluß reichte, niemals die Anwendung solcher Strafen bei uns oder bei den Leibeigenen duldete. Sie war empört über das Gehörte und sagte vorwurfsvoll zu mir: „Warum habt ihr ihn nicht davon abgehalten?“ Diese Frage betrückte mich noch mehr . . . Ich hatte geglaubt, daß wir uns in eine solche Angelegenheit nicht hineinmischen dürften, und nun sah ich, daß wir es doch hätten tun können. Aber jetzt war es zu spät; das Schreckliche war geschehen.

Ich komme auf das zurück, was ich von meinem Vater weiß, und wie ich mir sein Leben vorstelle. Seine eigentliche Beschäftigung war die Landwirtschaft; hauptsächlich befaßte er sich aber mit Prozessen, die damals überaus häufig waren, besonders häufig aber war, wie es scheint, mein Vater in solche verwickelt, da er die Angelegenheiten meines Großvaters zu ordnen hatte. Diese Prozesse zwangen unseren Vater oft, zu verreisen; er fuhr auch oft auf die Büchsen- oder Treibjagd. Seine besten Jagdgenossen waren ein Freund von ihm, ein reicher Junggeselle Kirejewskij, sowie einige andere Bekannte namens Jaskow, Glibow, Islenew. Der Vater teilte die damals übliche Leidenschaft der Gutbesitzer, einige von den Leibeigenen zu bevorzugen.

Solche Lieblinge von ihm waren die beiden Brüder Petruscha und Matsjuscha, beides hübsche, gewandte Burschen und gute Jäger. Neben seiner Beschäftigung mit der Landwirtschaft und mit uns Kindern pflegte der Vater noch viel zu lesen. Er schaffte sich eine Bibliothek an, die, wie dies damals üblich war, aus französischen Klassikern sowie historischen und naturwissenschaftlichen Werken, wie denen von Buffon, Cuvier usw., bestand. Die Tante erzählte, daß er es sich zur Regel gemacht hatte, keine neuen Bücher zu kaufen, bevor er die alten gelesen hatte. Obwohl er viel las, läßt es sich kaum denken, daß er alle diese „Histoires des Croisades“ und „des Papes“ bewältigt haben kann, die in seiner Bibliothek standen. So weit ich es beurteilen kann, hatte er keine besondere Neigung zur Wissenschaft; er stand auf dem geistigen Durchschnittsniveau der gebildeten Leute seiner Zeit. Wie die meisten Menschen der ersten Epoche Alexanders I. und der Feldzüge der Jahre 1813, 1814 und 1815, war er nicht, was man heute einen Liberalen nennt; aber aus einem gewissen Gefühl der eigenen Würde hielt er es für unmöglich, sich während der letzten Regierungsjahre Alexanders I. wie auch unter Nikolaus I. dem Staatsdienst zu widmen. Er war nicht der einzige Mann, der nicht Staatsbeamter war; alle seine Freunde waren ebenfalls frei gesinnte Menschen und frondierten unter der Regierung Nikolai Pawlowitschs ein wenig. Während meiner ganzen Kindheit und sogar während meiner Jugend unterhielt unsere ganze Familie keine näheren Beziehungen zu Beamten. Selbstverständlich habe ich das alles, solange ich ein Kind war, nicht begreifen können, nur soviel verstand ich, daß mein Vater sich vor niemand beugte und seinen munteren, heiteren und oftmals spöttischen Ton niemals änderte. Dieses Selbstbewußtsein, das ich an ihm wahrnahm, verstärkte noch meine Liebe und meine Bewunderung für ihn. Ich sehe ihn noch heute mit der Pfeife im Munde auf dem Ledersofa seines Arbeitszimmers sitzen; wenn wir zu ihm kamen, um ihm gute Nacht zu wünschen oder einfach bei ihm im Zimmer zu spielen, streichelte er uns; auch erlaubte er uns manchmal, hinter seinen Rücken auf das Sofa zu klettern, während er fortfuhr zu lesen oder sich wieder mit dem in der Türe stehenden Verwalter oder mit

meinem Paten, S. J. Jasykow, der oft als Gast bei uns weilte, unterhielt. Ich erinnere mich, wie er zu uns nach unten kam und Bilder für uns malte, die uns als Gipfel der Vollkommenheit erschienen. Ich erinnere mich, wie er mich einmal veranlaßte, ihm die Gedichte von Buschkin: An das Meer: „Leb wohl, du freies Element“ und An Napoleon: „Das wundersame Schicksal ward vollendet; der große Mann, er ging dahin“ vorzulesen, die ich damals besonders liebte und auswendig gelernt hatte. Er war wohl über das Pathos, mit dem ich die Gedichte vortrug, erstaunt, und als ich fertig war, sah er den im Zimmer anwesenden Jasykow mit einem merkwürdigen bedeutungsvollen Blick an. Ich begriff, daß er in meinem Vortrag mancherlei Gutes entdeckt hatte und war sehr glücklich darüber.

Ich erinnere mich auch an seine lustigen Witze und Erzählungen beim Mittag- und Abendessen und wie die Großmutter, die Tante und auch wir Kinder dabei lachten. Ich erinnere mich noch an seine Fahrten in die Stadt und wie wundervoll und schön er ausfah, wenn er seinen Gehrock und seine engen Hosen anhatte. Am lebhaftesten aber erinnere ich mich seiner im Zusammenhang mit den Hetzjagden. Ich muß noch immer an seine Ausfahrten zur Jagd denken. Mir schien es stets, als habe Buschkin bei der Schilderung der Abreise des Gatten in seinem Epos „Graf Nulin“ ihn im Auge gehabt.

Ich erinnere mich, wie wir mit ihm spazieren gingen, und wie die jungen Jagdhunde ihm folgten und lustig auf der ungemähten Wiese umhertollten; das hohe Gras kitzelte sie am Bauche, sie liefen mit seitwärts gebogenen Schwänzen im Kreise herum, und Vater betrachtete sie voller Bewunderung. Ich erinnere mich auch, wie wir alle am ersten September, am Tage des Jägerfestes, in einem leichten Wagen nach einem einsam dastehenden Walde hinausfuhren, nach dem man einen Fuchs gebracht und dort in Freiheit gesetzt hatte; wie die Jagdhunde ihn verfolgten und wie er dann irgendwo — wir konnten nicht sehen, wo — von den Hunden aufgestöbert wurde. Besonders deutlich erinnere ich mich an eine Wolfsjagd. Das war ganz

in der Nähe unseres Hauses. Wir gingen alle zu Fuß hin, um es uns anzusehen. Ein großer, grauer Wolf wurde geknebelt und mit zusammengebundenen Beinen auf einem Wagen nach einer Wiese befördert. Er lag ruhig da und schielte nur nach denen, die an den Wagen herantraten. Als man am Ziel, d. h. hinter dem Garten angelangt war, hob man ihn aus dem Wagen heraus, drückte ihn mit Heugabeln gegen die Erde und band seine Beine los. Er bäumte sich auf, zuckte mit dem ganzen Körper und nagte an dem Knebel. Endlich band man ihm den Strick am Nacken los. Jemand schrie: „Er ist losgelassen!“ Man hob die Heugabeln in die Höhe; der Wolf sprang auf und stand etwa zehn Sekunden still; allein man schrie heftig auf ihn ein, und die Hunde wurden losgelassen. Der Wolf, die Hunde, die Reiter, alles raste in das Feld hinein. Der Wolf war entkommen. Ich entsinne mich, daß Vater auf dem Heimweg laut schimpfte und ärgerliche Gebärden mit den Händen machte.

Meine angenehmsten Erinnerungen an unseren Vater aber gelten den Stunden, in denen er neben Großmutter auf dem Sofa saß und ihr beim Patiencelegen half. Unser Vater war gegen alle Menschen höflich und freundlich; unserer Großmutter gegenüber war er jedoch von einer besonders unterwürfigen Freundlichkeit. Meine Großmutter sitzt auf dem Sofa und legt Karten; aus der mit Rüschen und einer Schleife geschmückten Haube guckt ihr langes Kinn hervor; sie legt Karten und nimmt ab und zu eine Prise aus ihrer goldenen Tabakdose. Neben dem Sofa in einem Sessel sitzt die Tulaer Waffenhändlerin Petrowna in ihrer mit Patronen geschmückten Jacke; sie spinnt und klopft ab und zu mit dem Knäuel gegen die Wand, in der sich von diesem ständig wiederholten Klopfen bereits eine Vertiefung gebildet hat. Diese Petrowna ist eine Händlerin; ich weiß nicht warum, aber Großmutter hat sie lieb gewonnen; sie besucht uns oft und sitzt stets neben Großmutter's Sofa. Die Tanten sitzen in Lehnstühlen, und eine von ihnen liest laut vor. Die schwarzbraune Milka, der lebhafteste Lieblingshund meines Vaters mit den herrlichen, schwarzen Augen, liegt in einem der Sessel; sein schwerer Körper hat das Polster eingedrückt, so daß sich in ihm eine

Vertiefung gebildet hat. Wir kommen, um gute Nacht zu sagen; manchmal sitzen wir auch in diesem Zimmer. Wenn wir uns von den Tanten und der Großmutter verabschieden, küssen wir uns gegenseitig die Hand. Ich erinnere mich, wie Vater einmal beim Patticelegen die Tante mitten in der Vorlesung unterbrach, auf den Spiegel zeigte und ihr etwas zuflüsterte. Wir sahen alle nach derselben Richtung und bemerkten den Diener Tichon, der, da er wußte, daß Vater im Salon war, in dessen Arbeitszimmer ging, um sich etwas Tabak aus Vaters ledernem Tabakbeutel zu holen, der sich in Form einer Rosette schloß. Vater sah ihn im Spiegel und betrachtete seine sich vorsichtig auf den Zehenspitzen einherbewegende Gestalt. Die Tanten lachten. Großmutter konnte lange nichts begreifen, als sie jedoch begriffen hatte, lachte sie fröhlich auf. Ich war entzückt von Vaters Güte und küßte beim Abschied seine weiße, sehnige Hand mit besonderer Zärtlichkeit. Ich liebte meinen Vater sehr, doch erst, als er starb, wurde ich mir dessen bewußt, wie stark dieses Gefühl war. Doch hiervon später. Ich will jetzt zu den anderen Mitgliedern unserer Familie übergehen, in deren Kreise ich meine Kindheit verlebte.

Von dem Grafen Andrej Iwanowitsch Tolstoj, meinem Urgroßvater, der noch in sehr jungen Jahren die Prinzessin Schtschetinina geheiratet hatte, erzählte mir meine Tante folgendes: Die Frau mußte aus irgendeinem Grunde ohne ihren Mann einen Ball besuchen. Als sie eine Strecke gefahren war, wahrscheinlich in einer Kutsche, deren Polster besetztigt war, damit die Decke der Kutsche nicht ihre hohe Frisur beschädige, erinnerte sich die junge Gräfin, die etwa siebzehn Jahre zählen mochte, daß sie vergessen hatte, Abschied von ihrem Mann zu nehmen und kehrte nach Hause zurück.

Als sie ins Haus trat, fand sie ihn dort weinend vor. Er weinte, weil seine Frau, als sie wegfuhr, nicht zu ihm gekommen war, um Abschied von ihm zu nehmen.

Großmutter Belageja Nikolajewna war die Tochter des blinden Fürsten Nik. Iw. Gortschakow, der sich ein großes Vermögen zusammengespart hatte. So weit ich mir eine Vorstellung von ihrem

Charakter machen kann, war sie sehr beschränkt und nicht sehr gebildet; wie dies damals bei allen Leuten der Fall war, konnte sie besser französisch als russisch (darauf beschränkte sich nämlich ihre Bildung); sie wurde zuerst vom Vater, dann von ihrem Mann und schließlich, schon zu meinen Lebzeiten, von ihrem Sohn außerordentlich verwöhnt. Als die Tochter des Seniors dieser Familie genoß sie außerdem eine große Achtung bei allen Gortschakows, bei dem früheren Kriegsminister Nikol. Zw., bei Andrej Zw., wie bei den Söhnen des Freidenkers Dmitrij Petrowitsch: Peter, Ssergius und Michail Ssewastopolski.

Mein Großvater Ilja Andrejewitsch, ihr Gatte, war, wie ich mir ihn denke, ebenfalls ein beschränkter Mann, sehr weichherzig, lustig und nicht bloß freigebig, sondern verschwenderisch bis zur Absurdität, vor allem aber war er sehr vertrauensfelig. Auf seinem Landgute Poljany, nicht auf Jasnaja Poljana, im Belewski-Bezirk, hörten die Feste, die Theatervorstellungen, die Bälle, Diners und Spazierfahrten gar nicht auf; man kam um so lieber zu ihm, als er trotz seiner Neigung, zu großen Einsätzen L'hombre und Whist zu spielen, nichts vom Spielen verstand und jedem, der ihn darum bat, Geld lieh oder schenkte; dies und besonders noch seine verschiedenen geschäftlichen Unternehmungen führten dazu, daß er das große Landgut seiner Frau mit Schulden belasten mußte, so daß Großvater nichts mehr zum Leben hatte und genötigt war, sich um den Posten eines Gouverneurs von Kasan zu bemühen. Es fiel ihm dank seiner Verbindungen nicht schwer, diesen Posten zu erhalten. Großvater nahm, wie man mir erzählte, keine Bestechungsgelder außer von dem Staatspächter, was damals allgemeine Sitte war; er ärgerte sich sogar, wenn man ihm solche anbot; doch nahm Großmutter, wie man sagte, ohne Wissen ihres Mannes, Geschenke an. In Kasan verheiratete meine Großmutter ihre jüngste Tochter Belageja mit Juschkow, und die ältere, Alexandra, heiratete in Petersburg den Grafen von Osten-Sacken.

Nach dem in Kasan erfolgten Tode ihres Mannes und der Verheiratung meines Vaters zog Großmutter mit diesem nach Jasnaja

Boljana; sie war schon eine alte Frau, als ich zur Welt kam, und ich kann mich ihrer noch sehr gut erinnern.

Meinen Vater liebte Großmutter leidenschaftlich und ebenso uns Kinder, die ihr viel Spaß machten. Großmutter liebte die Tanten gleichfalls, doch hat sie, wie mir scheint, meine Mutter nicht sehr geliebt; sie war der Meinung, daß diese meines Vaters nicht würdig wäre und war auf sie eifersüchtig.

Den Dienstboten gegenüber brauchte sie nicht besonders anspruchsvoll zu sein, denn alle wußten, daß sie die erste Person im Hause war, und bemühten sich, sich ihr gefällig zu erweisen; doch ihrem Stubenmädchen Gascha gegenüber war sie sehr launisch, quälte sie, sagte: „Sie“ und „Meine Liebe“ zu ihr, warf ihr Mißachtung ihrer Befehle vor, die sie gar nicht erteilt hatte, und peinigete sie auf jede Weise; sonderbarerweise hatte Gascha (Agafja Mich.) diese launische Art von Großmutter übernommen und war ihrerseits gegenüber den ihr unterstellten kleinen Mädchen, gegenüber ihrer Katze und überhaupt allen Geschöpfen, an die sie Ansprüche stellen durfte, ebenso launisch, wie Großmutter ihr gegenüber.

Meine frühesten Erinnerungen an Großmutter vor unserer Reise nach Moskau und unserem dortigen Aufenthalte sind mit drei starken Eindrücken verknüpft. Der erste ist folgender: Großmutter wäscht sich, sie verwendet dabei eine besondere Seife, die herrliche Seifenblasen auf ihren Händen bildet, und mir scheint, nur sie kann solch wunderbare Seifenblasen hervorbringen. Wir wurden eigens zu ihr geführt, damit wir zusehen konnten, wie sie sich wusch (unser Entzücken und unser Erstaunen über ihre Seifenblasen machten ihr wahrscheinlich Spaß). Ich entsinne mich des Eindrucks: Weiße Morgenjacke, weißer Unterrock, weiße, greisenhafte Hände, die aufsteigenden Seifenblasen und dazu ihr lächelndes, weißes Gesicht. — Die zweite Erinnerung ist diese: wie die Kammerdiener meines Vaters sich statt der Pferde vor das gelbe Kabriolett mit Sprungfedern vorspannten, in dem wir sonst mit unserem Erzieher Fjodor Iwanowitsch Spazierfahrten machten, und Großmutter nach der Schonung, genannt der Kleine Sakas, fuhren, um Nüsse zu sammeln, deren es in jenem

Jahre besonders viele gab. Ich erinnere mich an das dichte Gestrüpp der vielverzweigten Haselnußsträucher; Petruscha und Matsuscha ziehen das Kabriolett in das Dickicht hinein, wobei sie die Zweige auseinanderschieben und abbrechen; ich erinnere mich, wie man die Zweige, die mit reifen, manchmal aus der grünen Hülle herausfallenden Nüssen übersät sind, zu ihr herabbeugt, wie Großmutter sie selbst abpflückt und in den Sack tut, wie wir die Zweige selbst herabziehen, wie Fjodor Iwanowitsch uns durch seine Kraft in Staunen setzt, indem er die dicksten Haselnußsträucher zu uns herunterbeugt, wie wir von allen Seiten die Nüsse, die an ihnen sitzen, abpflücken, und wie wir feststellen, daß an ihnen noch immer Nüsse hängen, die wir übersehen haben, sobald er die Zweige losläßt und die ineinander verklammerten Sträucher sich langsam aufrichten. Ich erinnere mich, wie heiß es auf der Lichtung war und wie angenehm im Schatten, wie es durchdringend nach dem klebrigen Haselnußlaub roch, wie die Mädchen, die mit uns waren, sich unzählige Nüsse knackten, und wie wir unaufhörlich die frischen, dicken, weißen Kerne verzehrten. Wir sammelten sie, taten sie in Taschen, in Schürzen, trugen sie in das Kabriolett, und Großmutter lobte uns und nahm die Nüsse entgegen. Was geschah, als wir nach Hause kamen, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß Großmutter, die Haselnußsträucher, der klebrige Geruch des Haselnußlaubes, die Kammerdiener, das gelbe Kabriolett, die Sonne, daß dies alles sich zu einem einzigen, freudigen Eindruck verschmolzen hatte. Ebenso, wie es mir schien, daß nur Großmutter so schöne Seifenblasen hervorbringen konnte, glaubte ich auch, daß der Wald, die Nüsse und die Sonne nur dann existieren konnten, wenn Großmutter anwesend war und in dem gelben Kabriolett saß, das Petruscha und Matsuscha zogen.

Doch die stärkste Erinnerung, die mit Großmutter verknüpft ist, ist die an eine Nacht, die ich in ihrem Schlafzimmer verbrachte und die an Lew Stepanowitsch. Lew Stepanowitsch war ein blinder Märchenerzähler; er war schon ein Greis, als ich ihn kannte und bildete einen letzten Überrest, der uns noch von der alten herrschaftlichen Herrlichkeit meines Großvaters verblieben war.

Man hatte ihn nur gekauft, damit er seine Märchen erzählen sollte, die er dank dem bei Blinden so häufigen, ungewöhnlichen Gedächtnis Wort für Wort wieder hersagen konnte, wenn man sie ihm zweimal vorgelesen hatte.

Er wohnte irgendwo im Hause, und tagsüber sah man ihn nicht. Abends aber kam er nach oben in Großmutter's Schlafzimmer (dieses Schlafzimmer war eine niedrige Stube, zu der man auf zwei Stufen emporsteigen mußte); dort nahm er auf dem niedrigen Fensterbrett Platz, und dorthin wurde ihm auch das Abendessen vom herrschaftlichen Tisch gebracht. Dort erwartete er die Großmutter, die vor dem blinden Manne ungeniert ihre Nachttoilette machen konnte. An dem Abend, an dem die Reihe, bei Großmutter zu schlafen, an mich kam, saß Lew Stepanowitsch bereits mit seinen weißen erblindeten Augen in dem langen, blauen Rock mit den faltigen Ärmeln auf dem Fensterbrett und aß. Ich kann mich nicht erinnern, wie Großmutter sich auskleidete, ob es in demselben Zimmer oder in einem anderen geschah, und wie man mich zu Bett brachte; ich erinnere mich bloß an den Augenblick, als die Kerze ausgelöscht wurde und nur noch das Lämpchen vor den vergoldeten Heiligenbildern brannte; ich erinnere mich, wie Großmutter, dieselbe wunderbare Großmutter, die so ungewöhnliche Seifenblasen hervorbringen konnte, ganz weiß, d. h. in Weiß gekleidet und mit einer weißen Decke zugedeckt, hoch gebettet in den weißen Rissen dalag, und wie vom Fensterbrett her die gleichmäßige, ruhige Stimme Lew Stepanowitsch's ertönte: „Befehlen Sie fortzufahren?“ — „Ja, fahren Sie nur fort.“

„[Liebste's Schwesterchen], sagte sie,“ begann Lew Stepanowitsch mit leiser, gleichmäßiger, greisenhafter Stimme: „[erzähle uns eine jener unterhaltenden Märchen, die du so gut zu erzählen verstehst.] — [Gerne], antwortete Scheherazade, [gerne würde ich Euch die merkwürdige Geschichte des Prinzen Kamaralsaman erzählen, wenn unser Herrscher seine Erlaubnis dazu geben würde.] Als sie die Erlaubnis des Sultans erhielt, begann Scheherazade folgendermaßen: [Ein König hatte einen einzigen Sohn]...“ und Lew Stepanowitsch erzählte offenbar Wort für Wort, dem Buche folgend, die Geschichte

des Prinzen Kamaralsaman. Ich hörte nicht und verstand nicht, was er sprach, so sehr war ich in den geheimnisvollen Anblick der schnee-weißen Großmutter versunken, so sehr fesselten mich ihr schwankender Schatten an der Wand und das Gesicht des Greises mit den weißen Augen, das ich zwar jetzt nicht mehr sehen konnte, wohl aber sah ich seine Gestalt, wie er, unbeweglich auf dem Fensterbrett sitzend, langsam irgendwelche merkwürdige, meinen Ohren so feierlich klingende Worte sprach, die einsam in dem Zwiellicht des vom zitternden Lämpchenlicht schwach erleuchteten Zimmers erklangen. Ich schlief wohl sofort ein, denn ich erinnere mich an nichts weiter und weiß nur, daß ich am nächsten Morgen wieder die herrlichen Seifenblasen bewunderte, die Großmutter beim Waschen auf ihren Händen hervorbrachte. Über meine weiteren Eindrücke und Erinnerungen an Großmutter, die sich auf die Moskauer Zeit und unser dortiges Leben beziehen, will ich später berichten; jetzt möchte ich erzählen, was ich noch von einer anderen Person, die eine wichtige Rolle in meiner Kindheit spielte, weiß und in Erinnerung behalten habe, nämlich von meiner Tante Alexandra Iljinitchna, der Gräfin von Osten-Sacken.

Meine Tante Alexandra Iljinitchna heiratete schon sehr früh den reichen baltischen Grafen v. Osten-Sacken in Petersburg. Das war eine glänzende Partie; sie endete jedoch vom Standpunkt des Ehelebens sehr traurig für meine Tante, obwohl die Folgen dieser Ehe für ihr Seelenleben vielleicht wohlthätig waren. Tante Aline, wie man sie in der Familie nannte, hatte wahrscheinlich etwas sehr Anziehendes, nach den großen blauen Augen mit dem milden Gesichtsausdruck zu urteilen, den die Sechzehnjährige auf einem sehr guten Bilde hat, das von ihr erhalten ist.

Bald nach der Hochzeit reiste Graf Osten-Sacken mit seiner jungen Frau auf sein großes Gut in den baltischen Provinzen; dort begann seine Gemütskrankheit sich immer stärker bemerkbar zu machen. Zuerst äußerte sie sich in einer auffallenden, unbegründeten Eifersucht. Schon im ersten Jahr der Ehe, als sich meine Tante bereits in den letzten Monaten der Schwangerschaft befand, steigerte sich die Krankheit so, daß er zu gewissen Zeiten in einen völligen

Wahnsinn verfiel, dann glaubte, von Feinden, die ihm seine Frau nehmen wollten, umgeben zu sein, und seine einzige Rettung nur in der sofortigen Flucht vor diesen sah. Es war im Sommer. Eines Tages erhob er sich sehr früh und erklärte seiner Frau, daß seine einzige Rettung in der Flucht läge, daß er schon einen Wagen bestellt hätte und daß sie abreisen würden, sobald sie sich fertig gemacht hätte. Der Wagen fuhr wirklich vor; der Graf ließ die Tante Platz nehmen und befahl, so schnell als möglich loszufahren. Unterwegs holte er einen Kasten mit zwei Pistolen hervor, machte diese schußbereit, übergab die eine der Tante und sagte ihr, die Feinde würden, sobald sie von seiner Flucht erführen, ihm nachsetzen und ihn einholen, sie wären in diesem Falle beide verloren, und es würde ihnen nichts weiter übrig bleiben, als sich gegenseitig zu töten. Voller Schrecken und Bestürzung nahm die Tante die Pistole und versuchte es, ihrem Manne gut zuzureden, doch dieser hörte nicht auf sie, sah sich in Erwartung der Verfolger in einem fort um und trieb den Kutscher zur Eile an. Unglücklicherweise zeigte sich auf dem Seitenwege, der die Landstraße kreuzte, eine Equipage; er schrie, alles sei verloren, befahl ihr, auf ihn zu schießen, und schoß ihr selbst direkt in die Brust. Als er sah, was er angerichtet hatte, und daß die Equipage, die ihn so erschreckt hatte, eine andere Richtung einschlug, ließ er halten, trug die verwundete, blutende Frau aus dem Wagen, legte sie mitten auf die Landstraße und fuhr in aller Eile davon. Zu ihrem Glück wurde die Tante bald von vorbeifahrenden Bauern entdeckt, die sie auf ihren Wagen hoben und zum Pastor brachten. Dieser verband ihre Wunde, so gut er konnte und schickte nach einem Arzt. Die Kugel hatte die rechte Seite der Brust getroffen. (Die Tante zeigte mir noch die Narbe, die zurückgeblieben war), allein die Wunde war nicht sehr gefährlich.

Während ihrer Genesung, als sie noch immer schwanger beim Pastor lag, kam ihr Mann wieder zu sich; er lief zu ihr, erzählte dem Pastor den Hergang mit dem unglücklichen Schuß und bat um die Erlaubnis, sie zu sehen. Es war ein schreckliches Wiedersehen; listig, wie alle Gemütskranken, heuchelte er Reue über seine Handlungs-

weise und Besorgnis um ihre Gesundheit. Als er schon ziemlich lange bei ihr gesessen und mit ihr über alles Mögliche gesprochen hatte, benutzte er einen Augenblick, in dem sie allein geblieben waren, und versuchte seine Absicht auszuführen. Er stellte sich sehr bekümmert um ihre Gesundheit und bat sie, ihm ihre Zunge zu zeigen; als sie dies that, ergriff er mit einer Hand die Zunge und mit der anderen ein Rastermesser, das er bereit gehalten hatte, und wollte ihr die Zunge abschneiden. Es entspann sich ein Kampf, sie riß sich los, schrie, es kamen Leute herbeigelaufen, legten sich ins Mittel und führten ihn weg.

Von da ab wurde er vollständig wahnsinnig, lebte noch lange in einer Irrenanstalt und kam mit meiner Tante in keine-Berührung mehr. Bald danach kam die Tante in eine Entbindungsanstalt nach Petersburg, wo sie ein totes Kind zur Welt brachte. Da man jedoch befürchtete, der Kummer über den Tod ihres Kindes könnte schwere Folgen haben, sagte man ihr, daß das Kind lebe, und nahm ein kleines Mädchen ins Haus, das die Frau eines Hoflochs, die man kannte, um dieselbe Zeit zur Welt gebracht hatte. Dieses Mädchen, Paschenta, lebte zu jener Zeit, an die ich mich noch erinnern kann, bei uns und war schon ein erwachsenes Mädchen. Ich weiß nicht, wann man Paschenta die Geschichte ihrer Geburt mittheilte; zur Zeit, als ich sie kannte, wußte sie schon, daß sie nicht die Tochter meiner Tante war. Nach dem, was mit ihr vorgefallen war, lebte Tante Alexandra Iljinitchna bei ihren Eltern und dann bei meinem Vater und war nach dessen Tode unsere Vormünderin. Als ich 12 Jahre alt war, starb sie in Optina Pustynja.

Diese Tante war eine wahrhaft fromme Frau. Ihre Lieblingsbeschäftigungen waren die Lektüre der Heiligengeschichten, Unterhaltungen mit Pilgern, heiligen Narren, Mönchen und Nonnen, von denen einige ständig bei uns im Hause wohnten, und andere nur gelegentlich zu Besuch kamen. Zu denen, die fast ständig bei uns wohnten, gehörte auch die Patin meiner Schwester, eine Nonne namens Marja Gerasimowna, die in ihrer Jugend, als heiliger

Narr Iwanuschka verkleidet, durch die Welt gepilgert war. Marja Gerassimowna war deswegen die Patin meiner Schwester geworden, weil meine Mutter ihr versprochen hatte, sie zur Gevatterin zu nehmen, wenn ihre Gebete Gott dazu bestimmen würden, daß er ihr eine Tochter schenke; nachdem meine Mutter vier Söhne bekommen hatte, wünschte sie sich sehnsüchtig eine Tochter. Die Tochter kam zur Welt, Marja Gerassimowna wurde deren Patin und wohnte teils im Tulaer Frauenkloster, teils in unserem Hause.

Die Frömmigkeit meiner Tante Alexandra Isinitichna war nicht nur äußerlich; außer daß sie fastete, sehr viel betete, mit Menschen verkehrte, die einen frommen Lebenswandel führten (darunter befand sich auch der heilige Starez Leonid in Optina Pustynja), führte sie selbst ein wahrhaft christliches Leben, vermied jeden Luxus und fremde Hilfeleistungen und war bemüht, so viel wie möglich den anderen zu dienen. Sie hatte niemals Geld, denn alles, was sie besaß, gab sie denen, die sie darum baten.

Das Stubenmädchen Gascha, das nach Großmutter's Tode in ihre Dienste getreten war, erzählte mir, daß die Tante während ihres Moskauer Aufenthalts, wenn sie zur Frühmesse ging, leise auf den Zehenspitzen an dem Stubenmädchen vorbeischlich und alles selbst tat, was nach allgemeinem Brauch ein Stubenmädchen zu verrichten hat. Im Essen und in ihrer Kleidung war sie so einfach und anspruchslos, wie man es sich kaum vorstellen kann. Es ist mir peinlich, davon zu sprechen, doch erinnere ich mich aus meiner Kindheit an den eigentümlichen, sauren Geruch, den Tante Alexandra Isinitichna um sich verbreitete, und der wohl daher kam, weil sie ihre Kleidung so vernachlässigte. Und das war dieselbe graziöse, poetische Aline mit den herrlichen blauen Augen, die so gerne französische Verse las und in ihr Heft eintrug, Harfe spielte und auf den größten Bällen stets außergewöhnliche Erfolge hatte. Ich entsinne mich noch ihrer immer gleichmäßig freundlichen und gütigen Art hochgestellten Herren und Damen, wie Mönchen, Pilgern und Pilgerinnen gegenüber. Ich weiß noch, daß ihr Schwager Juschkow gerne mit ihr seinen Scherz trieb, und wie er einmal aus Kasan

eine große Kiste per Post an ihre Adresse sandte. In dieser Kiste steckte eine zweite Kiste, in der zweiten eine dritte usw. bis auf ein letztes, winziges Kistchen, in dem ein in Watte eingepackter kleiner Mönch aus Porzellan lag. Ich erinnere mich, wie mein Vater gutmütig lachte, als er ihr dieses Paket zeigte. Auch erinnere ich mich, daß mein Vater bei Tisch erzählte, wie sie und ihre Kusine Molttschanowa angeblich in der Kirche dem von ihnen verehrten Geistlichen nachliefen, um seinen Segen zu erbitten.

Mein Vater schilderte diesen Vorgang wie eine Art Treibjagd; die Molttschanowa hätte ihm angeblich den Zugang zum Hauptaltar abgeschnitten, so daß er sich zum Seitenaltar wenden mußte. Die Molttschanowa sei ihm nachgelaufen, an ihm vorbeigerannt, und bei dieser Gelegenheit habe ihn Aline mit Beschlag belegt. Ich erinnere mich an ihr liebes, gutmütiges Lachen und das vor Vergnügen strahlende Gesicht. Das religiöse Gefühl, das ihr Herz erfüllte, war ihr zu bedeutsam, stand zu hoch über allem anderen, als daß sie sich über irgend etwas geärgert oder gegrämt und den weltlichen Angelegenheiten die Wichtigkeit beigemessen hätte, die man ihnen sonst im Leben beimißt. Sie kümmerte sich um uns, war unser Vormund, doch alles, was sie tat, nahm ihr Herz nicht ausschließlich in Anspruch; alles war dem Gottesdienst, wie sie ihn verstand, untergeordnet.

Die dritte und wichtigste Person nach meinem Vater und meiner Mutter, die großen Einfluß auf mein Leben hatte, war „Tante“ Tatjana Alexandrowna Jergolskaja, wie wir sie nannten. Sie war durch die Gortschakows entfernt verwandt mit meiner Großmutter. Sie und ihre Schwester Lisa, die später den Grafen Peter Iwanowitsch heiratete, waren nach dem Tode ihrer Eltern in frühesten Kindheit als mittellose Waisen zurückgeblieben. Sie hatten noch einige Brüder, die von ihren Verwandten schlecht und recht untergebracht wurden. Die in ihren Kreisen im Tschernsky-Bezirk zu ihrer Zeit sehr berühmte, herrschsüchtige und vornehme Tatjana Sem. Skuratowna sowie meine Großmutter beschloßen, die Mädchen zu erziehen; man rollte zwei Zettel zusammen, legte sie unter

die Heiligenbilder, verrichtete ein Gebet und jede zog eins; Tatjana Ssem. bekam Lisanka, und meine Großmutter das kleine schwarze Mädchen. Tanetschka, wie sie bei uns genannt wurde, war so alt wie mein Vater; sie war 1795 geboren, wurde genau wie meine Tanten erzogen und von allen zärtlich geliebt, denn man mußte sie wegen ihres festen, entschlossenen, energischen und zugleich opferfreudigen Charakters lieben. Ein Vorfall mit einem Lineal, den sie uns erzählte, wobei sie uns die fast faustgroße Narbe einer Brandwunde zwischen Ellbogen und Handgelenk zeigte, ist für ihren Charakter sehr bezeichnend. Als Kinder hatten sie alle die Geschichte von Mucius Scaevola gelesen und sich gestritten, ob jemand von ihnen dasselbe fertig bringen könnte. „Ich bekäme das fertig“, sagte sie. „Nein dazu bist du nicht fähig“, sagte Jasykow, mein Pate, und hielt (was auch bezeichnend für ihn ist), das Lineal so lange über die Flamme, bis es zu glimmen und zu rauchen begann. „Leg dir das auf den Arm“, sagte er. Sie streckte ihren nackten Arm aus (die Mädchen gingen damals stets dekolletiert), und Jasykow drückte das glimmende Lineal darauf. Sie zog die Augenbrauen zusammen, riß aber den Arm nicht weg; erst als das Lineal zusammen mit der Haut von ihrem Arm losgerissen wurde, stöhnte sie auf. Als die Erwachsenen ihre Wunde erblickten und sie nach ihrer Herkunft fragten, erklärte sie, sie hätte das selbst getan, um das zu erleben, was Mucius Scaevola erlebt hatte.

So entschlossen und aufopfernd war sie in allen Dingen.

Sie muß mit ihrem dicken, schwarzen, krausen, ungewöhnlich langen Zopf, den achatschwarzen Augen und dem lebhaften, energischen Gesichtsausdruck sehr reizvoll gewesen sein. W. J. Juschkow, der Mann meiner Tante Pelageja Iljintschna, ein großer Schürzenjäger, sagte stets, wenn die Rede auf sie kam, mit dem Gefühl, mit dem man von dem Gegenstand einer alten Liebe spricht: „Toinette, oh, elle était charmante!“

Zu der Zeit, in die meine Erinnerungen an sie zurückreichen, war sie schon über vierzig Jahre alt; ich dachte niemals darüber nach, ob sie schön oder häßlich sei. Ich liebte sie einfach, liebte ihre

Augen, ihr Lächeln und ihre sonnengebräunte, breite, kleine Hand mit der energischen, quer verlaufenden Ader.

Wahrscheinlich liebte sie meinen Vater, und mein Vater liebte sie, doch hatte sie ihn in ihrer Jugend nicht genommen, damit er meine reiche Mutter heiraten konnte; später wollte sie ihn nicht mehr heiraten, weil sie die reinen, poetischen Beziehungen zu ihm und uns nicht zerstören wollte.

Unter ihren Papieren befindet sich in einer perlengestickten Brieftasche ein im Jahre 1836, sechs Jahre nach dem Tode meiner Mutter, geschriebener Zettel:

„16. août 1836. Nicolas m'a fait aujourd'hui une étrange proposition, celle de l'épouser, de servir de mère à ses enfants et de ne jamais les quitter. J'ai refusé la première proposition, j'ai promis de remplir l'autre, tant que je vivrai.“

So lautete der Zettel; aber weder zu uns noch zu sonst jemand hat sie je etwas davon gesagt. Nach dem Tode unseres Vaters erfüllte sie seinen zweiten Wunsch. Wir hatten zwei leibliche Tanten und eine Großmutter, die alle mehr Rechte auf uns hatten als Tatjana Alexandrowna, die wir nur aus Gewohnheit Tante nannten, denn wir waren nur so weitläufig verwandt, daß ich aus dieser Verwandtschaft nicht klug werden konnte; doch mit dem Recht der Liebe pflegte sie uns, wie Buddha den verwundeten Schwan, und hatte auf unsere Erziehung den größten Einfluß. Und wir fühlten das.

Manchmal gab es bei mir Ausbrüche einer begeisterten rührenden Liebe zu ihr. Ich erinnere mich, daß ich, als ich etwa fünf Jahre alt war, mich auf dem Sofa, das im Salon stand, hinter ihren Rücken legte; sie berührte mich liebevoll mit der Hand. Ich ergriff diese Hand, küßte sie und weinte voller Liebe und Rührung.

Sie war erzogen worden wie eine junge Dame aus gutem Hause, schrieb und sprach besser französisch als russisch und spielte wunderbar Klavier, hatte das Klavier aber dreißig Jahre lang nicht angerührt. Sie begann erst wieder zu spielen, als ich schon erwachsen war und Klavier spielen lernte; manchmal, wenn wir vierhändig spielten, setzte sie mich durch die Sauberkeit und Anmut ihres Spiels in Erstaunen.

Gegen die Dienstboten war sie gütig, sprach niemals gereizt mit ihnen und konnte den Gedanken an Schläge oder eine Züchtigung mit Ruten nicht vertragen, doch war sie der Meinung, daß Leibeigene eben Leibeigene seien, und verkehrte mit ihnen wie die Herrin mit ihren Untergebenen. Trotzdem wurde sie von den Dienstboten vor allen anderen ausgezeichnet und geliebt. Als sie starb und ihr Sarg durchs Dorf getragen wurde, kamen die Bauern aus ihren Häusern heraus und ließen Totenmessen für sie abhalten. Der wichtigste Zug an ihr war die Liebe, und zwar, so wenig ich auch dafür begeistert bin, die Liebe zu einem Menschen, zu meinem Vater. Erst von diesem Zentrum aus ergoß sich ihre Liebe auch auf alle anderen Menschen. Man empfand, daß sie auch uns und alle Menschen nur seinetwegen liebte, denn ihr ganzes Leben war Liebe.

Ihre Liebe zu uns gab ihr das größte Unrecht auf uns, jedoch hatten unsere leiblichen Tanten, besonders aber Pelageja Iljinitchna, als sie uns nach Kasan mitnahm, auch ein äußerliches Recht auf uns, und die Tante fügte sich ihm, doch wurde ihre Liebe deswegen nicht schwächer. Sie lebte bei ihrer Schwester, der Gräfin E. A. Tolstoi, doch innerlich lebte sie mit uns und kehrte zu uns zurück, so oft dies möglich war. Daß sie die letzten Jahre ihres Lebens, einem Zeitraum von beinahe zwanzig Jahren, mit mir in Jasnaja Poljana verlebte, war für mich ein großes Glück. Wie wenig aber verstehen wir, unser Glück zu schätzen; wir verstehen dies um so weniger, als das wahre Glück nichts Lautes und nichts Auffallendes an sich hat. Ich schätzte es, aber bei weitem nicht genügend. Sie bewahrte gerne in ihrem Zimmer in verschiedenen Schüsseln allerlei Süßigkeiten auf: getrocknete Trauben, Honigkuchen oder Datteln; sie kaufte diese Sachen, um vor allem mich damit zu bewirten. Ich kann nicht vergessen, ja ich kann mich nicht ohne schreckliche Gewissensbisse daran erinnern, wie ich ihr mehrmals das Geld für diese Süßigkeiten verweigerte, und wie sie dann, traurig seufzend, verstummte. Wohl war damals mein Geld knapp, doch ich kann nicht ohne Entsetzen daran denken, das ich ihr dies abschlug.

Als ich schon verheiratet war und sie schwächer zu werden begann,

paßte sie einen Augenblick ab, da ich in ihrem Zimmer war, und sagte mit abgewandtem Gesicht zu mir (ich merkte, daß sie nahe daran war, zu weinen): „Mes chers amis, mein Zimmer ist sehr schön, und ihr werdet es brauchen können. Wenn ich aber darin sterbe,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „wird das für euch ein unangenehmes Gefühl sein. Laßt mich lieber in ein anderes Zimmer übersiedeln, damit ich nicht hier sterbe.“ So war sie schon in der frühesten Zeit meiner Kindheit, als ich noch ohne Verständnis war . . .

Ihr Zimmer war folgendermaßen eingerichtet: in der linken Ecke stand eine Schifffonniere mit unzähligen Säckelchen, die nur für sie Wert hatten, in der rechten ein Heiligenschrein mit Heiligenbildern und einem großen Erlöserbildnis. In der Mitte stand das Sofa, auf dem sie schlief, und rechts davon führte eine Tür in das Zimmer ihres Stubenmädchens.

Ich sagte schon, daß Tatjana Alexandrowna den größten Einfluß auf mein Leben ausübte. Dieser Einfluß bestand erstens darin, daß sie mich bereits in meinen Kinderjahren den geistigen Genuß der Liebe empfinden lehrte. Und sie lehrte ihn mich nicht mit Worten, sondern durch ihr ganzes Wesen; sie steckte mich mit ihrer Liebe an.

Ich sah und fühlte, wie wohl es ihr tat, zu lieben, und ich begriff das Glück der Liebe. Das war das erste. Zweitens lehrte sie mich, den Reiz eines einsamen, ohne Aufregung verlaufenden Lebens zu verstehen.

Ich entsinne mich der langen Herbst- und Winterabende, und diese Abende bilden eine herrliche Erinnerung für mich. Diesen Abenden verdanke ich meine besten Gedanken, die besten Regungen meines Herzens. Man sitzt im Sessel, liest, denkt nach, lauscht manchmal auf Tantes Gespräche mit Natalja Petrowna oder dem Stubenmädchen Dunetschka, die stets gütig und freundlich waren, wechselt einige Worte mit ihr, und dann sitzt man wieder da, liest und denkt. Dieser herrliche Sessel steht jetzt bei mir, aber nun ist alles anders geworden, und ebenso ist es mit dem zweiten Sofa, auf dem die gute, alte Natalja Petrowna schlief, die mit ihr zusammenlebte, aber nicht ihretwegen, sondern weil sie keine andre Unterkunft hatte. Zwischen

den Fenstern und dem Spiegel stand Tantes kleiner Schreibtisch mit Einmachegläsern und einem Schälchen, in dem sich Süßigkeiten: Honigkuchen und Datteln, befanden, womit sie mich bewirtete. Am Fenster standen zwei Sessel und rechts von der Thür noch ein gestärkter, bequemer Sessel, in dem sie mich abends gerne sitzen sah.

Der Hauptreiz dieses Lebens bestand in dem Mangel jeglicher Sorge, in den guten Beziehungen zu allen, in dem feststehenden, unerschütterlich guten Verhältnis zu den Allernächsten, in dem Fehlen jeder Hast und jedes Bewußtseins der dahineilenden Zeit.

Damals konnte man sagen: „Wer darauf sitzt, der ist glücklich, und der Glückliche bin ich.“

Und in der That, ich war wahrhaft glücklich, als ich in diesem Sessel saß. Nach dem häßlichen Leben, das ich in Tula bei den Nachbarn führte, nach all dem Kartenspiel, den Zigeunern, der Jagd, der dummen Eigenliebe, kehrte man nach Hause zurück, tauschte Handküsse aus, ich küßte ihre liebe, energische und sie meine schmutzige, lasterhafte Hand, man begrüßte sich aus alter Gewohnheit in französischer Sprache, scherzte mit Natalja Petrowna und setzte sich in den bequemen Lehnstuhl. Sie weiß alles, was ich tue, sie bedauert es, doch macht sie mir nie einen Vorwurf und bringt mir immer dieselbe Liebe und Zärtlichkeit entgegen. Ich sitze im Lehnstuhl, lese, denke, und lausche ihrem Gespräch mit Natalja Petrowna. Bald sprechen sie von den alten Zeiten, bald legen sie Patience oder sprechen von Vorahnungen, scherzen über etwas, und die beiden alten Frauen lachen, besonders aber die Tante, auf eine nette, kindliche Art, ein Lachen, das ich noch jetzt zu hören glaube. Ich erzähle, daß die Frau eines Bekannten ihren Mann betrogen hat, und sage, der Mann freue sich, sie losgeworden zu sein. Und die Tante, die eben erst mit Natalja Petrowna davon gesprochen hat, daß das von der Kerze herabtröpfelnde Wachs einen Besuch bedeutet, hebt die Augenbrauen und sagt, als sei das eine längst in ihrem Herzen beschlossene Sache, der Mann dürfe so etwas nicht tun, denn er richte dadurch seine Frau zugrunde. Dann berichtet sie mir von einem Drama, das sich bei dem Hofgesinde abspielt und von dem ihr Dunetschka erzählt hat.

Dann liest sie mir wieder den Brief von meiner Schwester Maschenka vor, die sie, wenn auch nicht mehr als mich, so doch mindestens ebenso sehr wie mich liebt, und spricht von deren Mann, ihrem Neffen, ohne ihn zu verurteilen, aber traurig über den Schmerz, den er Maschenka zugefügt hat. Dann lese ich wieder, sie kramt in ihren Sachen herum, die lauter Erinnerungen für sie bilden. Die Haupteigenschaft ihres Lebens, die auch für mich etwas Suggestives hatte, war ihre erstaunliche, allgemeine Güte allen Menschen gegenüber ohne jede Ausnahme. Es ist mir unmöglich, mich auf einen einzigen Fall zu besinnen, da sie verärgert gewesen wäre, ein schroffes Wort gesagt oder jemand verurteilt hätte; ich kann mich im Laufe der dreißig Jahre an keinen solchen Fall erinnern. Sie sprach immer gut von meiner anderen, mir blutsverwandten Tante, die ihr großen Schmerz bereitet hatte, als sie uns ihr wegnahm; sie verurteilte auch den Mann meiner Schwester nicht, der ihr gegenüber sehr schlecht gehandelt hatte. Es erübrigt sich, von ihrer Güte gegenüber den Dienstboten zu sprechen. Sie war in der Auffassung aufgewachsen, daß es Herren und Dienstboten gäbe, doch benutzte sie ihre Macht nur, um den Menschen zu dienen. Niemals machte sie mir direkte Vorwürfe wegen meines schlechten Lebenswandels, obwohl sie meinetwegen litt. Ebenfowenig warf sie es meinem Bruder Ssergej vor, als dieser sich mit einer Zigeunerin angefreundet hatte. Die einzige Regung, in der ihre Unruhe zum Ausdruck kam, wenn einer von uns lange nicht nach Hause kommen wollte, war die, daß sie sagte: „Was ist nur mit unserem Ssergej los?“ Dann sagte sie auch Ssergej statt Sserjoscha. Niemals belehrte sie uns mit Worten, wie man leben müsse, sie hielt uns auch niemals Moralpredigten. Ihre ganze sittliche Leistung bestand in einer innerlichen Arbeit; nach außen hin waren nur ihre Taten sichtbar, ja, nicht einmal ihre Taten, denn es gab gar keine, es war nichts da als ihr ganzes Leben, dieses Leben voller Ruhe, Güte und Demut, dieses von Liebe erfüllte Leben, nicht von der Liebe, die sich selbst bewundert, sondern von einer stillen, unmerklichen Liebe.

Ihr Streben galt der innerlichen Sache der Liebe, darum hatte

sie es nicht nötig, sich zu beeilen. Und diese beiden Eigenschaften, Liebesbereitschaft und Mangel an Hast, zogen die Menschen unmerklich an, und dadurch gewann ihre Nähe einen besonderen Reiz.

Daher kenne ich andererseits auch keinen Menschen, der sie nicht geliebt hätte, wie ich keinen einzigen Fall kenne, daß sie jemand beleidigt hätte. Sie sprach niemals von sich selbst, von der Religion, davon, wie man glauben solle oder davon, wie sie selbst glaubte und betete. Sie glaubte an alles, lehnte aber ein Dogma ab, das der ewigen Verdammnis. „Dieu qui est la bonté même, ne peut pas vouloir nos souffrances.“

Außer beim öffentlichen Gottesdienst und bei Totenmessen habe ich sie niemals beten sehen. Nur an der besonderen Freundlichkeit, mit der sie mich empfing, wenn ich manchmal spät abends zu ihr kam, um Abschied für die Nacht zu nehmen, erriet ich, daß ich sie im Gebet unterbrochen hatte. „Komm nur herein,“ pflegte sie dann zu sagen. — „Eben erst sagte ich zu Natalja Petrowna, daß Nicolas sicher noch zu uns hereinkommen wird.“ Sie nannte mich oft mit dem Namen meines Vaters, und das war mir besonders angenehm, denn es war ein Beweis dafür, daß ihre Vorstellung von mir und meinem Vater dank ihrer Liebe zu uns beiden in eins verschmolzen war. An diesen letzten Abendstunden war sie meistens schon ausgekleidet und hatte ein Nachthemd mit einem Tuch darüber an; ihre dünnen Hühnerbeine steckten in Pantoffeln, ein gleiches Nègligé trug auch Natalja Petrowna. „Nimm Platz, nimm Platz,“ sagte sie, da sie sah, daß ich keinen Schlaf hatte, oder daß mir die Einsamkeit unangenehm war. Dieses unnatürliche, späte Aufbleiben in ihrem Zimmer ist für mich eine besonders köstliche Erinnerung. Natalja Petrowna oder ich sagten dann wohl etwas Komisches, und sie lachte gutmütig; Natalja Petrowna fiel sofort in das Lachen ein, und beide alten Frauen lachten lange, ohne zu wissen, weshalb, wie die Kinder, die nur darum lachen, weil man sie gern hat und weil es ihnen gut geht.

Nicht allein ihre Liebe zu mir bereitete mir Freude. Diese ganze Atmosphäre der Liebe zu allen Anwesenden und Abwesenden, den

Lebenden wie den Toten, ja selbst zu den Tieren atmete eine reine Freude.

Wenn ich dazu kommen sollte, mein ganzes Leben niederzuschreiben, werde ich noch viel von ihr zu erzählen haben. Jetzt möchte ich nur noch das Verhältnis der einfachen Leute, der Bauern von Jasnaja Poljana, zu ihr erwähnen; als wir sie durchs Dorf trugen, gab es keinen Bauernhof unter allen sechzig Höfen, aus dem die Bewohner nicht herausgekommen wären, um zu verlangen, man solle anhalten und eine Totenmesse für sie lesen. „Sie war eine gütige Herrin und hat niemand was Böses getan,“ sagten alle. Und alle liebten sie deswegen, liebten sie innig. Laotse sagt, die Dinge seien durch die Eigenschaften wertvoll, die sie nicht an sich haben. Und ebenso ist das Leben: Sein Hauptwert besteht darin, daß es nichts Böses enthält. Im Leben der Tante Tafsana Alexandrowna aber gab es nichts Böses. So etwas ist leicht zu sagen, aber schwer zu verwirklichen. Und ich kenne nur einen Menschen, von dem man das wirklich sagen kann.

Sie starb ruhig, schlummerte allmählich ein und zwar, entsprechend ihrem Wunsche, nicht in dem Zimmer, in dem sie gelebt hatte, um es uns nicht zu verleiden.

Als sie im Sterben lag, erkannte sie niemand mehr. Mich aber erkannte sie immer noch, lächelte, strahlte hell auf wie eine elektrische Lampe, wenn man auf den Knopf drückt, und bewegte manchmal die Lippen, um „Nicolas“ zu sagen; war ich doch im Leben für sie untrennbar mit dem vereint, den sie ihr ganzes Leben lang geliebt hatte.

Und dieser Frau, gerade dieser Frau hatte ich die kleine Freude abgeschlagen, die ihr die Datteln und die Schokolade bereiteten, deren sie weniger für sich als dazu bedurfte, um mich damit zu beschenken; ich hatte ihr die Möglichkeit geraubt, denen, die sie um Geld baten, eine Kleinigkeit zu geben. Daran kann ich nicht ohne quälende Gewissensbisse zurückdenken! Liebe, liebe Tante, verzeihen Sie mir. Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait, jedoch nicht im Sinne der Güter dieses Lebens, die man sich zu seinem eigenen Schaden in der

Jugend entgehen ließ, sondern im Sinne der Lebensgüter, die man versäumte, andern zuteil werden zu lassen, und im Sinne des Bösen, das man denen zugefügt hat, die nicht mehr am Leben sind.

Außer den Schwestern und den Brüdern wuchs noch meine Altersgenossin, Dunetschka Temjaschewa, seit ihrem fünften Lebensjahr zusammen mit uns auf. Ich muß erzählen, wer sie war, und wie sie zu uns gekommen war. Unter den Besuchern unseres Hauses kann ich mich noch an Juschkow, den Mann einer meiner Tanten, erinnern, der uns Kindern mit seinem schwarzen Schnurrbart, seinem Backenbart und der Brille immer sehr merkwürdig erschien (ich werde noch des öfteren auf ihn zu sprechen kommen), sowie an meinen Paten S. J. Jashlow, der auffallend häßlich war, stark nach Tabak roch und mit seinem faltigen Gesicht unaufhörlich die merkwürdigsten Grimassen schnitt; außer diesen beiden Männern und noch zwei Nachbarn, Dgarjow und Islenew, besuchte uns oft ein reicher Junggeselle, Temjaschew, der durch die Gortschakows in entfernten verwandtschaftlichen Beziehungen zu uns stand, der meinen Vater „Bruder“ nannte und eine Art enthusiastischer Liebe für ihn empfand. Er lebte vierzig Werst von Jasnaja Poljana entfernt in dem Dorfe Pirogowo und brachte von dort einmal kleine Ferkel mit geringelten Schwänzchen mit, die man auf dem Tisch, der im Anrichtezimmer stand, reihenweise auf ein Tablett legte. Temjaschew, Pirogowo und die Ferkel haben sich in meiner Phantasie zu einem einzigen Bild vereinigt.

Außerdem blieb Temjaschew uns Kindern noch dadurch in Erinnerung, daß er auf dem Klavier, das im Salon stand, eine Tanzmelodie spielte (die einzige, die er spielen konnte) und uns nach dieser Musik tanzen ließ; wenn wir ihn fragten, was für ein Tanz zu dieser Musik gehörte, meinte er, man könne alle Tänze nach dieser Musik tanzen. Wir machten gerne Gebrauch davon.

Es war an einem späten Winterabend; man hatte bereits den Tee eingenommen, wir sollten bald schlafen gehen, und die Augen fielen mir schon zu, als plötzlich durch die große geöffnete Tür, die aus dem Anrichtezimmer in den Salon führte, wo wir alle versammelt waren und nur noch zwei Kerzen brannten und wo es darum

fast dunkel war, ein Mann hereintrat; er ging auf seinen weichen Sohlen hastig durch das Zimmer und stürzte in der Mitte des Salons auf die Knie. Die brennende Pfeife mit dem langen Stiel schlug dabei auf den Fußboden, so daß die Funken aus ihr heraussstoben, und das Gesicht des knienden Mannes beleuchteten. Das war Temjaschew. Ich weiß nicht, was Temjaschew zu meinem Vater sagte, als er auf den Knien lag, ich erinnere mich an nichts mehr, ich hatte wohl auch nichts gehört; später aber erfuhr ich, daß er vor meinem Vater auf die Knie gefallen war, weil er seine uneheliche Tochter Dunetschka mitgebracht hatte, von der er schon früher mit meinem Vater gesprochen hatte, denn er wollte, daß mein Vater sie zusammen mit seinen eigenen Kindern erziehen sollte. Seitdem wohnten meine Altersgenossin Dunetschka, ein kleines Mädchen mit breitem Gesicht, und ihre Kinderfrau Jewpraxea, eine große, runzlige Alte mit einem Unterkinn, das herunterhing wie bei einer Bute und an dem sich ein kugelförmiger Auswuchs befand, den sie von uns befühlen ließ, bei uns im Hause.

Dunetschkas Erscheinen in unserem Hause stand mit einer komplizierten geschäftlichen Vereinbarung zwischen Vater und Temjaschew in Zusammenhang.

Temjaschew war sehr reich. Legitime Kinder hatte er nicht, wohl aber zwei Töchter, Dunetschka und Werotschka, ein buckliges Mädchen, das ihm seine frühere Leibeigene, das Mädchen Marfuschka, geboren hatte, die er dann aus der Leibeigenschaft entließ. Die Schwestern Temjaschews waren seine Erbinnen. Er hinterließ ihnen alle seine Güter, doch das Gut Pirogowo, auf dem er lebte, hatte er meinem Vater zugedacht, und zwar in der Weise, daß dieser den Geldwert des Gutes, der dreihunderttausend Rubeln gleich war (von Pirogowo sagte man immer, es sei eine Goldgrube und viel mehr wert), später den Mädchen zur Verfügung stellen sollte; um das Geschäft zu ermöglichen, legte man sich folgenden Plan zurecht: auf Grund einer Verkaufsurkunde überließ Temjaschew meinem Vater Pirogowo für dreihunderttausend Rubel; mein Vater seinerseits stellte je einen Wechsel von hunderttausend Rubeln, auf den Namen

von drei anderen Personen, Islenew, Jasykow und Glebow, aus. Nach Semjaschews Tode sollte mein Vater das Gut übernehmen, Glebow, Jasykow und Islenew auseinandersetzen, zu welchem Zwecke die Wechsel auf ihren Namen ausgestellt wurden, und die dreihunderttausend Rubel an die beiden Mädchen auszahlen.

Es ist möglich, daß ich mich bei der Wiedergabe dieses Planes in manchen Punkten irre; jedenfalls weiß ich, daß das Gut Pirogowo nach Vaters Tode in unseren Besitz überging, daß es drei Wechsel auf Islenews, Glebows und Jasykows Namen gab, daß das Vormundschaftsgericht diese Wechsel einlöste und daß die ersteren beiden den Mädchen je hunderttausend Rubel übergaben, während Jasykow sich den Geldanteil, der ihm gar nicht gehörte, aneignete; doch davon soll noch die Rede sein.

Dunetschka lebte bei uns; sie war ein liebes, einfaches, nicht allzu kluges Kind, das man sehr leicht zum Weinen bringen konnte. Ich erinnere mich, daß ich, der ich schon damals französisch lesen konnte, beauftragt wurde, ihr das Abc beizubringen. Zuerst ging die Sache gut (wir waren damals beide fünf Jahre alt), dann wurde sie wohl müde und benannte den Buchstaben, auf den ich zeigte, falsch. Ich bestand auf einer richtigen Antwort. Sie begann zu weinen. Ich auch. Als man zu uns kam, konnten wir beide, bitterlich weinend, kein Wort hervorbringen. Ein anderes Mal wurde, wie ich mich erinnere, eine Pflaume von einem Teller entwendet; der Schuldige war nicht festzustellen. Mit ernstem Gesicht und ohne uns anzusehen, sagte Fjodor Iwanowitsch; es schade nichts, wenn jemand sie gegessen hätte; wenn er aber den Kern verschluckt habe, könne er daran sterben. Dunetschka konnte sich in ihrer Angst nicht mehr beherrschen und sagte, sie hätte den Kern ausgespuckt. Noch bei einer anderen Gelegenheit erinnere ich mich, wie sie bittere Tränen vergoß; sie und Mittjenka hatten sich ein Spiel ausgedacht; es bestand darin, daß man sich gegenseitig eine kleine Kupferkette in den Mund spuckte; sie spie das Kettchen so stark aus, und Mittjenka riß den Mund so weit auf, daß er es verschluckte. Sie weinte und war untröstlich, bis der Arzt kam und uns alle beruhigte.

Sie war kein kluges, aber ein einfaches, gutes Mädchen und derart keusch, daß zwischen uns Jungen und ihr niemals andere als rein brüderliche Beziehungen bestanden.

Praskowja Issajewna habe ich in der „Kindheit“ (unter dem Namen Natalja S Sawischna) ziemlich lebensgetreu geschildert. Alles, was ich über sie geschrieben habe, entspricht den Tatsachen. Praskowja Issajewna war eine sehr achtbare Person. Sie war Wirtschaftlerin, und doch stand ein gewisses Geschirr für Kinder in ihrem Zimmer. Ich erinnere mich, es war eins der angenehmsten Erlebnisse, sich nach oder während der Stunde in ihrem Zimmer hinzusetzen, mit ihr zu sprechen und ihr zuzuhören. Es machte ihr wahrscheinlich Freude, uns in solchen Augenblicken zu beobachten, wenn wir besonders glücklich, gerührt und aufrichtig waren. „Praskowja Issajewna, wie hat Großvater gekämpft? Zu Pferde?“ fragte man sie, mühsam das Wort hervorbringend, nur um etwas mit ihr zu sprechen und zu hören, was sie sagen würde.

„Er hat auf jede Art gekämpft. Zu Fuß und zu Pferde. Dafür war er auch General en chef,“ antwortete sie, öffnete den Schrank und nahm ein Räucherkerzchen heraus, das sie als „die Räucherkerze aus Otschakow“ bezeichnete. Sie zündete am Lämpchen vor dem Heiligenbild einen Fetzen Papier an, steckte mit seiner Hilfe die Kerze in Brand, und das Kerzchen verbreitete einen angenehmen Duft.

Außer der Kränkung, die sie mir zufügte, als sie mich mit der nassen Decke schlug, was ich in der „Kindheit“ geschildert habe, hat sie mir später noch eine zweite zugefügt; zu ihren Pflichten gehörte auch die, uns, wenn dies nötig war, ein Klistier zu verabreichen. Eines Morgens, als ich schon nicht mehr bei den Frauen, sondern unten bei Fjodor Iwanowitsch wohnte, waren wir eben aufgestanden; die älteren Brüder zogen sich schon an, während ich mich etwas verspätet hatte und im Begriff war, mir meinen Morgenrock umzuwerfen, da trat Praskowja Issajewna mit dem raschen Schritt einer alten Frau in unser Zimmer. In der Hand hielt sie ihre Instrumente. Diese bestanden aus einem Rohr, das aus unbekanntem

Gründen in eine Serviette eingewickelt war, so daß nur die Spitze zu sehen war, und aus einer Untertasse mit Baumöl, in das die Spitze getaucht wurde. Als Praskowja Issajewna mich sah, sagte sie in entschiedenem Tone, ich sei der, an dem die Prozedur, nach Anweisung der Tante, vorgenommen werden müsse. Eigentlich hätte es Mitenka sein sollen, aber war es nun ein Zufall oder Schlaubheit, denn er wußte, daß ihm die Prozedur drohte, die wir alle nicht mochten, hatte sich rasch angezogen und war aus dem Schlafzimmer verschwunden. Trotz meiner heiligsten Schwüre, daß die Reihe nicht an mir sei, vollzog sie die Prozedur an mir.

Ich liebte sie, nicht nur wegen ihrer Treue, Ergebenheit und Ehrlichkeit, sondern auch hauptsächlich deswegen, weil sie gemeinsam mit der alten Anna Iwanowna für mich, im Zusammenhang mit der „Räucherkerze aus Dtschakow“, die geheimnisvollen Seiten im Leben meines Großvaters repräsentierte.

Anna Iwanowna lebte im Ruhestande; sie war zweimal in unserem Hause gewesen, und ich kannte sie. Man sagte, sie sei 100 Jahre alt und erinnere sich noch an Bugatschjow. Sie hatte tiefschwarze Augen und einen einzigen Zahn. Sie war von einer Greisenhaftigkeit, die für Kinder immer etwas Schreckliches hat.

Die Kinderfrau Tatzjana Philippowna, eine junge Person, klein, braun, mit dicken, kleinen Händen, war die Gehilfin der alten Kinderfrau Annuschka, an die ich mich kaum noch erinnern kann, und zwar deswegen, weil ich mich nur in Verbindung mit Annuschka vorstellte und mir dessen bewußt war, daß ich lebte; ebensowenig wie ich eine Vorstellung von mir selber hatte, und ebensowenig wie ich mich an mein damaliges Wesen erinnere, kann ich mich an sie erinnern.

So erinnere ich mich vorzüglich an Jewpraxea, die zusammen mit Dunetschka in unser Haus gekommen war, und an den kugelförmigen Auswuchs an ihrem Halse. Ich erinnere mich, wie wir abwechselnd diesen Auswuchs betasteten; ich erinnere mich, wie es etwas Neues für mich war, als ich bemerkte, daß die Kinderfrau Annuschka nicht das gemeinsame Eigentum aller Menschen sei. Denn Dunetschka hatte ihre eigene Kinderfrau aus Pirogowo.

An die Kinderfrau Tatzana Philippowna erinnere ich mich gut, denn sie war später Kinderfrau bei meinen Nichten und bei meinem älteren Sohn. Das war eines jener rührenden Geschöpfe aus dem Volke, die so mit den Familien ihrer Zöglinge verwachsen, daß sie alle eigenen Interessen auf diese übertragen, und die es den eigenen Angehörigen überlassen, sie um Geld von ihnen anzubetteln und sie zu beerben. Stets haben sie verschwenderische Brüder, Männer oder Söhne. Solche Menschen waren auch der Mann und der Sohn Tatzana Philippownas. Ich erinnere mich an ihren bitteren, gottergebenen Tod in unserem Hause und an derselben Stelle, wo ich jetzt sitze und diese Erinnerungen niederschreibe.

Ihr Bruder, Nikolaj Philippowitsch, war Kutscher; wir liebten ihn nicht, hatten aber, wie die meisten Herrschaftskinder, große Achtung vor ihm. Er trug besonders dicke Stiefel, roch stets angenehm nach Dünger und hatte eine freundliche, wohltonende Stimme . . .

Auch der Haushofmeister Wassilij Trubetkoj muß noch erwähnt werden.

Es war ein angenehmer, freundlicher Mensch, der wahrscheinlich Liebe für Kinder und darum auch uns gern hatte, besonders Sserjoscha, bei dem er später diente und bei dem er auch gestorben ist. Ich erinnere mich an das gültige, schiefe Lächeln seines Gesichtes, dessen Runzeln zusamt dem Hals man gut sehen konnte, wenn man es aus der Nähe betrachtete, und an seinen besonderen Geruch, wenn er uns in die Höhe hob und auf das Tablett setzte (das war eins unserer liebsten Vergnügungen: „Mich auch! Mich auch!“ riefen wir dann wohl), worauf er uns im Anrichtezimmer, dieser für uns geheimnisvollen Stätte mit dem unterirdischen Gang, umhertrug. Eine der stärksten Erinnerungen, die mit ihm verknüpft sind, ist seine Abreise nach Schtscherbatschjowka, einem Gut im Gouvernement Kurland, das mein Vater von der Perowskaja geerbt hatte. Das (nämlich die Abreise Wassilij Trubetkojs) geschah um die Weihnachtszeit, als wir Kinder mit einigen Leuten vom Hofgesinde im Saal „Taler, Taler, du mußt wandern“ spielten.

Diese Weihnachtsvergnügungen müssen noch besonders erwähnt

werden. Sie gestalteten sich folgendermaßen: eine große Anzahl von Leuten, so gegen dreißig Mann vom Hofgesinde, verkleideten sich, kamen ins Haus, führten allerlei Spiele auf und tanzten nach der Musik des alten Grigorij, der nur um diese Zeit in unserem Hause erschien. Es war sehr lustig. Unter den Verkleideten befanden sich stets: ein Bär mit einem Führer und einer Ziege, einige Türken und Türkinnen und mehrere Räuber; Männer verkleideten sich als Frauen und Frauen als Männer. Manchmal verkleidete die Tante auch uns. Sehr begehrt war ein mit bunten Steinen ausgelegter Gürtel und ein mit Gold und Silber besticktes Mulltuch (ich kam mir sehr schön vor, wenn man mir mit einem gebrannten Korken einen Schnurrbart unter die Nase malte). Ich erinnere mich, daß ich ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken konnte, als ich mich mit einem schwarzen Schnurrbart und ebensolchen Augenbrauen im Spiegel sah, trotzdem ich als Türke eine majestätische Miene bewahren mußte. Man ging durch die Zimmer und bekam allerlei Süßigkeiten vorgesetzt.

Einmal in meiner frühesten Kindheit kamen um die Weihnachtszeit alle Islenews verkleidet zu uns. Sie hatten Kostüme an, über die wir sehr erstaunt waren. Da gab es eine Toilette, einen Stiefel, einen Hampelmann aus Pappe und noch mehr. Die Islenews, die vierzig Werst weit gefahren waren, zogen sich im Dorfe um, und als sie in den Saal traten, setzte sich Islenew ans Klavier und sang von ihm selbst verfaßte Verse mit einer Stimme, an die ich mich noch heute erinnern kann. Die Verse lauteten:

Zu Neujahr euch zu gratulieren,
Kommen wir hierher;
Können wir euch amüsieren,
Freuen wir uns sehr.

Das war sehr merkwürdig und bereitete vor allem den Erwachsenen viel Vergnügen; uns aber machte das Hofgesinde die größte Freude.

Solche Vergnügungen fanden in den ersten Weihnachtstagen und am Silvesterabend statt, manchmal aber auch noch später bis zum Fest

der heiligen drei Könige. Nach Neujahr dagegen kamen nur noch wenig Menschen, und in den Vergnügungen war kein rechter Zug mehr. So war es an dem Tage, als Wassilij nach Schtscherbatschjowka reiste. Ich erinnere mich, wie wir in einem Winkel des fast unbeleuchteten Saales im Halbkreis auf zu Hause hergestellten Stühlen mit Ledersitzen saßen, deren Holz Mahagoni vortauschen sollte. Einer von uns ging im Kreise herum und mußte den Rubel finden, den wir von Hand zu Hand weitergaben, wobei wir sangen: „Taler, Taler, du mußt wandern . . .“ Ich erinnere mich, daß ein Mädchen vom Hofgesinde mit besonders angenehmer Stimme und richtigem Ausdruck diese Worte in einem fort wiederholte. Plötzlich ging die Tür des Anrichtezimmers auf, und Wassilij, der auf ganz besondere Weise zugeknöpft war, lief ohne Tablett und ohne Geschirr nach dem anderen Ende des Saales in Vaters Arbeitszimmer. Da erst erfuhr ich, daß Wassilij als Verwalter nach Schtscherbatschjowka reisen sollte. Ich erinnere mich, daß das eine Auszeichnung war, und daß ich mich Wassilij wegen freute, zugleich aber tat es mir nicht nur leid, mich von ihm zu trennen, zu wissen, daß er nicht mehr im Anrichtezimmer sein und uns nicht mehr auf dem Tablett herumtragen werde; ich konnte überhaupt nicht begreifen und nicht glauben, daß diese Änderung wirklich eintreten werde. Es wurde mir ganz geheimnisvoll traurig zumute, und das Lied „Taler, Taler“ bekam für mich etwas Ergreifendes und Rührendes. Als Wassilij von der Tante zurückkam, mit seinem lieben, schiefen Lächeln an uns herantrat und uns auf die Schulter küßte, fühlte ich zum erstenmal Angst und Entsetzen vor der Unbeständigkeit des Lebens und Liebe und Mitleid für den freundlichen Wassilij.

Als ich ihm später wieder begegnete und in ihm nur noch den guten oder schlechten Verwalter sah, einen Mann, gegen den ich Mißtrauen empfand, war keine Spur mehr von dem alten heiligen brüderlichen menschlichen Gefühl in mir übrig.

Ja, der Schwindelberg ist eine meiner fernliegendsten, liebsten und bedeutsamsten Erinnerungen. Mein älterer Bruder Nikolenka war sechs Jahre älter als ich. Er war also zehn bis elf Jahre alt, als ich

vier bis fünf Jahre alt war; er war es auch, der uns auf den Schwindelberg führte. In unserer ersten Jugend sagten wir „Sie“ zu ihm, ich weiß nicht, wie das kam. Er war ein erstaunlicher Junge und später auch ein erstaunlicher Mann. Turgenjew sagte sehr richtig von ihm, daß es ihm an den Fehlern mangelte, die man haben muß, um ein Schriftsteller zu werden. Dazu fehlte ihm wirklich der Hauptfehler, der nicht zu entbehren ist: er besaß keinen Ehrgeiz; es interessierte ihn nicht, was die Menschen von ihm dachten. Sonst besaß er alle Qualitäten eines Schriftstellers, vor allem ein feines, künstlerisches Empfinden, ausgeprägten Sinn für das Maß, einen gutmütigen, fröhlichen Humor, eine ungewöhnliche, unerschöpfliche Phantasie, eine aufrichtige, hochmoralische Weltanschauung, und das alles ohne den geringsten Hang zur Selbstgefälligkeit. Er hatte so viel Phantasie, daß er stundenlang, ununterbrochen und mit so festem Glauben an die Wahrheit dessen, was er sagte, Märchen, Gespenster- oder auch humoristische Geschichten im Stile der Madame Radcliffe erzählen konnte, daß auch die Zuhörer alle diese Erfindungen für reine Wahrheit hielten.

Wenn er nicht erzählte und nicht las (er las sehr viel), so zeichnete er. Er zeichnete fast immer Teufel mit Hörnern und geringeltem Schnurrbart, die sich in allen möglichen Gestalten miteinander verflochten und allen möglichen Beschäftigungen nachgingen. Diese Zeichnungen waren ebenfalls voller Phantasie und Humor.

Dieser Nikolenta nun erklärte uns, als ich fünf, Mitentka sechs und Sferjoscha sieben Jahre alt waren, er sei im Besitz eines Geheimnisses, mit dessen Hilfe, wenn es einmal entdeckt werden sollte, alle Menschen glücklich werden, alle Krankheiten, alle Unannehmlichkeiten, jeder Ärger unter den Menschen verschwinden, alle sich lieb gewinnen und zu Ameisenbrüdern werden würden (wahrscheinlich sollte das „mährische Brüder“ bedeuten, von denen er gelesen oder gehört hatte, aber in unserer Sprache hieß es „Ameisenbrüder“¹⁾). Ich erinnere mich, daß dieses Wort „Ameisenbrüder“ mir deswegen be-

¹⁾ Im Russischen klingen die Worte „Ameise“ und „Mähren“ ähnlich. (Anmerkung des Übersetzers.)

sonders gefiel, weil es mich an die Ameisen und ihr Nest gemahnte. Wir hatten uns sogar ein Spiel „Ameisenbrüder“ ausgedacht; es bestand darin, daß wir uns unter die Stühle setzten, die wir mit Kisten verbarrikadierten und mit Tüchern behängten und so im Dunkel eng aneinander geschmiegt dasaßen. Ich erinnere mich, daß ich dabei ein besonderes Gefühl der Liebe und Rührung empfand und daß ich dieses Spiel sehr gern hatte.

Über die „Ameisenbrüder“ wußten wir nun zwar etwas; das Hauptgeheimnis aber, wie es zu machen sei, daß die Menschen nichts mehr von Unglück wissen, sich nicht zanken und nicht ärgern sollten, dies Geheimnis hatte er, wie er uns sagte, auf ein grünes Stäbchen geschrieben; dieses Stäbchen liege an der Landstraße, am Rande der Schlucht beim „Alten Sakas“ vergraben, an der Stelle, wo ich, da man später meine Leiche doch irgendwo bestatten muß, zur Erinnerung an Nikolenka begraben sein möchte.

Außer diesem Stäbchen gab es noch einen Schwindelberg, auf den er uns, wie er sagte, führen könne, wenn wir alle notwendigen Bedingungen erfüllten. Die erste Bedingung war, nicht an einen weißen Bären zu denken. Ich erinnere mich, wie ich mich in die Ecke stellte und mich bemühte, nicht an den weißen Bären zu denken; es wollte mir aber nicht gelingen. Die zweite Bedingung verlangte, daß man längs der Ritze zwischen den Dielenbrettern gehen könnte, ohne von ihr abzuweichen; die dritte war sehr leicht: während eines ganzen Jahres durfte man keinen Hasen sehen, weder einen lebendigen noch einen toten noch einen gebratenen. Außerdem mußte man schwören, niemand diese Geheimnisse zu verraten.

Dem, der diesen Bedingungen und noch einigen andren, die er uns später mitteilen wollte, genügte, sollte ein Wunsch erfüllt werden. Wir mußten jeder einen Wunsch äußern. Sersjoscha wünschte, Pferde und Hühner aus Wachs formen zu können; Mitenka wünschte, wie ein Maler alle Dinge in großem Format malen zu können. Ich konnte mir nichts anderes ausdenken, als Gegenstände in kleinem Format malen zu können. Das alles wurde, wie dies bei Kindern zu sein pflegt, sehr bald vergessen; niemand von uns war hinter den

Schwindel gekommen, doch ich erinnere mich an die geheimnisvolle Wichtigkeit, mit der Nikolenta uns in diese Geheimnisse einweihte, an unsere Achtung, und an unser Erschauern vor all den wunderbaren Dingen, die sich uns eröffneten.

Besonderen Eindruck hinterließ in mir die Ameisenbrüderschaft und das mit ihr verbundene geheimnisvolle grüne Stäbchen, das alle Menschen beglücken sollte.

Jetzt erkläre ich es mir so, daß Nikolenta wahrscheinlich allerhand von den Freimaurern gehört oder gelesen hatte, von ihrem Bestreben, die Menschen zu beglücken, von dem geheimnisvollen Zeremoniell bei der Aufnahme in ihren Orden; er hatte wahrscheinlich auch von den mährischen Brüdern gehört und das alles dank seiner lebhaften Phantasie, seiner Menschenliebe und seiner Güte in eins verschmolzen, sich selbst darüber gefreut und uns damit gefoppt.

Dieses Ideal der Ameisenbrüder, die sich liebevoll aneinander schmiegen, zwar nicht wie damals unter zwei mit Tüchern behängten Sesseln, — sondern unter dem weiten Himmelsgewölbe, das die ganze Menschenwelt umfaßt, habe ich mir unverändert erhalten. Und ebenso, wie ich damals an das grüne Stäbchen glaubte, auf dem geschrieben stand, wie man das Böse in den Menschen vernichten und ihnen ein unermesslich hohes Gut schenken könne, so glaube ich auch jetzt daran, daß es eine Wahrheit gibt, die sich einmal den Menschen offenbaren und ihnen das gewähren wird, was sie verheißt.

Mitenka ist ein Jahr älter als ich. Er hat große, schwarze, strenge Augen. Ich erinnere mich nicht an die Zeit, als er noch klein war. Ich weiß nur aus Erzählungen, daß er in der Kindheit sehr launisch war; man erzählte, daß er manchmal seine Launen bekam, sich ärgerte und weinte, weil die Kinderfrau ihn nicht ansah; dann ärgerte er sich wieder und schrie, weil sie ihn ansah. Ich weiß aus Erzählungen, daß Mama sich seinetwegen viele Sorgen machte. Dem Alter nach stand er mir am nächsten; doch liebte ich ihn nicht so, wie ich Sersjoscha liebte und wie ich Nikolenta liebte und achtete. Wir lebten

in Eintracht mit ihm; und ich kann mich nicht erinnern, daß wir uns gezannt hätten. Wahrscheinlich haben wir uns trotzdem gezannt und sogar gehauen wie alle Kinder, doch haben diese Zusammenstöße keine Spur in mir hinterlassen; weil ich ihn liebte und zwar ganz einfach und gleichmäßig und diese Liebe durchaus natürlich war, merkte ich es nicht und habe mir daher auch keine Erinnerung daran bewahrt. Ich denke, ja ich weiß es sogar — denn ich habe es besonders in meiner Kindheit erlebt —, daß die Liebe zu den Menschen der natürliche Zustand der Seele oder vielmehr das natürliche Verhältnis zu allen Menschen ist und daß einem diese Beziehungen gar nicht bewußt werden. Man achtet auf sein Verhältnis zu den Menschen, wenn man sie nicht liebt (oder wenn auch nicht gerade nicht liebt, so doch wenn man jemand fürchtet; ich fürchtete die Bettler, und ich fürchtete einen gewissen Wolkonskij, weil dieser mich in die Backe kniff; sonst fürchtete ich, glaube ich, niemand), oder auch, wenn man jemand besonders liebt, wie ich die Tante Tatzana Alexandrowna, meinen Bruder Sferjoscha, Nikolenta, Wassilij, die Kinderfrau Issajewna und Paschenka liebte. Außer seiner kindlichen Fröhlichkeit ist mir aus unserer Kindheit nichts über ihn im Gedächtnis geblieben. Erst in Kasan, wohin wir im Jahre 1840 übergesiedelt waren, als er 13 Jahre alt war, kamen seine Eigenheiten zum Vorschein und prägten sich meinem Gedächtnis ein. Ich erinnere mich, daß er sich in Moskau bis dahin niemals verliebt hatte, wie ich und Sferjoscha, Tänze und Militärparaden, von denen ich noch sprechen werde, nicht besonders gern hatte und gut und eifrig lernte. Ich erinnere mich, wie unser Lehrer, ein Student namens Poplonskij, uns drei Brüder in bezug auf unseren Fleiß im Lernen folgendermaßen charakterisierte: Sfergej will und kann auch, Dmitrij will, kann aber nicht (das stimmte nicht), und Lew will nicht und kann auch nicht; letzteres stimmte, denke ich, voll und ganz.

Meine wirklichen Erinnerungen an Mitenka setzen also in Kasan ein. In Kasan begann ich, der ich in allem Sferjoscha nachahmte, moralisch zu sinken (davon werde ich noch später sprechen). Nicht erst in Kasan, sondern schon früher fing ich an, mich mit meinem

Außerer zu beschäftigen; ich bemühte mich, weltmännisch, d. h. comme il faut zu sein. Bei Mitenka war keine Spur von alledem zu bemerken; scheinbar litt er niemals an den gewöhnlichen Lastern der meisten Jünglinge. Er war stets sehr ernst, nachdenklich, energisch, aufbrausend und strengte sich bei allem, was er unternahm, bis zur äußersten Grenze seiner Kräfte an. Als er einmal ein Kettchen verschluckt hatte, war er über die Folgen dieses Vorkommnisses sehr wenig beunruhigt, während ich, was mich betrifft, mich noch erinnere, welcher Schreck mich packte, als ich einmal den Kern einer französischen Backpflaume verschluckte, die mir Tante zu essen gab, und wie ich ihr dieses Unglück feierlich, als stünde ich unmittelbar vor dem Tode, verkündete. Ich erinnere mich auch, wie wir einmal auf kleinen Schlitten an den Ställen vorbei einen steilen Hügel hinunterrodelten (wie lustig war das!) und wie irgendein vorüberfahrender Mann, statt auf der Landstraße zu bleiben, mit seinem Dreigespann auf den Hügel hinauffuhr. Sferjoscha, glaube ich, und noch ein Junge konnten, da sie in voller Fahrt waren, ihren Schlitten nicht mehr aufhalten und gerieten unter die Pferde. Die Kinder blieben unverletzt. Das Dreigespann fuhr auf den Berg hinauf. Uns alle beschäftigte der Vorfall lebhaft, wir sprachen davon, wie die Jungen hinter dem Seitenpferd hervorkamen, wie das Mittelpferd gescheut hatte usw. Mitenka aber (ein Junge von 9 Jahren!) ging auf den Insassen des Wagens zu und beschimpfte ihn. Ich erinnere mich, wie mich das, was er sagte, in Erstaunen setzte, und wie es mich peinlich berührte, als er sagte, daß man hier, wo es keine Straße gäbe, nicht fahren dürfe, und daß einer, der dies tue, verdient hätte, in den „Pferdestall zu kommen“; in der Sprache der damaligen Zeit bedeutete das, ausgepeitscht zu werden.

In Kasan machten sich seine Eigenheiten besonders bemerkbar. Er lernte gut und gleichmäßig und verfaßte mit Leichtigkeit Verse; ich erinnere mich, daß er Schillers „Jüngling am Bache“ ganz ausgezeichnet übersetzte, doch widmete er sich dieser Beschäftigung nicht. Mit uns verkehrte er wenig, war ruhig, nachdenklich und ernst. Ich erinnere mich, wie er einmal ausgelassen war, wie die Mädchen

davon begeistert waren, und wie ich dabei dachte, das käme daher, weil er sonst so ernst sei. Und ich beschloß, ihm darin nachzuahmen. Die Tante, die uns bevormundete, kam auf den dummen Gedanken, jedem von uns einen Jungen als Bedienung beizugeben, damit diese Jungen nachher unsere treuen Diener würden. Mitenka bekam einen Jungen namens Wanjuscha zum Diener. (Dieser Wanjuscha lebt noch heute.) Mitenka behandelte ihn sehr schlecht; ich glaube, er schlug ihn sogar. Ich sage, ich glaube es, denn ich kann mich nicht daran erinnern; ich kann mich nur erinnern, wie er sich vor Wanjuscha demüthigte und ihn um Vergebung bat.

So wuchs er unauffällig heran, verkehrte wenig mit Menschen, außer in Augenblicken des Zorns, war still, ernst, nachdenklich, und hatte strenge, große, braune Augen. Er war groß von Wuchs, ziemlich mager, nicht sehr kräftig, hatte lange Arme, große Hände und eine schlechte Körperhaltung. Seine Eigenheiten zeigten sich bei seinem Eintritt in die Universität. Er war ein Jahr jünger als Ssergej, doch bezog er zugleich mit ihm die mathematische Fakultät, und zwar nur darum, weil der ältere Bruder Mathematik studierte. Ich weiß nicht, was seine Gedanken so früh auf ein religiöses Leben hinlenkte, doch zeigte sich diese Stimmung schon im ersten Jahre seines Universitätslebens. Dieser Hang zur Religion führte ihn ganz natürlich zu einer im kirchlichen Sinne strengen Lebensweise. Er fastete, ging stets zum Gottesdienst und wurde strenger gegen sich selbst. Mitenka besaß jenen wertvollen Charakterzug, von dem ich voraussetze, daß ihn auch meine Mutter hatte, den ich bei Nikolenka feststellen konnte und der mir vollständig fehlte, — die gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Welt. Ich konnte mich noch bis in die letzten Jahre niemals von der Sorge um die Meinung der Mitwelt freimachen; Mitenka kannte so etwas gar nicht. Niemals sah ich auf seinem Gesicht jenes unterdrückte Lächeln, das sich unwillkürlich bei einem einstellt, wenn man gelobt wird. Ich erinnere mich immer wieder seiner ernstesten, traurigen und manchmal bösen, mandelförmigen, großen, braunen Augen. Wir begannen ihm erst in Kasan mehr Beachtung zu schenken, und dies nur darum,

weil ich und Sserjoscha unserem Auseren und dem *comme il faut* große Bedeutung zuschrieben; er war nachlässig und schmutzig, und wir verurteilten ihn deswegen. Er tanzte nicht und wollte auch nicht tanzen lernen, trug immer denselben Studentenrock mit der enganliegenden Krawatte und hatte schon in jungen Jahren den Tick: er zuckte mit dem Kopf, als ob er sich von der engen Krawatte befreien wolle.

Seine erste Eigentümlichkeit kam während der ersten Fasten, vor der Einnahme des heiligen Abendmahls, zum Vorschein. Während dieser Fasten besuchte er nicht die Universitätskirche, die damals in Mode war, sondern die Kasemattenkirche. Wir wohnten in Gortalows Hause, gegenüber dem Gefängnis. In dem Gefängnis war damals ein besonders frommer und strenger Priester angestellt, der, was sich eigentlich gehörte, was aber damals als etwas Ungewöhnliches angesehen wurde, in der Karwoche sämtliche Evangelien las, so daß der Gottesdienst besonders lange dauerte. Mitenka blieb jedesmal bis zum Ende und machte mit dem Priester Bekanntschaft. Die Gefängniskirche war so eingerichtet, daß sie nur durch eine Glaswand, mit einer Türe in der Mitte, von dem Platz für die Sträflinge getrennt war. Einmal wollte ein Sträfling einem der Kirchendiener etwas übergeben: eine Kerze oder Geld für eine Kerze; keiner von denen, die in der Kirche anwesend waren, wollte diesen Auftrag übernehmen, doch Mitenka mit seinem ernststen Gesicht nahm den Auftrag entgegen und führte ihn aus. Es stellte sich heraus, daß dies verboten war, und er bekam einen Verweis dafür; doch da er der Ansicht war, daß man so handeln müsse, tat er dies noch öfter.

Wir, hauptsächlich aber Sserjoscha, verkehrten nur mit Aristokraten und jungen Leuten; Mitenka dagegen suchte sich unter allen Kameraden einen mitleiderregenden, armen, abgerissenen Studenten namens Polubojarinow aus (den ein uns befreundeter Spaßvogel Polubefobedow ¹⁾ nannte); und wir erbärmlichen Kerle fanden das

¹⁾ Ein Wortspiel. Polubefobedow bedeutet etwa: ein Mensch, der sich nur halb satt gegessen hat. (Anmerkung des Übersetzers.)

späßig und lachten über Mitenka. Er war nur mit Polubojarinow befreundet und bereitete sich mit ihm zusammen zur Prüfung vor.

Ich erinnere mich auch noch an folgenden Fall. Wir lebten damals in einer anderen Wohnung, an der Ecke des Arski-Feldes, in der oberen Etage des Hauses von Kisselewskij. Diese obere Etage war durch eine Galerie, die über den Saal hinführte, in zwei Hälften geteilt. In dem ersten Teil der Etage, der an der Galerie lag, wohnte Mitenka, im zweiten Teil ich und Sserjoscha. Wir beide, ich und Sserjoscha, hatten Nippsachen gern und schmückten unsere Tischchen wie Erwachsene damit; zu diesem Zwecke gab und schenkte man uns allerlei Schmuckgegenstände. Mitenka besaß solche Sachen nicht. Er hatte sich von den Sachen unseres Vaters nur eine angeeignet, dessen Mineralien. Er ordnete sie, versah sie mit Aufschriften und brachte sie in einem Glaskasten unter. Da wir Brüder und auch die Tante wegen seines gewöhnlichen Geschmacks und seiner unfeinen Bekanntschaften mit einiger Verachtung auf Mitenka herabsahen, eigneten sich auch unsere leichtsinnigen Freunde ihm gegenüber diesen Standpunkt an. Als einer von ihnen, ein sehr beschränkter Mensch (ein gewisser Ingenieur Es., mit dem wir weniger befreundet waren, als er mit uns), einmal durch Mitenkas Zimmer ging, bemerkte er die Mineralien und fragte Mitenka nach ihrem Zweck. Es war sehr unsympathisch und hatte etwas Unnatürliches an sich; Mitenka antwortete nur widerwillig. Es. berührte den Kasten und schüttelte ihn. Mitenka sagte: „Lassen Sie das.“ Es. hörte nicht auf ihn und machte irgendeinen Scherz; ich glaube, er nannte Mitenka Wüstling. Mitenka geriet in Wut und schlug Es. mit seiner großen Hand ins Gesicht. Es. lief davon, Mitenka setzte ihm nach. Als Es. in unseren Zimmern angekommen war, schlossen wir die Türen. Mitenka aber erklärte uns, er werde Es. verprügeln, sobald dieser den Rückweg antrete. Sserjoscha und, wie ich glaube, auch Schuwalow begaben sich zu Mitenka, um ihn zur Vernunft zu bringen. Doch er ergriff einen Besen und erklärte, er werde Es. damit verprügeln. Ich weiß nicht, was sich ereignet hätte, wenn Es. durch sein Zimmer gegangen wäre, doch er bat selbst, ihn auf einem anderen Wege hinauszuleiten,

und wir führten ihn, beinahe auf allen Vieren kriechend, über einen staubigen Dachboden aus dem Haus.

So war Mitenka in Augenblicken der Wut. Ganz anders war er, wenn er nicht aufgebracht war. Zu unserer Familie gehörte auch ein ganz seltsames, jämmerliches Geschöpf, ein Mädchen namens Ljubow Sfergejewna, die man aus Mitleid ins Haus genommen hatte. Ljubow Sfergejewna war die Frucht einer Blutvermischung innerhalb der Familie Protassow (derselben Protassow, von denen Schukowstij abstammte). Wie sie zu uns gekommen war, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß man sie bedauerte, gut zu ihr war, ihr eine Existenz schaffen, ja, sie sogar mit Siodor Iwanowitsch verheiraten wollte; doch das alles kam nicht zustande. Sie lebte zuerst bei uns, ich kann mich jedoch kaum noch daran erinnern; dann nahm unsere Tante Belageja Iljinittschna sie nach Kasan mit, und so lebte sie denn von da ab bei ihr. Ich lernte sie erst in Kasan kennen. Es war ein trauriges, demüthiges, scheues Geschöpf. Sie hatte ihr eigenes kleines Zimmer und ein Mädchen zu ihrer Bedienung. Ich weiß nicht, an welcher Krankheit sie litt, doch war ihr Gesicht ganz geschwollen, wie wenn es von Bienen zerstoehen wäre. Die Augen glichen schmalen Ritzen zwischen zwei glänzenden, dicken Wülsten, die keine Augenbrauen überwölbten. Auch die glänzenden, gelben Wangen, Nase, Lippen und Mund waren geschwollen. Sie sprach nur mit Mühe, da sie wahrscheinlich auch im Munde dieselbe Geschwulst hatte. Im Sommer setzten sich Fliegen auf ihr Gesicht; sie fühlte das nicht, und es war ein sehr unangenehmer Anblick. Ihre Haare waren noch schwarz, aber sehr dünn und ließen den nackten Schädel sehen. Wladimir Iwanowitsch Juschkow, der Mann unserer Tante, ein Spatzvogel ohne Herz, gab sich keine Mühe, seinen Abscheu vor ihr zu verbergen. Ihr war ein besonderer unangenehmer Geruch eigen. In ihrer Stube, deren Fenster niemals geöffnet wurden, herrschte eine stickige Luft. Und gerade diese Ljubow Sfergejewna wurde Mitenkas Freundin. Er besuchte sie, er hörte sie an, er sprach mit ihr, er las ihr vor. Und — seltsam! Wir waren moralisch so abgestumpft, daß wir darüber nur lachten; Mitenka aber stand sittlich so hoch, nahm so

wenig Rücksicht auf die Meinung der Menschen, daß er das Gute an dieser Handlung mit keinem Wort und mit keiner Silbe hervorhob. Er handelte eben nur anständig. Das war keine flüchtige Laune, sondern eine Freundschaft während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in Kasan.

Wie klar ist es mir doch jetzt, daß der Tod Mitenka nicht vernichtet hat, daß er, Mitenka, schon da war, noch bevor ich ihn kennen lernte, bevor er geboren wurde, so daß er auch noch jetzt da ist, nachdem er schon gestorben ist.

Als wir die Erbschaft teilten, bekam ich der Sitte gemäß das Gut, auf dem wir lebten, nämlich Jasnaja Poljana; Sserjoscha bekam Pirogowo, da er ein großer Pferdeliebhaber war, und da auf diesem Gut Pferde gezüchtet wurden; Mitenka und Nikolenka bekamen die beiden anderen Güter; Nikolenka bekam Nikolskoje, Mitenka das Gut Schtscherbatschjowka, das von der Perowskaja auf uns gekommen war. Ich besitze noch eine Denkschrift von Mitenka, in der er seine Ansichten über den Besitz von Leibeigenen niedergeschrieben hat. Menschen unserer Kreise kamen in den vierziger Jahren noch gar nicht auf den Gedanken, daß es so etwas nicht geben dürfte, und daß man die Leibeigenen freilassen müsse. Der erbliche Leibeigenenbesitz schien eine notwendige Voraussetzung, und alles, was man machen konnte, war, bei Ausübung seiner Macht das Böse zu vermeiden und nicht nur für das materielle, sondern auch für das sittliche Wohl der Bauern Sorge zu tragen. In diesem Sinne war Mitenkas Denkschrift abgefaßt, sehr ernst, naiv und aufrichtig. Als junger Bursche von zwanzig Jahren (er hatte eben die Universität beendet) nahm er die unabweisliche Pflicht auf sich, für das sittliche Leben von Hunderten von Bauernfamilien zu sorgen und zwar mit Hilfe von Strafandrohungen und wirklichen Strafen. Genau so, wie dies in Gogols Brief an einen Gutsbesitzer anempfohlen wird. Ich vermute, ja, ich glaube mich zu erinnern, daß Mitenka Gogols Briefe gelesen und daß der Gefängnispfarrer ihn auf sie hingewiesen hatte. Auf diese Weise widmete sich Mitenka seinen Pflichten als Gutsbesitzer; aber außer den Pflichten eines Gutsbesitzers gegenüber seinen Leib-

eigenen gab es damals noch eine andere Pflicht, deren Mißachtung zu jener Zeit als undenkbar erschien; das war der Militärdienst oder der Zivildienst. Um zu entscheiden, welchen Dienst er wählen solle, kaufte er sich einen Adreßkalender, orientierte sich in ihm über alle Zweige des Zivildienstes, kam zu der Auffassung, daß der wichtigste Zweig die Gesetzgebung sei, und reiste, nachdem er zu dieser Auffassung gelangt war, nach Petersburg; dort fuhr er zum Staatssekretär der zweiten Abteilung und suchte ihn während dessen Empfangsstunde auf. Ich kann mir Tanejew's Erstaunen vorstellen, als er unter den Bittstellern einen großen, schlecht gekleideten jungen Mann bemerkte (Mitenka zog sich stets nur soweit an, als das nötig war, um seinen Körper zu bedecken), einen Mann mit eingezogenen Schultern, ruhigen, herrlichen Augen und einem ebensolchen Gesicht, der auf die Frage nach seinem Begehren antwortete, er sei ein russischer Edelmann, hätte die Universität absolviert und die Gesetzgebung als Tätigkeitsfeld erwählt, da er dem Vaterlande nützlich sein wolle.

„Ihr Name?“

„Graf Tolsjoj.“

„Sind Sie noch in keinem Amt tätig gewesen?“

„Ich habe eben erst die Universität absolviert und habe nur den Wunsch, mich nützlich zu machen.“

„Was für eine Stelle wollen Sie denn haben?“

„Das ist mir gleich; eine solche, in der ich mich nützlich machen kann.“

Mitenka's Ernst und Aufrichtigkeit frappierten Tanejew so, daß er ihn nach der zweiten Abteilung brachte und dort einem Beamten übergab.

Das Verhältnis der Beamten ihm gegenüber, hauptsächlich aber gegenüber ihrem Dienst, stieß Mitenka ab, und er entschloß sich, nicht in die zweite Abteilung einzutreten. Mitenka hatte in Petersburg keine Bekannten außer einem Juristen namens D. A. Obolenskij, der während unserer Kasaner Zeit dort als Staatsanwalt tätig war. Mitenka suchte Obolenskij in dessen Landvilla auf. Obolenskij erzählte mir später lächelnd davon.

Obolenskij war ein Weltmann; er besaß Takt und Ehrgeiz. Er erzählte, Mitenka sei in einem Nanfingmantel und einer Mütze als Kopfbedeckung durch den Garten zu ihm gekommen, während er Besuch hatte (wahrscheinlich waren es Angehörige der großen Welt, mit der Obolenskij Verkehr pflegte). „Zuerst erkannte ich ihn nicht; als ich ihn aber erkannte, versuchte ich *le mettre à son aise*, machte ihn mit den Gästen bekannt und bat ihn, den Mantel abzulegen; doch es stellte sich heraus, daß er nichts unter dem Mantel anhatte.“ Er hielt dies für überflüssig. Er nahm Platz und wandte sich unvermittelt, ohne sich durch die Anwesenheit der Gäste stören zu lassen, mit derselben Frage wie an Tanejew an Obolenskij: Welchen Dienst man wählen solle, um sich möglichst nützlich zu machen. Obolenskij, der den Staatsdienst nur als ein Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes ansah, hatte sich wahrscheinlich noch nie eine solche Frage vorgelegt. Doch dank seinem Takt und seiner äußerlichen Gutmütigkeit ging er darauf ein, nannte ihm verschiedene Stellungen und bot ihm seine Dienste an. Mitenka war offenbar unzufrieden mit Obolenskij und mit Tanejew und verließ Petersburg, ohne dort eine Stelle angenommen zu haben. Er fuhr nach Hause aufs Land, übernahm, wie ich glaube, in Sudscha eine Stellung bei der Adelsverwaltung und widmete sich der Landwirtschaft, hauptsächlich aber seinen Bauern.

Nachdem wir beide die Universität beendet hatten, verlor ich ihn aus den Augen; ich weiß, daß er dasselbe strenge und enthaltsame Leben führte, keinen Wein trank, keinen Tabak rauchte und, was das Wichtigste ist, bis zu seinem 26. Lebensjahr nicht mit Frauen verkehrte, was damals sehr selten vorkam. Ich weiß, daß er mit Mönchen und Pilgern Umgang pflegte und zu einem sehr originellen Mann, der bei unserem Vormund Wosjokow lebte und dessen Herkunft niemand kannte, in ein naheß Verhältnis trat. Man nannte ihn Vater Luka. Er trug einen Priesterrock, war sehr häßlich, klein von Wuchs, hatte schwarzes Haar, schielende Augen, doch war er zugleich sehr sauber und sehr kräftig. Wenn man ihm die Hand reichte, umfaßte er diese wie mit einer eisernen Zange; was er sprach, war

stets bedeutungsvoll und räthselhaft. Er wohnte bei Wosjeflow neben der Mühle, wo er sich ein kleines Häuschen gebaut und einen ungewöhnlichen Blumengarten angelegt hatte. Diesen Vater Luka nahm Mitenka überall mit sich. Ich hörte auch, daß er noch mit einem benachbarten Gutsbesitzer, Ssamoslow, einem alten Mann mit altmodischen Gewohnheiten, der ein großer Geizhals war, verkehrte.

Ich glaube, ich befand mich schon im Kaukasus, als Mitenka eine ungewöhnliche Wandlung durchmachte. Er begann plötzlich zu trinken, zu rauchen, Geld auszugeben und mit Frauen zu verkehren. Wie das kam, weiß ich nicht, denn ich habe ihn um diese Zeit nicht gesehen. Ich weiß nur, daß der Verführer der jüngere Sohn von Islenejew war, ein äußerlich sehr anziehender, innerlich aber tief unsittlicher Mensch. Wenn ich noch dazu kommen sollte, will ich später von ihm erzählen. Auch bei dieser Lebensweise blieb Mitenka immer derselbe ernste, religiöse Mensch, wie er es stets gewesen war. Die Frau, die er zuerst kennen lernte, eine Prostituierte namens Mascha, kaufte er los und nahm sie zu sich. Doch dauerte diese Lebensweise bei ihm nicht lange. Ich glaube, weniger das schlimme, ungesunde Leben, das er einige Monate in Moskau führte, als der innere Kampf und die Gewissensbisse haben seinem ungeheuer kräftigen Körper plötzlich den Todesstoß gegeben. Er erkrankte an der Schwindsucht, brauchte in verschiedenen Städten eine Kur und wurde in Orjol bettlägerig; dort habe ich ihn zum letzten Male gesehen; es war schon nach dem Krimkrieg. Er sah schrecklich aus; seine riesengroße Hand hing direkt an den beiden Knochen des Unterarms, vom Gesicht sah man nur noch die Augen, dieselben herrlichen, ernsten Augen, die jetzt einen forschenden Ausdruck bekommen hatten. Er hustete und spuckte unaufhörlich, wollte nicht sterben und wollte nicht glauben, daß er im Sterben läge. Die pockennarbige Mascha, die er losgekauft hatte, saß, den Kopf mit einem kleinen Tuch umwickelt, bei ihm und pflegte ihn. In meinem Beisein brachte man ihm auf seinen Wunsch ein wunderthätiges Heiligenbild. Ich erinnere mich an den Ausdruck seines Gesichtes, als er vor dem Bild betete.

Ich war damals besonders verabscheuungswürdig. Ich war aus Petersburg nach Orjol gekommen, wo ich in der großen Welt verkehrt hatte und war voller Eitelkeit. Mitenka tat mir leid, aber doch nicht sehr. Ich blieb nur kurze Zeit in Orjol, reiste ab, und Mitenka war einige Tage später tot.

Wirklich, ich glaube, sein Tod bewegte mich nur deswegen so stark, weil ich nicht an der Theateraufführung bei Hofe teilnehmen konnte, die damals geplant wurde und zu der ich aufgefordert worden war.

Ich war Mitenkas Kamerad, Nikolenka achtete ich, Sserjoscha aber bewunderte ich und ahmte ihm nach; ich liebte ihn und hätte am liebsten an seiner Stelle gestanden. Ich bewunderte sein schönes Äußere, seinen Gesang — er sang andauernd —, sein Zeichentalent, seine Lustigkeit und ganz besonders — so seltsam das auch klingen mag — die Aufrichtigkeit seines Egoismus. Ich dachte stets an mich, war mir stets meiner bewußt, suchte stets — richtig oder falsch — zu erraten, was die anderen von mir dachten, was sie mir gegenüber empfanden, und dies verdarb mir jede Freude am Leben. Darum liebte ich Sserjoscha ganz besonders. Aber das Wort „liebte“ ist unrichtig. Nikolenka liebte ich, Sserjoscha aber bewunderte ich als etwas mir ganz Fremdes und Unbegreifliches. Das war ein Menschenleben voller Schönheit, für mich aber hatte es etwas Unbegreifliches, Geheimnisvolles, und darum besaß es eine besondere Anziehungskraft für mich.

Dieser Tage ist er gestorben; während seiner letzten, tödlichen Krankheit und als er im Sterben lag, erschien er mir ebenso unbegreiflich und war er mir ebenso teuer, wie in den alten Zeiten der Kindheit. Im Alter, d. h. während der letzten Zeit, liebte er mich mehr, er schätzte meine Anhänglichkeit hoch, war stolz auf mich, wünschte, einig mit mir zu sein, konnte es aber nicht und blieb derselbe, der er war: ein ganz besonderer Mensch, immer nur er selbst, schön, rassig, stolz, hauptsächlich aber in einem Grade wahrhaftig und aufrichtig, wie ich dies nie bei einem anderen wieder gefunden habe. Er war, was er war, er verbarg nichts und suchte nicht, anders zu erscheinen als er war.

Mit Nikolenta wollte ich gern zusammen sein, mit ihm sprechen und zusammen mit ihm denken; Sersjoscha suchte ich nur nachzuahmen. Dieser Nachahmungstrieb zeigte sich schon in meiner frühen Kindheit. Er hielt sich eigene Hühner und Rükken; auch ich schaffte mir solche an. Das war, wie ich glaube, die erste Begegnung mit Tieren in meinem Leben. Ich entsinne mich noch der verschiedenrassigen Rükken: der grauen, gesprenkelten, der mit kleinen Schöpfen; ich erinnere mich, wie sie auf unser Rufen herbeiliefen, wie wir sie fütterten, wie wir den großen Truthahn haßten, der sie unterdrückte. Sersjoscha schaffte sich die Rükken an, indem er die Erwachsenen bat, ihm welche zu schenken; ich ahmte ihm nach und tat dasselbe. Sersjoscha zeichnete und malte auf einem langen Papierstreifen (wie mir schien, erstaunlich gut) ganze Reihen von Hennen und Hähnen von verschiedener Farbe; ich tat dasselbe, nur machte ich es schlechter. (In dieser Fertigkeit hoffte ich mich mit Hilfe des Schwindelberges zu vervollkommen.) Sersjoschka kam auf den Gedanken, als die Doppelfenster eingesetzt wurden, die Hühner durch das Schlüsselloch in der Tür mit langen Würsten aus Weiß- und Schwarzbrot zu füttern; ich tat dasselbe.

Von den Brüdern werde ich später noch viel zu sprechen haben, wenn es mir gelingt, meine Erinnerungen wenigstens bis zu meiner Verhetzung fortzusetzen. Ich möchte noch die lebendigsten und freudigsten (denn traurige, drückende gibt es gar nicht), die vor unserer Übersiedlung nach Moskau erwähnen.

Eine Kindheits Erinnerung, die sich auf ein unbeträchtliches Ereignis bezieht, macht noch heute einen starken Eindruck auf mich; ich sehe es noch wie heute: in unserer oberen Kinderetage saß Temjaschow und unterhielt sich mit Fjodor Iwanowitsch. Ich erinnere mich nicht, warum das Gespräch auf die Einhaltung der Fasten kam, Temjaschow, der gutmütige Temjaschow sagte: „Mein Koch (oder vielleicht mein Lakai, ich erinnere mich dessen nicht genau), hat sich erlaubt, die Fasten nicht zu beobachten. Ich ließ ihn dafür Soldat werden.“ Ich erinnere mich noch heute daran, weil mir das damals höchst merkwürdig und unbegreiflich erschien.

Es gab noch ein Ereignis: die Erbschaft der Perowskaja. Ich erinnere mich an den langen Zug von Pferden und hochbeladenen Wagen, der aus Nerutsch¹ kam, als dank der Bemühungen Ilja Mitrofanjtsch der Prozeß um die Erbschaft gewonnen war. Ilja Mitrofanjtsch war ein großer Säufer; dieser große alte Mann mit den weißen Haaren, ein früherer Leibeigener der Perowskaja, war ein großer Kenner von allerhand juristischen Kniffen, wie man sie früher bei Prozessen anwandte. Er hatte diesen Erbschaftsprozess geführt und lebte dafür bis zu seinem Tode in Jasnaja Poljana.

Als weitere Eindrücke sind mir in Erinnerung geblieben: die Ankunft Peter Iwanowitsch Tolstois, des Vaters Valerjans, des Mannes meiner Schwester, der den Salon im Schlafrock betrat; wir verstanden nicht, warum er das tat, erfuhren aber später, daß er es deswegen tat, weil er sich im letzten Stadium der Schwindsucht befand. Der andere Eindruck ist die Ankunft seines Bruders, des berühmten Amerikaners Fjodor Tolstoi. Ich erinnere mich, daß er in einer mit Postpferden bespannten Kutsche ankam, zum Vater ins Arbeitszimmer ging und verlangte, daß man ihm sein eigenes, trockenes, französisches Brot bringen solle. Er aß kein anderes. Um diese Zeit hatte mein Bruder Ssergej starke Zahnschmerzen. Tolstoi fragte, was er habe und sagte, er könne den Schmerz durch Magnetismus beseitigen. Er ging ins Arbeitszimmer und sperrte die Tür hinter sich ab. Nach einigen Minuten trat er mit zwei Battisttaschentüchern in der Hand heraus — ich erinnere mich, sie hatten am Rande ein violetteß Ornament —, übergab die Taschentücher der Tante und sagte: „Wenn er sich dieses umlegt, dann vergeht der Schmerz; dieses aber bringt ihm Schlaf.“ Man nahm die Tücher, gab sie Sserjoscha, und wir hatten alle den Eindruck, daß alles eintrat, was er vorausgesagt hatte.

Ich erinnere mich noch an sein herrliches Gesicht: es war bronzefarben, glatt rasiert bis auf den dichten, weißen Backenbart, der dicht

¹) Ein Gut von 300 Deßjattinen, das wir von der Perowskaja erbten und in den vierziger Jahren während der großen Hungerperiode verkauften, um die hungernden Bauern mit Nahrung versehen zu können.

bis an die Mundwinkel reichte, und hatte ebensolche weiße, lockige Haare. Ich hätte Lust, noch viel von diesem ungewöhnlichen, verbrecherischen und anziehenden Menschen zu erzählen.

Der dritte Eindruck ist der Besuch eines Husaren, des Fürsten Wolkenstij, der so etwas wie der Cousin meiner Mutter war. Er wollte mich lieblosen und setzte mich auf seinen Schoß; während er mit den Erwachsenen weiter sprach, hielt er mich fest, wie das oft vorkommt. Ich versuchte mich frei zu machen, doch er hielt mich nur um so fester. Das dauerte gegen zwei Minuten. Allein das Gefühl, gefangen, unfrei, überwältigt worden zu sein, empörte mich so, daß ich plötzlich mit aller Gewalt anfing, mich loszureißen, zu weinen und um mich zu schlagen.

Ich erinnere mich auch, wie man uns neue schwarze Röckchen aus Kasinettestoff¹ mit weißen Trauerrändern anfertigte. Es war ein schrecklicher Anblick: die Leichenträger, die vor dem Hause hin und her liefen, der Sarg mit dem brokatverzierten Deckel, der bald darauf gebracht wurde, und das strenge Gesicht der Großmutter mit der Adlernase, der weißen Haube auf dem Kopf und dem weißen Tuch um den Hals, wie sie hoch auf dem Tisch in ihrem Sarg lag; es war einem traurig zumute, wenn man die Tränen der Tanten und Paschenkas sah, zugleich aber freuten wir uns über die neuen Kasinetteröckchen mit den weißen Rändern und über das teilnahmevolle Verhalten der Umgebung uns gegenüber. Ich erinnere mich nicht, warum man uns für die Zeit der Begräbnisfeierlichkeit im Seitenflügel untergebracht hatte, und ich erinnere mich, wie angenehm es uns war, die Gespräche fremder Basen oder Tanten zu belauschen, wenn sie sagten: „Nun sind die Kinder völlig verwaist; eben erst ist ihr Vater gestorben und nun auch die Großmutter.“

Ich besinne mich nicht mehr, wofür mich St. Thomas einmal in ein Zimmer einsperrte und dann mit der Rute bedrohte. (Es war jedenfalls etwas, wofür ich keine Strafe verdient hatte.) Ein entsetzliches Gefühl bemächtigte sich meiner, ein Gefühl der Entrüstung, der Empörung und des Abscheus nicht nur gegen St. Thomas,

¹) Ein glatter halbwoollener Stoff. Anm. d. Übersf.

sondern auch über den Gewaltakt, den er an mir vollziehen wollte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Fall die Ursache des Entsetzens und des Abscheus wurde, die ich mein ganzes Leben lang gegen jede Art von Gewaltanwendung empfand.

Drei Werst von Jasnaja Poljana entfernt befindet sich ein Dörfchen Grumond (so benannt von meinem Großvater, der Wojewode in Archangelst war, wo es eine Insel Grumond gibt). Da befand sich ein Viehhof und ein kleines Haus, das mein Großvater erbauen ließ, um sich manchmal im Sommer dort aufhalten zu können. Wie alles, was mein Großvater erbauen ließ, war das Häuschen anmutig und keineswegs mittelmäßig oder langweilig anzusehen; es war auch solide, fest und massiv. Ebenda befand sich noch ein solches Häuschen mit einem Keller für die Produkte der Milchwirtschaft. Das Häuschen war aus Holz, hatte große Fenster und Fensterläden und eine große, solide Tür; darin standen ein Sofa und ein Tisch mit großen Kästen, deren vier Wände sich wie bei einem Paket zusammenklappen ließen und ebenso wieder öffneten, wobei sie sich um eine Mittelachse drehten; die äußeren Platten legten sich dabei auf die Tischkanten, und das Ganze bildete so einen Tisch, der etwa zwei Quadratarshin groß war. Das Häuschen befand sich hinter dem vier bis fünf Höfe zählenden Dörfchen an einer sehr schönen Stelle, die man den „Garten“ nannte, die einen Ausblick auf die sich über die Talwiesen hinschlängelnde Woronka (einen kleinen Fluß) und auf die Wälder zu beiden Seiten bot. In diesem Garten befand sich auch ein Abhang und darüber ein Wäldchen, in dem es eine kalte, wasserreiche Quelle mit vorzüglichem Wasser gab. Vor dem Abhang befand sich ein tiefer, fließender Teich, dessen Wasser sehr kalt war, der Karpfen, Schleie, Bleie und sogar Sterlets enthielt und gleichsam die Fortsetzung des Abhangs bildete. Dies war ein herrlicher Punkt, nicht so sehr deswegen, weil man dort Milch, die dick und kalt wie Sahne war, trinken und Brot dazu essen oder dem Fischfang beiwohnen konnte, als darum, weil es einfach ein großer Genuß war, sich dort aufzuhalten und bergab zum

Teich oder bergauf zurückzurennen. Manchmal im Sommer, wenn das Wetter gut war, machten wir eine Spazierfahrt dorthin. Die Tante, Papa und die Mädchen saßen in einem leichten Wagen, wir Knaben nahmen zu viert mit Fjodor Iwanowitsch in der gelben Kutsche unseres Großvaters mit den hohen, steil ansteigenden Federn und den gelben Armlehnen Platz (andere Kutschen gab es damals nämlich gar nicht).

Bei Tisch bewegte sich das Gespräch um das Wetter und um die Frage, wie man fahren solle. Um zwei Uhr mußten wir abfahren, um vier zum Tee zurück sein. Alles ist schon fertig, doch man zögert noch, die Pferde anzuspannen; im Westen, hinter dem Dorfe und der Waldschonung, zieht eine Wolke herauf. Wir befinden uns alle in großer Aufregung. Fjodor Iwanowitsch bemüht sich, gelassen und streng auszusehen, doch wir stecken auch ihn mit unserer Unruhe an, und er geht auf den Balkon hinaus, wo es sehr windig ist. Seine grauen Haare flattern ihm im Nacken und in derselben Richtung flattern auch seine Frackschöße, und er blickt mit gewichtiger Miene über das Geländer. Wir warten, was er für eine Entscheidung fällen wird. „Diese da zieht nach Sfatinka,“ sagt er und zeigt auf die größte der violetten Wolken. „Und diese da hat nichts zu sagen,“ sagt er und weist auf eine andere Wolke, die von Osten heranzieht. „Nun was? Wie glauben Sie?“ — „Muß warten.“

Doch die Wolke bedeckt den ganzen Himmel. Wir sind betrübt. Es war schon befohlen worden, anzuspannen; jetzt wird Misha ausgeschiedt, um den Gegenbefehl zu geben. Leiser Regen setzt ein. Wir sind betrübt und unglücklich. Doch da läuft Sersjoscha auf den Balkon und ruft: „Es klärt sich auf, Fjodor Iwanowitsch! Kommen Sie! Blauer Himmel!“ — „Wo?“ — „Kommen Sie!“

Und wirklich läßt die Gewitterwolke, die im Begriffe ist, sich zu zerstreuen, bald ein blaues Stückchen Himmel sehen, das dann bald wieder verschwindet; es wird heller und heller, und plötzlich bricht die Sonne durch die Wolken.

„Liebe Tante! Es hat sich aufgeheitert! Wirklich, sehen Sie nur hin! Fjodor Iwanowitsch hat es vorausgesagt.“

Man läßt Fjodor Iwanowitsch rufen; er ist unentschlossen, aber schließlich bestätigt er, was er gesagt hat. Überall herrscht Unentschlossenheit: am Himmel und bei Tante . . . Die Tante T. lacht und sagt: „Je crois, Alerandrine, en effet qu'il ne pleuvra plus! Il ne pleuvra pas! Sehen Sie nur.“

„Liebe gute Tante! Bitte, bitte, lassen Sie anspannen!“ schreien wir, am allermeisten aber Sersjoscha und ich, während die Mädchen uns unterstützen. Und endlich wird beschlossen, anzuspinnen. Tichon selbst macht einen Luftsprung und läuft aus dem Zimmer. Wir stampfen auf der Freitreppe mit den Füßen in Erwartung der Pferde und der Tanten. Der leichte Wagen mit dem Verdeck und dem Schurzfell für die Beine fährt vor. Nikolaj Philippowitsch lenkt die Pferde; der Wagen ist mit drei Pferden bespannt: links befindet sich der Braune Nerutschinskaja, das stramme, dicke, hellbraune Pferd in der Mitte und rechts das dunkle, knochige Pferd, von dem Nikolaj Philippowitsch sagt, es habe „Kraft“ in sich. Hinter dem leichten Wagen steht der große Braune, der die gelbe Kutsche zieht.

Die Tanten und die Mädchen nehmen ihre gewohnten Plätze ein. Unsere Plätze sind uns ein für alle Male angewiesen. Fjodor Iwanowitsch sitzt rechts und lenkt, neben ihm Sersjoscha und Nikolenka; die Kutsche ist so tief, daß wir, ich und Mitinka, hinter ihnen Platz finden; wir sitzen so, daß unsere Füße sich berühren und wenden uns etwas seitwärts sitzend den Rücken zu. Der Weg ist herrlich, wir fahren an der Scheune vorbei durch die Schonung; rechts liegt die alte, links die junge Schonung. Jetzt langen wir am Hügel an, der steil zum Fluß und zur Brücke abfällt. „Halten Sie sich, Kinder,“ sagt Fjodor Iwanowitsch mit feierlicher Miene; er zieht die Zügel fester an, und nun geht es bergab und immer wieder bergab; im letzten Augenblick, etwa dreißig Schritt vor der Brücke, läßt Fjodor Iwanowitsch dem Pferd die Zügel schießen, und wir sausen, wie uns scheint, mit einer geradezu fürchterlichen Schnelligkeit dahin. Auf diesen Augenblick haben wir nur gewartet, und unsere Herzen stehen schon im voraus still. Wir fahren über die Brücke, fahren den Fluß entlang, einen Hügel hinauf, durchs Tor, in den Garten hinein und

halten vor dem Häuschen. Die Pferde werden angebunden. Sie zertrampeln das Gras und riechen so nach Schweiß, wie nie später ein Pferd gerochen hat. Die Kutscher stehen im Schatten der Bäume herum. Licht und Schatten gleiten über ihre guten, fröhlichen und glücklichen Gesichter. Die Viehhirtin Matrjona kommt in einem verblichenen Arbeitskleid herbeigelaufen, sagt, daß sie uns schon lange erwartet habe und sich über unsere Ankunft freue; ich glaube, es ist mir unmöglich, daran zu zweifeln, daß alle Menschen auf der Erde nichts weiter tun, als sich freuen. Die Tante freut sich, Matrjona zu sehen und fragt sie teilnahmsvoll über ihre Töchter aus; auch die Hunde (Berfa und der Jagdhund Charlot), die uns nachgelaufen sind und Sjodor Iwanowitsch umringen, freuen sich, auch die Hennen, die Hähne, die Bauernkinder, die Pferde, die Kälber, die Fische im Teich und die Vögel im Walde sind froh und glücklich. Matrjona und ihre Tochter tragen ein großes, dickes Stück Schwarzbrot herbei, schlagen den sonderbaren, merkwürdigen Tisch auf und stellen weichen Weißkäse, auf dem noch die Spuren der Serviette zu bemerken sind, dicke Sahne und Töpfe mit nicht abgeschöpfter, frischer Milch auf den Tisch. Wir trinken und essen, laufen zur Quelle, trinken dort Wasser, rennen um den Teich herum, wo Sjodor Iwanowitsch seine Angeln auswirft, und nachdem wir eine halbe Stunde oder eine Stunde in Grumond zugebracht haben, fahren wir auf demselben Wege ebenso glücklich wieder zurück. Ich erinnere mich, daß unsere Freude nur ein einziges Mal durch ein Ereignis gestört wurde, das uns, wenigstens mir und Mittenka, bittere Tränen entlockte. Berfa, Sjodor Iwanowitschs lieber, brauner Hund mit den herrlichen Augen und dem gelockten Fell, lief, wie stets, bald hinter, bald vor der Kutsche her. Als wir den Garten von Grumond verließen, stürzten ihm die Bauernhunde nach. Berfa sprang auf die Kutsche zu. Sjodor Iwanowitsch konnte das Pferd nicht mehr zurückhalten, und so wurde Berfa ein Bein überfahren. Als wir zu Hause angekommen und die unglückliche Berfa auf drei Beinen nachgehumpelt kam, untersuchten Sjodor Iwanowitsch und unser Wärter Nikolaj Dmitrijewitsch, der auch Jäger war, den Hund und kamen zu dem Ergebnis, daß er ein

Krüppel und für immer für die Jagd untauglich geworden war. Ich hörte, was Fjodor Iwanowitsch und Nikolaj Dmitrijewitsch oben im kleinen Zimmer sprachen, und wollte meinen Ohren nicht trauen, als ich Fjodor Iwanowitschs Worte vernahm, die er in besonders forschem, entschlossenem Tone sagte: „Er taugt nichts mehr. Er muß aufgehängt werden.“

Der Hund leidet, er ist krank, und deswegen wird er aufgehängt! Ich fühlte, daß das schlecht war, daß man das nicht machen dürfe, doch der Ton, in dem Fjodor Iwanowitsch sprach und Nikolaj Dmitrijewitsch ihm zustimmte, war so entschieden, daß ich ebenso wie damals, als man Kusma abführte, um ihn mit Ruten zu züchtigen, und als Temjaschow sagte, er hätte einen Menschen deswegen Soldat werden lassen, weil er die Fasten nicht eingehalten hätte, fühlte, dies sei etwas Böses, doch angesichts der unbetrübaren Entscheidung erwachsener Menschen, die ich achtete, traute ich meinem Gefühl nicht.

Ich werde nicht alle meine freudigen Kindheits Erinnerungen aufzählen, denn sie sind zahllos und mir sehr teuer und bedeutungsvoll; sie so wiederzugeben, daß sie auch anderen bedeutungsvoll erscheinen, wird mir nicht gelingen.

Ich will nur noch von einem seelischen Zustand sprechen, der mich in meiner frühen Kindheit oft überkam und, wie ich denke, von großer Bedeutung war, von größerer Bedeutung als viele, viele andere Gefühle, die ich später kennen lernte. Er ist so bedeutsam, weil er die erste Liebeserfahrung war, die ich machte; es war die Liebe zur Liebe, die Liebe zu Gott, ein Gefühl, das ich später nur selten, aber doch manchmal empfand, und zwar, wie ich glaube, darum, weil es in frühester Kindheit eine Spur in meiner Seele hinterlassen hatte. Dieses Gefühl äußerte sich folgendermaßen: Wir, besonders ich, Mitenka und die kleinen Mädchen, setzten uns unter Stühle und schmiegt uns ganz eng aneinander. Wir verhängten die Stühle mit Tüchern, verbarrikadierten sie mit Kissen, sagten, wir seien „Ameisenbrüder“, und empfanden dabei eine besondere Zärtlichkeit füreinander. Manchmal äußerte sich diese Zärtlichkeit in Liebkosungen;

wir streichelten einander, drückten uns fest aneinander, doch das geschah selten; wir empfanden, daß das nicht das Richtige sei, und ließen davon ab. Ameisenbrüder zu sein, wie wir es nannten (wahrscheinlich waren es irgendwelche Erzählungen von den mährischen Brüdern, die uns anlässlich Nikolenkas Erzählung vom Schwindelberg zu Ohren kamen), bedeutete nur, Tücher über sich zu hängen, sich von allen und allem zu isolieren und einander zu lieben.

Manchmal sprachen wir unter den Stühlen davon, was und wen einer lieb habe, was für das Glück notwendig sei, wie wir leben und wie wir alle lieben wollten.

Das begann, soweit ich mich entsinnen kann, mit dem Reisespiel. Wir setzten uns auf Stühle, spannten uns Stühle als Pferde vor, richteten uns eine Kutsche ein, und die, die in der Kutsche saßen, wurden aus Reisenden zu Ameisenbrüdern. Zu ihnen gesellten sich dann auch die anderen. Das war sehr, sehr schön, und ich danke Gott, daß er es mir ermöglichte, so zu spielen. Wir nannten das zwar ein Spiel, doch alles in der Welt ist ja ein Spiel, nur gerade dies nicht.

1903 — 1906.

Dietsch & Brückner A.-G.
Weimar

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	1
Kindheit	5
Knabenalter	125
Jünglingsjahre	217
Anhang: Aus autobiographischen Notizen	
Erste Erinnerungen	401
Kindheitserinnerungen	407







